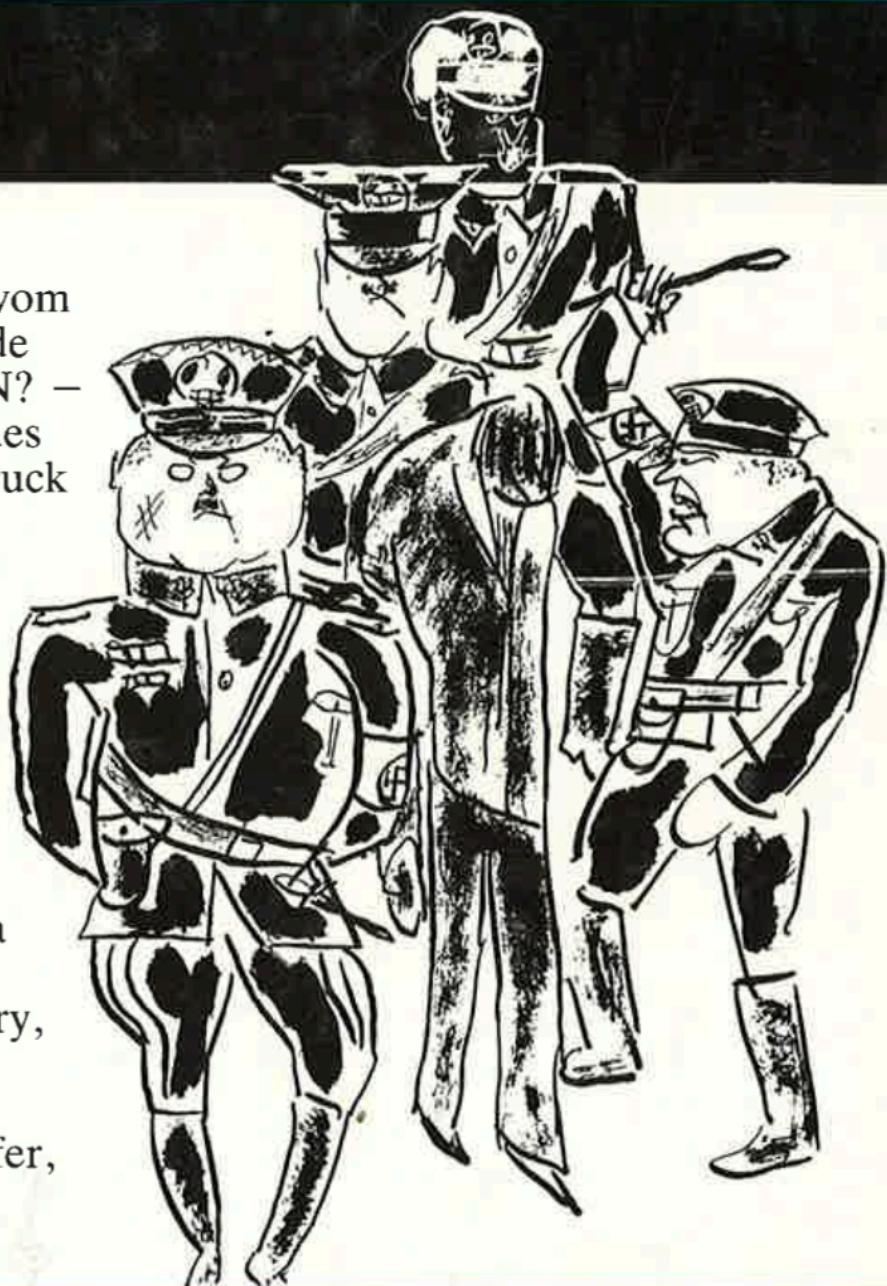


Kürbiskern

Ulrich Becher: Das Märchen vom Räuber, der Schutzmann wurde
ABSCHIED VON GESTERN? –
Eine Collage zur Geschichte des SDS und des VS in der IG Druck
und Papier: Kurt Tucholsky,
Carl von Ossietzky, Johannes
R. Becher, Erich Kästner,
Alexander Abusch,
Bert Brecht, Alfred Döblin,
Alfred Wolfenstein, Oskar
Maria Graf, Dieter Lattmann,
Willy Brandt, Heinrich Böll,
Günter Grass, Martin Walser,
Hans Erich Nossack, Angelika
Mechtel, Siegfried Lenz,
Leonhard Mahlein, Carl Amery,
Hans-Heinz Holz, Hans Peter
Bleuel, Detlef Hensche,
Peter Härtling, Erasmus Schöfer,
Bernt Engelmann u. a.



**SCHRIFTSTELLER
IM SCHUTZ DER
ÖFFENTLICHKEIT**

3183
JUNI

Verlag Dietz Nachf.

über die „vergessenen“ „Millionen“ „einfachen“ Nationalsozialisten

**Lothar Steinbach
EIN VOLK, EIN REICH,
EIN GLAUBE?**
Ehemalige Nationalsozialisten und Zeitzeugen berichten über ihr Leben im Dritten Reich

Gespräche mit „gewöhnlichen“ Nationalsozialisten

256 S. 24,— DM

neue Analyse eines alten Begriffs: Was ist Klasse?

**Jürgen Kocka:
Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875**

Kocka: „Es muß möglich sein, von der analytischen Kraft des Klassenbegriffs zu profitieren, ohne in die Falle zu stolpern, die er bereithält.“

208 S. 16,80 DM

gegen das Packels zwischen den Generationen

**Walter Hollstein
Die gespaltene Generation. Jugend zwischen Aufbruch und Anpassung**

Hollstein: Analyse und Geschichte des Jugendprotests: von Beats und Provos bis zur Alternativbewegung, von den Halbstarken bis zu den Rockern und Neonazis.

144 S. 16,— DM

für das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser

**Raja Shehadeh
Aufzeichnungen aus einem Ghetto**
Leben unter israelischer Besetzung

Shehadeh, Anwalt auf der besetzten Westbank: „Die Welt wird nicht hinschauen, wenn man mein Volk langsam stranguliert“. Doch gerade dies will er mit diesem Buch verhindern.

174 S. 24,— DM

in Ihrer Buchhandlung

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag
im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH
Neuss und München

SCHRIFTSTELLER IM SCHUTZ DER ÖFFENTLICHKEIT

Ulrich Becher: Das Märchen vom Räuber, der Schutzmann wurde	3
Wolfgang Bittner: Geschichtswissen	17
Kurt Robert Hoffmann: Wettkauf / Verursacher	17
Albert Maurer: Deutscher Aphorismus	17
Peter Maiwald: Die plötzliche Einsamkeit des Generals	18
Eberhard Kirchhoff: Neues um Herrn F.	18
Manfred Chobot: Überflüssig	19
Manfred Mai: Vergeblich	19
Susanne Hennemann: Wer weiß schon / Beteuerung / Schwer zu tragen	20
Alf Tondern: politikerweg / appell	20
Christoph Havers: Netter Abend / Bürgernah	21
Günther Butkus: Mittagsstille	23
Hans Klein: Probealarm	23
Ute Horstmann-Bökamp: Bedrohung	24
Bernd Storz: Alb	24
Wolfgang Dietrich: Das Verhör	24
Friedrich Hitler: Schriftsteller und Wende	25
ABSCHIED VON GESTERN? – Eine Collage	28
1. Forderungen: § 2 des SDS / Kurt Tucholsky: Solidarität / 2. Feststellungen zur Lage 1932 (30) / Carl von Ossietzky: Ketzerien zum Büchertag (31) / Johannes R. Becher: Die Freiheit des Schriftstellers (34) / 3. Die Krise: SDS 1931 bis 1933 (36) / Erich Kästner: Letzte Wahlversammlung (37) / Alexander Abusch: Der Weg des Überläufers Max Barthel (38) / 4. Feind Nummer 1: Über die „Sowjetische Bedrohung“ – Bert Brecht, Alfred Döblin, Alfred Wolfenstein, Walter Karsch, Johannes R. Becher, Oskar Maria Graf, Käthe Kollwitz (40) / 5. Ein ehemaliger Vorsitzender erinnert sich – Arnold Zweig: Der Krieg und der Schriftsteller / Fünfundzwanzig Jahre SDS (43) / Bertolt Brecht: Eine notwendige Feststellung zum Kampf gegen die Barbarei (44)	40
UND NOCHMAL VON VORNE: 10 Jahre VS in der IG Druck und Papier	
1970: Der Stuttgarter Kongreß (46) – Willy Brandt, Heinrich Böll (47), Günter Grass, Martin Walser (48) / Tendenzwende: Gescheiterter Anfang (49)	
1973: Der Hamburger Kongreß (51) – Klaus von Dohnanyi, Hans Erich Nossack (53), Angelika Mechtel, Siegfried Lenz (54), Leonhard Mahlein (55)	
1974: Der Frankfurter Kongreß (58) – Walter Scheel (60), Walter Jens (61), Günter Wallraff (62), Helmut Heissenbüttel (64), Ingeborg Drewitz (65) / Spekulationen um einen Rücktritt und die Menschenrechte (66)	
1977: Der Dortmunder Kongreß – Heinz Oskar Vetter, Leonhard Mahlein (68), Carl Amery, Hans-Heinz Holz (69)	
Literatur und Menschenrechte: Im Blick der Exilautoren – Roderich Menzel (70), Luis Trenker (71), Hubertus Prinz zu Löwenstein, Professor Doktor Nikolaus von Lobkowitz (72), Aus (Dissidenten) – Ausrufen und Statements (73), Roderich Menzel: Gedenkrede für Hans Habe (74) – Trommelfeuer: Der neue ANGRIFF (74) – Aus Gesprächen mit Heinrich Böll (76) und Günter Grass (77), Bernt Engelmann und Hans Peter Bleuel: Gefahr von links – oder von rechts? Brief an den Bayerischen Ministerpräsidenten (78)	
Ungeziefer zum Ausrotten? (80) – 1980: Der Münchner Kongreß – Bernt Engelmann: Dies ist auch unser Land! (81) / Drei Äußerungen zum Plan Euroshima (82), Reaktion der Presse (83) / Detlef Hensche: An „Kontraste“ (84)	
1983: Nach dem Mainzer Kongreß (86) – Eva Demski, Peter Härtling, Jürgen Fuchs (89), Erasmus Schöfer (90), Carl Amery, Bernt Engelmann (91)	
Werner Dürrson: „Es ist nicht mehr Zeit, zu betrachten“	96
Werner Jung: Der rasende Torpedokäfer	104
Hans Koch: „... unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen“	126
WORT AN DIE INTERNATIONALE ÖFFENTLICHKEIT – Erklärungen von DDR-Schriftstellern und -Verlegern, Mai 1983	140
Walter Fromm: Die Entdeckung des Ichs	141
Rumäniendeutsche Gegenwartsliteratur:	
Werner Söllner: unhybrische feststellungen / Schneeball-Gedicht	150
Richard Wagner: dialektik	153
Franz Hodjak: Spielräume / blues / Hotel California	153
ANMERKUNGEN	160



Ulrich Becher

Das Märchen vom Räuber, der Schutzmann wurde



Es war einmal ein Königreich
wie in jedwedem Märchen,
– darin sich Greuliches begab.
Mir krächzte ein steinalter Rab
die Mär ins Ohr. – Vor J-ä-hrchen,
so krächzte er, und J-ä-hrchen
wohnten allda viel feine H-ä-rrn
mit fett gespickten Kassen.
Sie lebten gut und darum g-ä-rn;
ihr Tag war eitel Prassen.

Zum Herrn gehört ein Hofgesind:
Schmied, Kutscher, Schneider, Schuster,
der Landmann, der das Korn einfährt
und dessen Weib der Herr begehrt,
der Nachttischlichtauspuster,
der Ja-und-Amen-Sager,
der Bügelfaltenwalter,
der Speichelckermeister,
der Federhalterhalter
– derlei bediente Geister.

Da, eines Tags begab sich eins,
das Anfang war vom Ende.
Ein Zauberer wallte durch das Land
in einem blechernen Gewand.
Die drahtvermummten Hände
sprühten von wilden Funken.
Dem schornsteinhohen Hut entwich
ein winselndes Gequalme.
Dem güldenzähnigen Maul entschlich
der Zauberspruch: „Zermalme!“

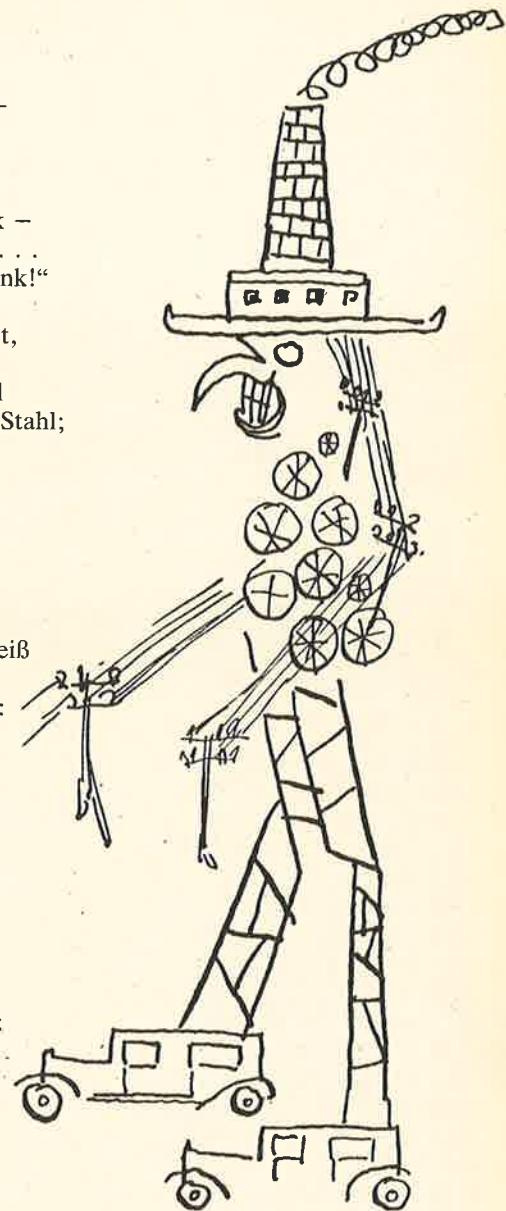
„Zermalmemalmemalmalmalm!“
All Ding, das er berührte,
staunt! regte sich, erbebte,
als ob es eigenlebte,
Entschlossenheit verspürte!
Der Hammer in der Schmiede
begann von selbst zu klopfen,
das Holz sich selbst zu sägen,
zu Bier schuf Malz und Hopfen
sich ohne Händeregen — —

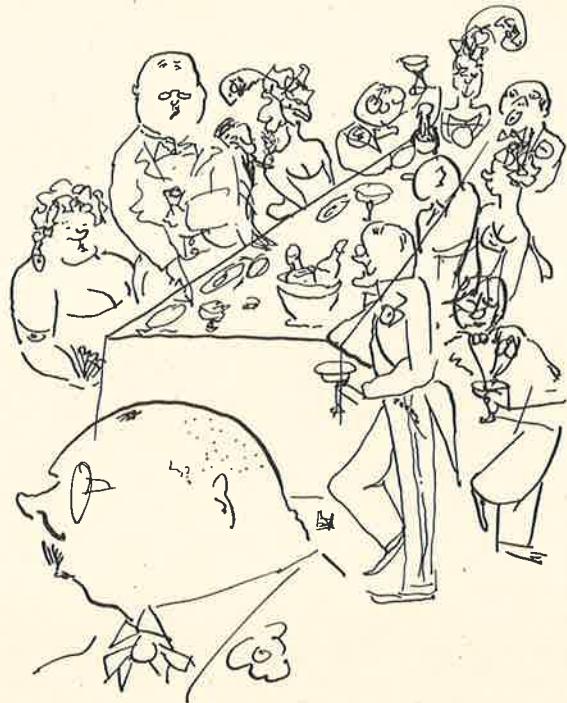
Da lobten sich die feinen Herrn;
mit fürstlichem Geschenke
entließen sie den Wandersmann.
„Guck dir den Perserteppich an –
viel propprer! wenn ich denke,
wie faul mein Leibstaubsauger
den Teppich reingeatmet hat –
der Jean – er war ja lungenkrank –
wie oft hatt' ich den Lümmel satt. . .
Jetzt ist das anders, Gott zum Dank!“

So schnatterten sie schrill entzückt,
die feinen Herrendamen.
Auf samtnem Thron im Rittersaal
gähnte ein Schlund aus Holz und Stahl;
der quäkte: „Ja und Amen!“
Ein Schandgerücht zu streuen,
bedarf es keiner Läufer mehr:
Vertrau's der Wundermuschel!
Lichtschnelle reiste hin und her
spitzugiges Getuschel.

Das Bauernpack! ihr saurer Schweiß
belästigt unsre Nasen.
Die Schnitterschar wird abgestellt:
Die Messer mähn das Ährenfeld,
den grünen Schwimmbadrasen
selbsttätig, zauberfleißig.
Erlöst sind wir der Augenpein,
die schmutzigen Gesichter
um uns zu sehn tagaus, tagein
– zum Kuckuk das Gelichter!

Also jagten die hohen Herrn
die Leute aus dem Hause.
Zum Fest war Malvasier entkorkt;
von Robotern pünktlichst umsorgt
beließ man sich dem Schmause.
Das drückte auf die Köpfe,
Wein stürzend, schnabulierend.
„Brav waren sie; auch ehrlich“,
brummt einer kurz sinnierend.
„Ei was, sie sind entbehrlich!“



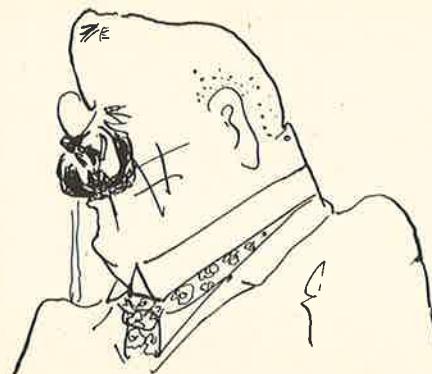


Jäh schlugten Plage, bitre Not
die fassungslos Verzagten.
Allwegs im stolzen Königreich
irrten Verstoßne hungerbleich,
die ihre Nägel nagten.
Auf allen Straßen wankten sie,
am Elend stumm geworden, blind,
im Arm ein schlaffes Bündel.
aus arbeitsfröhlichem Gesind'
ward lungerndes Gesindel.

Im dunklen Scharren harrten sie
und starren durch das Gitter
zum herrschaftlichen Fenster,
hohläugige Gespenster,
graue Erbarmenbitter. . .
Jetzt kratzte sich manch Kavalier
manierlich hinterm Ohr.
„Das Luderpack treibt mir's zu bunt!“
knurrt er und hetzt den scharfen Hund
aufs Schemenvolk vorm Tore.

Da reichte keine Meute hin,
das Schemenvolk zu hetzen.
Mehr wurden sie und immer mehr
und bannten, ein unreisges Heer,
die Ritter in Entsetzen.
Das haschte nach der Muschel,
hob an ein Mordioeschrei
von Meuterei und Waffen,
– erkieste eilends ihrer drei,
„hier Remedur zu schaffen!“

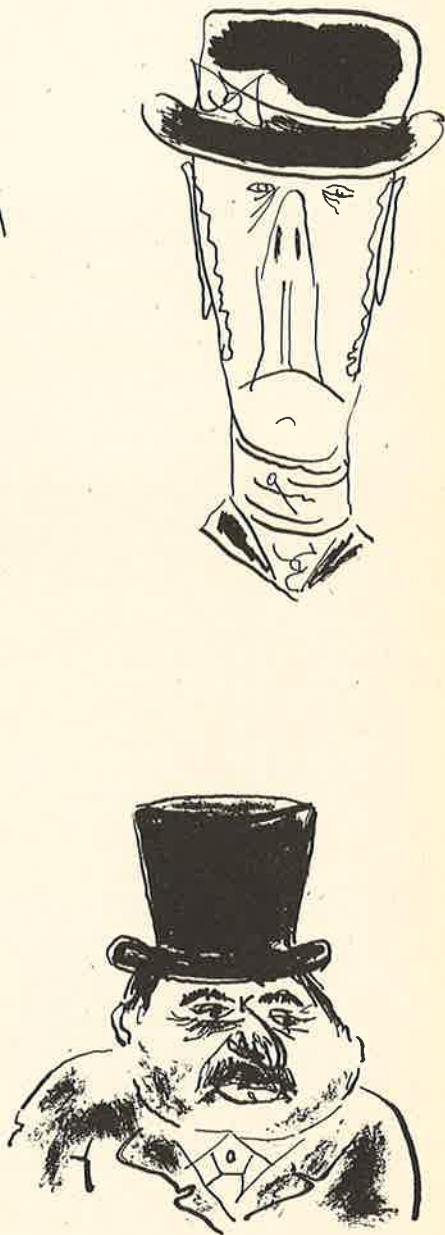
Der eine, Schlot, von und Baron –
„Herhör'n! bis zum Krepieren“,
so hatte er vom hohen Roß
belehrt der strammen Diener Troß,
„sollt ihr mir exerzierien!“
Doch weil er seine Diener
indessen aus dem Haus gejagt,
dressierte er ganz unverzagt
den Troß der Automaten
zu hehren Heldenaten.



Noblerer Schrulle frönte
der zweite, Sir Doworkformee.
Im Halbzylinder, rot befrackt
ritt er hal! zur Fuchsenjagd;
ein goldbrokatner Parapluie
sein ständiger Begleiter.
Ein Zauberbänklein schenkt ihm Rast
– kaum daß er unter sich gefäßt,
schon gleißen ihm in Händen
die unverdienten Spenden.

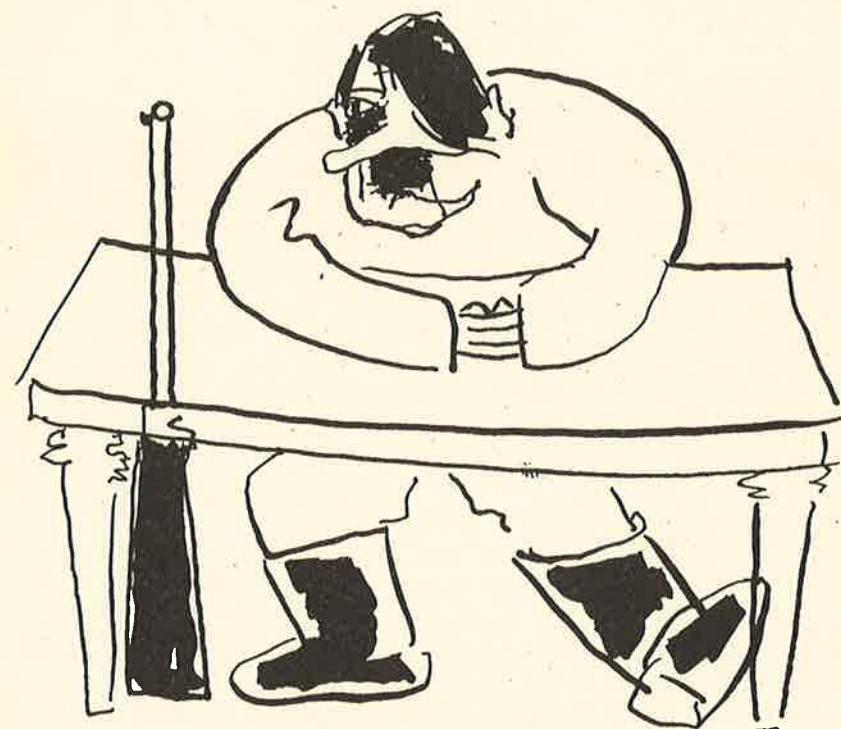
Monsieur Vicomte Lechoubiac
der dritte im gewählten Rat.
Das Buch der Würdenträger
und königlichen Pfleger
vermerkt ihn mit dem Prädikat
'Wirklicher Oberschieber'
zufolge seiner Ehrenpflicht,
der Majestät das Leibgericht
mit einem „Wenn belieben. . .“
scharwenzelnd zuzuschieben.

So fand sich das Triumvirat
unter den hohen Bögen
der Kronkanzlei. Ein jeder mied
des andern Blick – fast nie geschieht,
daß Herrn einander mögen.
Man faßte folgenden Beschuß:
Das Heer der Armen zu zerstreun,
genügt nicht mehr der Büttel;
her muß ein eichner Knüttel,
den Frechlingen das Fell zu bläun!



Doch w-o nimmt man den Eichnen her?
 Des Rats Gedanken wallen
 durch Reiche tiefen Eichenwald –
 „Potzblitz!“ ruft Ritter Schlot alsbald,
 „mir ist was eingefallen. . .“
 Kennt Ihr den äh – den Schinderbraun?
 „Den B-r-a-u-n? Den Erzbanditen Braun?“
 „Ihr sagt es. Schenkt dem Kerl Vertraun.
 Mit seinem Räuberpeloton
 bringt er die Sippschaft zur Räson – –“

— Im dämmergrünen Eichenwald,
 in einer Köhlerpinte,
 drin seichtes Bier verzapft ward,
 hauste, ein Schuhwichsbürstenbart,
 der Braun mit einer Flinte.
 Die brach' er aus dem Kriege mit:
 wenngleich er stets beteuert,
 daß er 'ganz vorn' gewesen sei,
 blieb ein Merkwüdiges dabei –
 sie war nicht abgefeuert.



Den Weiberfeinden gleichzutun,
 die keineswegs verdammet
 das Huhn im Topf, den Rotweintrank?
 Quark! Schinderbraun war magenkranck.
 Wen nie der Wein entflammert,
 schwingt keinen Würfelbecher.
 Wein, Schlemmerei, die Mädchen, Spiel?
 Braun tat es ab. Was ihm gefiel?
 Sich selber zu vernehmen!
 Die Wölfe zu beschämen!

„Ich werde sie“, so jault er auf,
 „abfangen, kerkern, binden!
 All die, die sich erdreisten,
 mir Widerstand zu leisten –
 ich werd sie schinden, s-c-h-i-n-d-e-n!!“
 Mit angstverklemmten Schwänzen
 hetzen die Wölfe aus dem Wald,
 daraus des Räubers Brülln erschallt,
 der Spießgesellen Jubel,
 gepickerter Höllentrubel:

„Die aber, die mir willens sind,
 beregne ich mit Manna!
 Ich hexe ihnen süßes Brot
 aus Tannenharz, aus Hundekot –“
 „Hoch lebe Braun! Hosianna!!“

Ihr wüst Bramarbasieren
 verrann im Regen ohn' Belang.
 Sie lebten stetsfort magrer
 von Mundraub, Diebs- und Bettelgang,
 begossne Wegelagrer. . . .

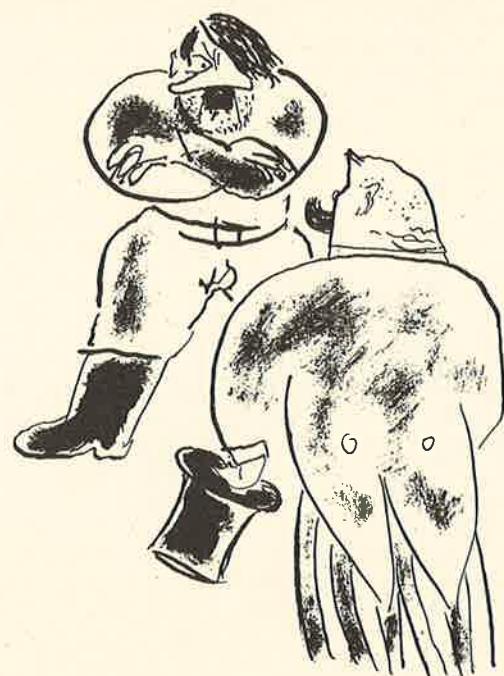
Des Hauptmanns Narr ein Krüppelzwerk,
 verlaufner Bänkelsänger.
 Er krähte ihm manch Liedelein,
 und stampfte mit dem Hinkebein
 den Takt dazu. Hirschfänger,
 von Menschenblute triefend,
 besang des Hauptmanns Lieblingslied.
 Der Zwerg kräh't ohne Säumen,
 bis Braun in bleiche Lust geriet,
 in wutverzerrtes Träumen.

Sein Fähnrich ist ein Riesenschwamm,
 verfallen bösem Tranke,
 den er aus Mohn und Bilsenkraut
 nach heimlichem Rezepte braut.
 Dann hascht die fette Pranke
 nach Fliegen. Zupft die Flüglein ab.
 Sich weidend an der winzen Qual,
 läßt er sie übern Wanst marschiern,
 in Rotten krabbeln, exerziern –
 drum heißt er ‚Fliegengeneral‘.



Ein Tollhäusler, der einst entwich,
ein füdrer aus der Teufelsbrut.
Er sticht sich in den Finger:
„Ein jeder ist geringer“,
lallt er und schleckt sein eigen Blut
mit säufrischem Behagen,
„als i-c-h! Wer's zu bestreiten
wagt, mag zur Hölle reiten!“
Ihn zierte ein blutiger Verband.
Er wird „der Philosoph“ genannt.

Doch wär's geblieben, wie es war,
wenn nicht ein prächtger Wagen,
mit unsichtbarem Roß bespannt,
– der Schlotbaron, vom Rat entsandt,
im steifen Heroldskragen –
vor jener Räuberschenke
im Walde vorgefahren wär . . .
Es reich' ihm zu besondrer Ehr,
rief Schlot, den Herrn Apachen
die Aufwartung zu machen.



Gewohnt verdrießlich hockte Braun,
ein Bucheckerchen knabbernd,
im Pinteneck bleich wie der Schnee,
mit schalem Hagebuttentee
sein Ordensband besabbernd –
als ihm Herrn Schlots Visite
durch Kopp, den Zwerg, gemeldet ward.
Braun kraulte sich den Bürstenbart,
– nahm seine Bühnenflinte
und stelzte aus der Pinte.

„Ich komme nicht als Euer Feind,
mein vielliebwerter Schinderbraun“, sprach Schlot, sich tief verneigend,
Höchstehrerbietung zeigend;
„ – – der Kronrat schenkt Euch sein
Vertrau!
Zu Euer Gnaden bin ich
mit Vollmacht insgeheim entsandt:
Gekoren Eure Eisenhand,
im Heer der Lungerlaffen
flinkst Remedur zu schaffen!“

Ein Rülpser, hagebuttenschal,
blieb Braun im Schlunde stecken:
„Beliebt dem Herrn ein Schaberneck
mit mir? Heda, was soll der Schnack?
Gefällt's Euch, mich zu necken?“
„Wie können Euer Gnaden“, flötete Schlot, „auch nur von fern
solchen Verdacht umhegen . . .
Hier! . . . nehmt des Oberschutzmanns
Stern
nebst Allerhöchstem Segen . . .“

Da Braun den goldenen Stern gewahrt –
von seines Fähnrichs Bauche
pflückt er ein Unglücksfliegelein,
bestiert mit einem Blick aus Stein
das hilflose Gekrauche;
zerdrück's im Nu in seiner Faust
mit jäh erleichten Knöcheln.
So es dem König fromme,
bricht es gleich wüstem Röcheln
hervor, „ – – wohl! Ich k-o-m-m-e!“

Der fette Fähnrich trug die Fahn',
drauf war in einem Zirkelkreis
ein vierzerbrochenes Kreuz gemalt,
von altem Schweineblut umfahlt,
zum allsichtbarlichen Beweis,
daß unser Räubergnaden
nichts, tausendmal nichts heilig sei
– ein ruchlos freches Konterfei,
ertüftelt. Den zu höhnen,
der kam, die Welt zu söhnen.

So brach der Schrecken übers Land.
Auf jedem freien Platze
tat sich, die Fäuste bleich geballt,
der jäh entfesselten Gewalt
tollwutverzerrte Fratze.
In jeder Jahrmarktbude
verkündete ein Raubgesell
mit ohrverstümmelndem Gebell:
„Wer sich erkühnt, uns zu mißtrauen,
den schinden wir! Hosianna Braun!“

Der Popanz Kopp kräht, Schaum
vorm Maul,
von blutbeschmierten Messern.
Der Fliegengeneral ergellt:
„Beim Eid, wir werden diese Welt
zum Allerliebsten bessern!
Schaut diese Fliegenkrabbelei,
die meinen Blähwanst zieret:
Das Flieglein zähmte ich zur Laus,
und wer uns nicht, parierte,
dem reiß ich Arm' und Beine aus!“

Mit marktschreierischem Schwunge
sticht sich der Philosoph aufs Blut.
Die hundertfach zerstochne Hand
zuckt aus dem schützigen Verband:
„Her! leckt mein Blut, das Wunder tut!“
Doch überbrüllt sie alle
der Oberschutzmann Schinderbraun:
Allwo sein Geiferwort erschallt,
verstummt männiglich, jung und alt,
gebannt in zaubersüßes Graun.

Den kargen Schatz an fremdem Wort
verhudelt er befliissen,
Sei's Witterung, sei's Remedur –
„Ich werde hier Temperatur“, kreischt er, „zu schaffen wissen!
Die zu mir in Gehorsam
und blinden Treuen finden,
beregne ich mit Manna!
Die andern laß ich schinden!“
„Hosianna Braun, Hosinna!“

Was im Besitz der Ritter war
an Stahl, Holz, Wasser, Kohle,
gehorchte Schinderbraun. Er sprang
dem Satan gleich, ein Schwefeltank,
von dem zu jenem Pole
des stolzen Königreiches –
und Feuer, Holz und Eisen
berührt vom Würzelein Alraun,
knistern und knarrn und preisen:
„Hosianna, Allzermalmer Braun . . .“



HIERMIT WIRD AMTLICH KUNDGETAN:

Beim Nahen Seiner Vehemenz
hat, in Vollzug des Standesrechts,
ein jedermann, gleich welch Geschlechts,
zum Zeichen strammer Reverenz
den Neuen Gruß zu üben,
indem er schleinigst sein Gesäß
entblößt, § 3 gemäß.
Wer widerhandelt dem Gebot,
ist seiner Strafe sicher: Tod.

So ward's allorts bekanntgemacht,
des Schutzmanns Mut zu süßen.
Wenn sich die Rotte näherwälzt,
Brauns Säbelbein des Weges stelzt –
die Obrigkeit zu grüßen,
schlüpft alles aus den Hosen!
Fromm blinken tausend Steiße,
pausbäckige und magre,
samtwieche, knochig hagre,
altjüngferliche weiße. . .

Und Braun nahm die Parade ab,
gemeißelt die Grimasse –
ein Höchster Ordner, Richter.
Der blicklosen Gesichter
reglos gefügte Gasse
macht ihn befriedigt nicken.
Dem grimmen Nasenloch entstiebt
ein rührseliges Schnauben:
„So will ich es denn glauben,
daß ihr mich l-i-e-b-t, von Herzen liebt!“



Das unerfahne junge Blut
fährt freudig aus dem Kleide:
Dies ist so jungen Blutes Art.
Indes, manch schwarzer Männerbart
ergraut am Herzeleide.
Im Heer der armen Leute
raunt der und der verkniffenen Munds:
„Mit Hunden hamse uns gehetz.“
Jetzt hamse den Gottseibeins
als Büttel über uns gesetzt.“

Ein fürchterliches Strafgericht
schlug jeden, der gemucket.
Am öffentlichen Pranger hing,
schmeißfliegenschwarz, manch
greulich Ding:
manch Herz, das jüngst gezucket
in lodernder Empörung
und seinem Träger aus dem Leib
gerissen ward zum Zeitvertreib,
und ausgestochne Augen,
daran die Fliegen saugen –

Ja, Augen, deren Flammenblick
getrotzt dem Einaug der Gewalt,
und abgeschnittene Zungen,
die Braun zutrotz gesungen
das Lied der Wahrheit: leise schallt
es fort, nie ganz verklingend . . .
und abgehackte Hände,
den Gaffern flehend zugekrallt,
die einst im Schwure sich geballt:
„Ertrotzt die Große Wende!!“

Doch Kopp, der Gnom, erfand ein Lied
vom Leben tief im Grabe,
– davor es jedem Ohr gegraut.
Im Frondienst ward das Werk erbaut.
Der Braun mit seinem Stabe
besichtigte die Friedhofsmauern,
die sich im Reiche zingelten;
Armsünderglöckchen klingelten.
Bang frug sich's, schreckensbanger:
„Mußt d-u zum Teufelsanger?“

Allwer dem Schutzmann nicht genehm,
ward stracks zum Friedhof abgeführt.

Sie bürdeten ihm einen Sarg
auf seinen Hals, ob jugendstark,
ob altersschwach, ganz ungerührt
ließ man ihn schleppen, keuchen
gleich jenem, der zur Würde
des Menschen seine Bürde
geschleppt durch Sandsturms
graue Wut,
das Holz, das ihn zum Sterben lud.

So schwankten sie endlosen Zugs
zum eigenen Begräbnis.
Sie schaufelten sich selbst die Gruft,
küßten ein letztes Mal die Luft –
das schrecklichste Erlebnis
all ihres Jammerlebens
blieb ihnen aufgespart.
In Sarg geknüppelt! Deckel zu!
Ein Chor gröhlt sie zur letzten Ruh:
„Fah-ret zur Gru-be, fah-ret . . .“

Vielorts im stolzen Königreich
ragen die Friedhofsmauern.
Ein unterirdisch Ächzen,
Wimmern, Um-Hilfe-Lechzen
– zutiefst ins Mark erschauern
läßt's jeden, der des Mitternachts
auf leiser Sohl vorüberschleicht.
Sein Schritt erlahmt, am Graun
erbleicht
haucht er, die Lippen bebен:
„Ich. . . bin ich noch am Leben?“

Indessen, von der Schlösser Zinn'
glühten die Freudenfeuer.
Zu Tale rieselt Jubelsang,
verwöhntes Kichern, Becherklang –
„Ehre dem Ungeheuer!“
prosten die Herrn einander zu:
„Soll sich die Drachenbrut dort drunt'
mit Haut und Haar verschlingen!
Wischt Euch das Bratenfett
vom Mund,
laßt uns ein Loblied singen!“

Hinan zum muntern Feuerlein
glotzt Braun, glutrot belichtet. . .
Der krumme Zeigefinger sticht
empor: „Bin ich den Rittern nicht
zum Amtsbesuch verpflichtet?“
Zum stolzen Herrenhause
wälzt sich der Räubersklaven Heer.
Mit sieben Schlägen, zentnerschwer
pocht der Reichsfliegengeneral
ans Tor. . . Die Ritter schweigen fahl. . .

„Hosianna Braun!“ brüllt Schinderbraun.
Im Namen der Gesetze,
ihr müssiggeherisch Gekreuch,
tut auf! Ihr schweigt? Ihr weigert euch?
Pest hole euch und Krätze!
Da werden meine Gnaden
T-i n-k-t-u-r zu schaffen wissen!
Ich lasse eure Köpfe,
die wohlgesalbten Schöpfe
als Siegesfahnen hissen!!“

Da ging ein grauses Kriegen an,
besinnungsloses Wüten.
In leidensfeuerlicher Nacht
ward mancher Herr zu Tod gebracht –
ja: Leidensfeuer glühten.
Wie diese Mär zu Ende ging?
Hat mich der Rab betrogen,
dieweil er jäh entflohen?
Sein fernstes Flügelrauschen
gewährte mir Erlauschen. . .

Des Königs Name: Eitel Gold,
der Erste und Alleinige.
Das Königreich heißt Rabendland:
Ob es, verfallen Mord und Brand,
sich selbst zu Tode peinige?
Das Heer der Leidgeprüften
hat sich zur Tat gefunden
und Schinderbraun geschunden
mit Pflugscharn, Schmiedehämmern
im lila Morgendämmern.

Prosa-Epilog: Mitten im Zweiten Weltkrieg reiste Ul, wie ihn sein um 17 Jahre älterer bester Freund nannte, den er im Leben finden sollte, Deutschlands Daumier George Grosz, 1933 von den Nazaren als 'Kulturbolschewist No. 1' gebrandmarkt und mit Gattin Eva und beiden Söhnen nach New York abgedampft, mitten im Zweiten, Mai '41 reiste Ul mit seiner Frau Dana Roda von Lissabon aus mit dem Dampfer *Cabo de Hornos* nach Rio de Janeiro, wo man teils in einer Mansardenkleinwohnung Copacabanas hauste, Seitengäßlein ausgerechnet namens *rua Djalma Ulrich* (Ulrs Mutter Elise Innerschweizerin, geb. Ulrich-von Rickenbach), teils auf einer Granja, Klitsche in Terezopolis im mittelbrasilianischen Orgelgebirge, die man einem Portugiesen für umgerechnet 25 Schweizerfranken Monatsmiete abgehandelt hatte – im Schauspiel SAMBA, '51 in Wiens Theater in der Josefstadt uraufgeführt, heißt das Kaff Ibarahy-na-Serra.

Zu Weihnachten nähert sich Mittelbrasiliens der Hochsommer. Einem *Quitandeiro*, fahrender Kleinhändler in einer von zwei ponyhaften Pferdchen gezogenen Kutsche, kauften Dana und Ul, heute gewiß als 'Paradigmatische Umweltschützer' geltend, einen süßen, kaum erwachsenen schneeweissen Ziegenbock ab, der an seinen vier Beinen gefesselt auf einer Pritsche lag, von etwelchen Gourmets zum Festschmaus gebraten werden sollte. Er wurde sogleich Pan genannt und jeden Morgen vom Sohn einer Indianerwässcherin auf die Weide geführt. Als die Bécquers die Klitsche verließen, vertrauten sie Pan einem verschlaf-en-frommen Hotelier an, der den Eid ablegen mußte, den weiß-spitzbürtig Schönen am Leben zu lassen und als Zuchtbock zu verwenden. Etwa anderthalb Jahre später erfuhr man, daß Paà zum potentesten Bock der Serra avanciert war, ca. hundert Geißlein gezeugt hatte – mithin unbestreitbar der größte Erfolg, den der Brasil-Exilschreiber U. B. verzeichnen durfte.

Boeuff, Spitzname von George Grosz, der indes aus New York City nach Bayside, Long Island übersiedelt war, informierte ihn, Anna und August Siemsen, die in der Weimarer Republik zu den Häuptern der U.S.P.D. (Unabhängige Sozialistische Partei Deutschlands) gehörten, seien 1933 ins Exil gegangen, sie in die USA, er nach Argentinien, wo Dr. Augusto Siemsen in Buenos Aires die Monatszeitschrift LA OTRA ALEMANIA deutschsprachig herausgab. Anna rate Ul, sich mit ihrem Bruder in Verbindung zu setzen. Als bald publizierte man dort pamphletische Lyrik und antifaschistische Essays und freundete sich auf dem Umweg mit Willy Keller an, der Dramaturg am Mannheims Nationaltheater und eine Bekannter Bert Brechts gewesen war, nunmehr mit Frau und Sohn in Rio-Ipanema wohnte, ausgerechnet als Reklamemacher für die *Antarktis-Pils-Brauerei* arbeitete. Man beschloß, eine NOTBUCHEREI DEUTSCHSPRACHIGER ANTIFASCHISTEN zu gründen, nicht zuletzt, um die zu neunzig Prozent vernazten deutsch-brasilianischen Sprachinseln in Rio Grande de Sul und Paraná zu beeinflussen. Nachdem U-Boote des Tausendjährigen Reichs innerhalb der 3-Meilen-Zone zwei Truppentransportschiffe mit Mann und Maus versenkt hatten, Brasilien '42 in den Zweiten Weltkrieg eingetreten und Publikation in den Sprachen der Achsen- und Dreiemschäfte verboten worden waren, meldete Willy Keller die unsern beim Unterrichtsministerium an mit dem Vermerk *Verfaßt in Schweizer Sprache*. Somit erschien als „Heft No. 1“ 1943, akut zum Ausgang der Schlacht um Stalingrad die vom Autor (und Grosz-Schüler) illustrierte Moritat DAS MÄRCHEN VOM RÄUBER, DER SCHUTZMANN WURDE.

Wolfgang Bittner Geschichtswissen

Nach dem Schulbuch
sinngemäß
ist die Weimarer Republik
an ihrer Bedrohung
von links
gescheitert
als die Nationalsozialisten
die Macht übernahmen

Kurt Robert Hoffmann Wettlauf

Voran drängt
im Sturmschritt
der Geist der Zeit

Dichtauf bleibt
Gespenst der
Vergangenheit

Verursacher

Uunausgesetzt sah
man sie Dreck nach
links werfen

Nun wundern sie sich
daß viele wieder weit rechts
Sauberkeit sehn

Albert Maurer Deutscher Aphorismus

Friedrich Zürn
Fabrikarbeiter
schoß auf den
Fabrikbesitzer
und rums
ha ha
fiel das Gewehr
tot um

Peter Maiwald

Die plötzliche Einsamkeit des Generals

Wenn er kommt fällt die Straßenbahn
vom Gleise und versteckt sich
kein Tischlein hier bedeckt sich
wenn er kommt kräht kein Hahn.

Der Regenbogen holt sich ein
der Fluß fließt weg es schwenkt
kein Mensch ein Tuch es fängt
ein Kind laut an zu schrein.

Was Luft ist macht sich dünn der Witz
wird bitter selbst der Regen
verpißt sich es bewegen
sich Berge schnell vom Sitz.

Die Zukunft flieht: ich bin kein Ziel
kein Mensch will sich mehr richten
die Landesfahnen flüchten
wenn er kommt ins Exil.

Wenn er kommt ist das Land entleert
die Sinne schwinden keiner
zu Diensten Ende Einer
ihn grüßend ist entehrt.

Eberhard Kirchhoff
Neues um Herrn F.

Ein frommer Mensch fragte Herrn F.
nach der Moral des Atheismus.
„Ich weiß nicht“, sagte Herr F. nachdenklich,
„aber fragen Sie doch
Ihren Militärbischof“.

Manfred Chobot
Überflüssig

in der gegend steht
ein gegenstand umher
unschlüssig zweckentfremdet
möchte aus der haut fahren
wie rumpelstilzchen auf einem bein
allermindest davonrennen
anstandslos fluchtig
über wegelaernde hürden hüpfen

die umliegenden einreden auf
den gegenstand benennen ihn
ICH
bleibt der wunsch aufrecht
niemals zur verfügung gestanden

zu sein

Manfred Mai
Vergeblich

Zu lebenslanger Haft
in der eigenen Haut
verurteilt und sich selbst
nicht zu nahe kommen wollen

Das Sägeblatt ist stumpf
die Engel hängen aufgespießt
an den Fernsehantennen und rufen
vergeblich um Hilfe

Hinter Sätzen aus Büchern
verstecken wir uns
ziehen dicke Mäntel über und erforschen
das Verhalten der Tiere

Susanne Hennemann Wer weiß schon

Wer weiß schon
an welchen Morpfählen die Sehnsüchte
aufgehängt wurden
In welche Versteinerungen
sich die Trauer gelagert hat
und in welchen Wortfahnen
das Schweigen im Winde weht

Beteuerung

In der einen Hand eine Axt
in der anderen einen Knüppel
so trete ich vor dich hin und beteuere
Ich führe nichts gegen dich im Schilde
In Frieden will ich mit dir leben
Warum glaubst du mir nicht

Alf Tondern politikerweg

sinnloser ausfallschritt –
die sachzwänge
holen dich ein
treiben dich zurück
in die falsche bahn
wo es noch ein wenig
bergaufgeht
obgleich du den abgrund
schon ahnst

Schwer zu tragen

Jeden Morgen
schultert der Alte den Tag
wie sein Sohn das Werkzeug
Schwer zu tragen
beides

appell

akzente setzen
in unserer
ärzteurenfußballstarsreform
verhinderungsgesellschaft

ich empfehle

steuerfreiheit
für mietmütter
und
ein fortppflanzungsverbot
für kritikaster

Christoph Havers Netter Abend

Da liegen wir also
ausgestreckt/niedergestreckt
auf dem unvermeidlichen flokati
sternförmig und das züngelnde licht einer kerze
kämmen uns bedeutungsvoll die tolle eitelkeit
drehen die welt
auf unseren fingerspitzen hin und her
so viel wohltuender schrecken!
so viel behagliches frösteln!
daß wir unversehens aneinanderrücken
und uns wärmen und ihn unablässig streicheln
diesen fetten kloß gemütlichkeit

spätestens bei pink floyd
kommt mystik auf
und auch der weltuntergang steht sprungbereit
der süße duft der katastrophenangst
vermischt sich wirklich köstlich
mit den marihuanawolken, erster wahl
jetzt ist der augenblick gekommen, ist sie da
die chance, seine ganz persönliche story
auszuwickeln, sein poster vom ich:
träume, abgepackt in silberalu, hüpfen
fröhlich von regalen
schlagartig wirds total intim
das unbewußte vorgezeigt
das hemdchen gelüftet
erstaunlich, was da jeder zu bieten hat:
angespannt
wiegt jeder so das kügelchen blabla
wie gold
wer wagt da noch völlig unsensibel
realist zu bleiben

wo die welt doch voller
abendfüllender geheimnisse steckt?!

du hast dich anscheinend
im stundenplan vertan, mein lieber
morgen früh erst sitzen wir alle wieder
im kommitee für politische witze

vielleicht gelingt es uns sogar
wie dienstagabend
für ein paar stunden
einfach die entfremdung aufzuheben:
schon rücken leiber zusammen
der ring um das kerzenlicht
zerfranst sich allmählich
penntüten öffnen sich
was nebeneinander liegt verbrüdert
und verschwistert sich spontan
wie gut
daß dieser monologisierende genosse
nicht abzustellen ist
sonst wäre es auf einmal
sehr still

Bürgernah

Wie nie zuvor
suchen wir die diskussion
mit dem bürger
sagte der kanzler neulich
zu BILD und der oberpolizeidirektor
nickte unisono
mit dem chef der RWE:
im zuge einer einzigartigen
werbeattacke
für die friedliche nutzung
der atomkraft
verteilt jetzt das elektrizitätswerk
an jeden bürger dieses landes
eine große portion energie gratis:
dem Bürger
derart unter strom gesetzt
brennen natürlich schlagartig
sämtliche sicherungen durch –
für minuten gehen ihm
alle lichter aus . . .

das genügt schon
jetzt kann er
angeschlossen werden
ans hauptnetz

Günther Butkus Mittagsstille

die sonne flimmert zwischen den dächern
die luft wirkt drohend fast schneidend
uff wird sie sagen die tür
wenn sie mich draußen weiß
was wohl die blumen von mir hielten weil
ich hab' sie nicht immer gegossen jetzt
da ich las daß auch blumen angst verspüren
unschlüssig diese stille mit meinen
hallenden schritten zu zerstören
steh' ich in der tür
wie ein gepelltes ei rollt sich
ein ohrenkriecher über meinen schuh
es knirschte ein wenig . . .
ameisenhaftes treiben überall:
leise höre ich im haus das quietschen
eines bettes ach die mittagspause
verirrte sich im bett . . .
der tag macht mich unsicher so
als wär's „12 uhr mittags – live“:
wo warten die killer auf mich?
zurück ins zimmer auf dem ich jederzeit
„seele auf eis“ spielen kann

Hans Klein Probealarm

Die Sirenen werden erprobt
Eine Gruppe ganz neuer Landrover
fährt an einer Gruppe ganz verdorrter Bäume vorbei
Eine Briefbombe ist rechtzeitig entdeckt worden
(Wann muß eine Briefbombe entdeckt werden
daß man sagen kann
sie sei zur rechten Zeit entdeckt worden?)
Morgen dann / wird heut schon wieder
gestern sein / singt ein Schlagerstar
In den Schlachthöfen
brüllt das Vieh
Die Zahl der Hochzeiten nimmt / wieder zu
Mein Nachbar / putzt seinen Gartenzaun
mit seinem Taschentuch
Er grüßt mich
Dann putzt er weiter.

Ute Horstmann-Bökamp Bedrohung

Dies historische
Lächeln der Statuen
in den Parks

Durch Jahrhunderte
belächelten sie
Geschichte
Krieg und Frieden

Doch einige
verlieren langsam
ihr Gesicht

Bernd Storz Alb

Das alljährliche Manöver
blau gegen rot
auf der Hochebene

Bomberschatten
über den Schafherden
Über den Lagerstätten
der Atomsprengköpfe
Wanderwege

Rot schraffiert
auf dem Gefechtsplan
die frischgefegten Dörfer

Friedrich Hitler Schriftsteller und Wende

Lieber gleichgeschaltet als ausgeschaltet, damit kann ein Bankier zur Not durchkommen, ein Schriftsteller nicht. Ihn schließt gerade sein Verzicht auf innere Ehrenhaftigkeit von seinem Beruf aus. Wer das Unehrenhafte einer solchen Lage nicht empfindet, kommt für die Literatur überhaupt nicht in Betracht. Wer es aber empfindet und dennoch hinnimmt, wird persönlich uninteressant und bringt bestimmt nur Unwirksames hervor . . . Literatur kann es nur geben, wo der Geist selbst eine Macht ist, anstatt daß er abdankt und sich beugt unter geistwidrige Gewalten.

(Heinrich Mann. Nach: „Äxte & Eichen“, kürbiskern 1/66)

Als im Sommer 1982 einige Schriftsteller aus dem VS in der IG Druck und Papier austraten, den die meisten der Ausgetretenen nur dem Namen und dem Bankabbuchungsverfahren der Gewerkschaft nach kannten, setzte zum wiederholten Mal der Streit um die Frage ein, ob es sich dabei um eine Kampagne der Reaktion oder um eine Krise im Verband handelte. Wer nicht alles vergessen hatte, was schon des öfteren durchgespielt worden war, hielt sich kaum beim Vordergründigen der lautstark gehandelten Erklärungen und Kommentare auf, bei denen ohnehin schwer zu unterscheiden war, was sich zuerst regte – der Protestierende beim Feuilletonisten oder die am Protest interessierten Redakteure bei den Protestierenden. Sichtet man die Stöße der veröffentlichten Empörung, Rechtfertigung und Beschimpfung, so kann es keinen Zweifel daran geben, daß die Vorgänge auf der Bühne von Regisseuren hinter den Kulissen inszeniert waren, die seit Anfang der 70er Jahre an der „Tendenzwende“ arbeiten. Natürlich steht ein Verband, dessen Mitglieder das kritische Bewußtsein über die Widersprüche zwischen den herrschenden Interessen und den tatsächlichen Zuständen wachhalten helfen, einer Politik im Weg, die dabei ist, millionenfach Wegwerfmenschen hervorzubringen, die Natur (so weit intakt) für spätere Generationen völlig unbewohnbar zu machen oder vorher alles Lebende und Geschaffene auszulöschen. Ein Verband, der die Tabus in einer Landschaft verletzt, wo demnächst Raketen stationiert werden sollen, die den ersten Schritt zur letzten Mobilmachung unserer Geschichte darstellen, mußte das Trommelfeuer der Zerstörer auf sich ziehen. Nichts war neu an der Inszenierung, buchstäblich nichts, auch nicht die Aufregung derer, die das zum ersten Mal probten, in welcher Rolle auch immer.

Das Gedächtnis der Menschheit für vergangene Leiden sei erstaunlich kurz, schrieb Brecht in seiner Botschaft an den Weltfriedenkongreß, der 1952 in Wien stattfand, während zur selben Zeit der Versuch unternommen wurde, aus der Tradition der Kongresse für die Freiheit der Kultur gegen Faschismus und Krieg in den 30er Jahren – die Verteidigung der Freiheit und Kultur gegen den Kommunismus, gegen die Sowjetunion zu stilisieren. Wer's nicht weiß, kann's nachlesen, was anderthalb Jahrzehnte später die New York Times und andere Blätter belegten: die Regie hatte der CIA und einige seiner Medien, in der Bundesrepublik Deutschland mit Melvin Lasky an der Spitze, der mit Erfolg

Wolfgang Dietrich Das Verhör

Die Reihen
der Obstbäume stammeln
sich über die Hemmung
der Hügel hinweg

Die Äste zittern
sich durch die Maschen
der Luft, weichen
der westlichen
Fragestellung des Winds
aus

Vom Kälteschlag
des zu allem
entschlossenen Winters
zerplatzt die Lippe
dem Holzblock

Die Erdschollen,
von Schneeflocken geohrfeigt,
schneiden Gesichter

den ersten gesamtdeutschen Schriftstellerkongreß 1948 störte; einen zweiten hat es bekanntlich nie wieder gegeben.

Den Eindruck, uns in die Schützengräben des kalten Krieges zurückzubringen, hatte ich, als ich bei einigen der führenden Journalisten beim Mainzer Kongreß Jagdfieber spürte. Sie waren ja zu Hauf gekommen, ihre Redaktionen scheuten keine Spesen; lässig ließ der eine seinen Fotografen die Gesichter ablichten, der andere – dann schon am letzten Tag – den leeren Teil des Saales filmen und danach einen kurzen Schwenk der Kamera auf das Spruchband über der Bühne richten. Und dabei wissen, ja sie wissen es – etwa Zehm von der „Welt“, Ignée von der „Stuttgarter Zeitung“, Serke vom „Stern“, Zimmer von der „Zeit“ u. a. – genau, was sie sollen, dürfen und zu unterlassen haben – wen sie erwähnen und verschweigen, was sie beschreiben und wie sie zitieren.

Sie hatten den Verband in die Enge treiben wollen, den Vorstand zermürben und die Linie – für die „Wende“ – mitbestimmen. „Wenn Sie nicht dafür sorgen, daß in Mainz eine neue Linie kommt und Engelmann wiedergewählt wird, dann garantiere ich Ihnen, daß etwa 200 Mitglieder austreten werden“, erklärte Ignée in einem Telefongespräch vor dem Kongreß. Derselbe Ignée, dem Detlef Hensche schon mehrfach Entstellungen in Berichten über den VS nachgewiesen hatte, mit dem Ergebnis, daß Ignée weiterhin entstellte. Sein Aufruf in der „Stuttgarter Zeitung“ (14. 3. 1983) – IN TYRANNOS – verwechselt offenkundig Ulrich Schacht, der Bernt Engelmann im Mainzer Schloß Ohrfeigen androhte, mit Friedrich Schiller. Jedenfalls ging die Rechnung der Krisenregisseure nicht auf. Und so tobten sie sich nach ihrer erfolglosen Belagerung in Mainz weiter aus. Was wollen sie jetzt erreichen? Bundesgeschäftsführerin Ursula Brackmann begründete ihre Sorge in einem Rundschreiben an die Landesvorstände: „Kein Berichterstatter geht auf die öffentlichen Veranstaltungen ein, die Mainzer Zeitung ausgenommen. Ein sehr besorgter Anruf aus dem Bundesministerium des Inneren hat mich für die Zukunft ängstlich gemacht. Wenn diese Veranstaltungen nirgends erwähnt werden, dann werden wir es in Zukunft schwer haben, Gelder für die Rahmenveranstaltungen zu bekommen. Die Rahmenveranstaltungen waren nun wirklich hochliterarisch, deswegen ist die Nichtbeachtung besonders bitter. Bitte bedenkt dies für die Zukunft, da muß uns noch etwas dazu einfallen.“

Das Selbstverständnis des Verbands vor denen zu erörtern, die nichts anderes als eine Kapitulation einforderten, schien vergessen zu machen, vor welchen tiefgreifenden Entscheidungen alle Menschen unserer Republik stehen. Und woran läßt sich das beurteilen?

Ein bewährtes Mittel, Leute gefügig zu machen, besteht seit altersher darin, die Abhängigen von ihren Interessen abzulenken und ihnen aufzuzwingen, womit sie sich zu beschäftigen haben. Der Mißbrauch aller Tugenden ist dabei gekoppelt mit öffentlicher Anerkennung durch Aufträge, Preise u. a.

Zum Repertoire der veröffentlichten Geringsschätzungen des Verbands gehört seit langem die hämische Unterstellung, es sei eine Organisation der Mittelmäßigen. Bei dem Aufwand für die Denunziationen und Diffamierungen wundert man sich, wieviel Geld investiert wird (Gehälter leitender Redakteure, Spesen, Reisen, Gedrucktes und Gesendetes), um auf diese Mittelmäßigkeit aufmerksam zu machen. Ist es nicht eher die Angst davor, daß sich ein Berufsbild, das

aus der Tradition des Hofnarren herröhrt, in den leicht zu gängelnden Individualismus nicht mehr einfügt, wenn sich die Schriftsteller in ihrer Mehrheit der Arbeiterbewegung angeschlossen haben?

„Westeuropäische Intellektuelle werden durch uns an einen Irrtum, einen Verrat erinnert“, rief Jürgen Fuchs in Mainz aus, als wolle er jeden im Saal des Schlosses zusammenzucken lassen. Vor solchen Ausrufen auf öffentlichen Foren gibt es Anrufe, diskrete oder weniger diskrete Gespräche, Unterschriftenlisten – im Namen der Menschenrechte. Ich fürchte, Fuchs, der sich weitgehend entschieden hat, weiß dennoch nicht, welche Folgen aus seinem Kampf für die „Befreiung“ entstehen.

Mich erinnert das an die Memoiren von George F. Kennan, der vor dem Haß der Emigranten aus Osteuropa auf deren alte Heimat warnte: „(Dieser) entsprach weitgehend den Vorstellungen gewisser konservativer Republikaner, denn es gab ihnen die Möglichkeit zu bestreiten, sie befürworteten einen Krieg und versetzte sie zugleich in die Lage, dem anti-kommunistischen extremen rechten Flügel in Amerika zu schmeicheln . . .“

Um dem Irrtum vorzubeugen, hier würde die Politik der Reagan-Administration mit den Auffassungen junger Leute, die aus Gefängnissen der DDR freigekauft worden sind, gleichgesetzt werden, sei nochmal daran erinnert, daß sie als Figuren der Medien, gleich wie sie sich dazu verhalten, benutzt werden, bis man sie wegwarf, nachdem man sie ausgequetscht hat. Das geschieht sogar mit den Prominentesten, wie mit Solschenizyn, der in den 70er Jahren bis zum Unerträglichen präsent war und inzwischen nicht einmal mehr unter der Rubrik „Buntes Allerlei aus aller Welt“ figuriert.

Natürlich wäre es eine Illusion zu glauben, die Schriftsteller und ihre Organisation könnten all diesen periodisch wiederkehrenden Angriffen allein standhalten. Um die Situation der Schriftsteller in den politischen Kämpfen ihrer Zeit zu erkennen habe ich eine Collage zusammengestellt, die einen Ausschnitt über die Geschichte des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller (SDS) vor 1933 und des Verbands Deutscher Schriftsteller (VS) vermittelt. Der SDS, 1909 gegründet, wurde 1933 verboten und in der Emigration im letzten Kriegsjahr – vorher genehmigten die Schweizer Behörden das nicht – fortgeführt. Er wurde 1945 wiedergegründet und führte bis Ende der 60er Jahre ein wenig beachtetes Dasein, wenn man die öffentliche Resonanz in den Massenmedien als Maßstab der Beachtung wählt. Erneut ins Gespräch kam erst der VS 1969, als ein neuer Versuch unternommen wurde, aus der ohnmächtigen Standesorganisation der Schriftsteller eine Integration in die Gewerkschaft zu verwirklichen.

Aus all dem ergibt sich, daß die Auseinandersetzungen um die Interessen der Schriftsteller und ihrer Verbände, aus dem Zentrum des politischen Geschehens der Epoche hervorgehen, daß also die Schriftsteller die Probleme, mit denen sie es, folgt man der bürgerlichen Presse, nur für sich und unter sich zu tun haben, niemals allein lösen können. Sie stehen nicht über den sozialen Gliederungen und den politischen Fronten. Sie haben zu entscheiden, mit wem sie es halten. Das gilt aber auch für diejenigen, für die sich die meisten Schriftsteller unseres Landes entscheiden – für die größte Organisation der Arbeiterbewegung, für die Gewerkschaften.

Abschied von gestern?

1. Forderungen: § 2 des SDS:

„Der Verband bezweckt den Schutz, die Vertretung und Förderung der wirtschaftlichen, rechtlichen und geistigen Berufsinteressen seiner Mitglieder. Diesem Zweck dient im besonderen:

1. die Förderung der Berufsgemeinschaft und der einheitliche Zusammenschluß aller deutschen Schriftsteller;
 2. der körperliche Abschluß von Tarifverträgen über Verlagsbedingungen und über die Vergütung schriftstellerischer Arbeit bei Berücksichtigung der Bedürfnisse einzelner Fachgruppen;
 3. die Gewährung von Rechtsberatung und Rechtsschutz in allen Streitigkeiten, die aus dem Arbeitsverhältnis der Mitglieder als Schriftsteller entstehen;
 4. die tatkräftige Vertretung der Berufsinteressen der Schriftsteller gegenüber Gesetz und Verwaltung
- a) durch die Einbeziehung der festangestellten wie der freien Schriftsteller in die sozialen Schutzbestimmungen des Arbeitsrechts, in der sozialen Versicherung, in der Besteuerung und dergl.,
b) durch Rechtsschutz bei der Beschlagnahme von Büchern, sowie bei sonstigen Ein- und Übergriffen der Staatsgewalt in die Tätigkeit der Verbandsmitglieder;
5. die Unterstützung bei Erwerbslosigkeit, Arbeitsunfähigkeit und in besonderen Notlagen;
 6. die Einrichtung von Arbeitsvermittlung und Berufsberatung;
 7. die genossenschaftliche Besorgung aller schriftstellerischen Bedarfsmittel;
 8. die Pflege der Berufsstatistik;
 9. die Herausgabe einer Verbandszeitschrift, die die gemeinsamen Interessen aller Schriftsteller und die besonderen der Schriftsteller-Fachgruppen zu vertreten hat.“

Kurt Tucholsky Solidarität

... Die bekannt elenden Verhältnisse, die den Schriftsteller umgeben, sind nur zu erklären aus der übergroßen Leichtigkeit, mit der der Unternehmer den einzelnen aushöhlen kann. Der kann sich ja nicht wehren – und die andern helfen ihm nicht. Der ist ja nur einer – und einer ist gezwungen, das Honorar zu schlucken, das man ihm vorwirft, die Bedingungen anzunehmen, die man ihm stellt – ein braves Hampelmännchen in der Hand des geschickten Kaufmanns.

Gibt es dagegen kein Mittel? Es gibt eines.

Dieses Mittel ist die absolute Solidarität der geistigen Arbeiter. Man muß das Epitheton „absolut“ hinzusetzen, weil ja in der Tat bei uns die eigentümlichsten Verhältnisse auf diesem Gebiete herrschen. Jeder nämlich erkennt die Forderungen, die alle unsere Organisationen stellen, gern an – nur . . . „Nur“, sagt er, „für mich – also mit mir ist das so eine Sache – sehen Sie – ich kann da nicht –“. Und jeder ist ein Ausnahmefall, und jeder ist etwas ganz Besonderes, und jeder kann nicht und möchte und ist leicht verhindert.

Hier ist eine Aufgabe – hier ist ein Weg – hier ist eine Hilfe. Das Erste, was den Arbeitern einen wirtschaftlichen Kampf überhaupt erst ermöglichte, war

das Gefühl für Solidarität. Der Streikbrecher ist ein Schuft – dieser Satz stand ehern fest. Und es gab keine Ausnahmen. Bei uns?

Ich besinne mich, daß in einer Redaktionskonferenz einer aufstand und sagte: „Wer den Beschlüssen unseres Ausschusses zuwiderhandelt, sollte geächtet werden!“ – Und es erhob sich ein anderer und sprach also: „Geächtet . . . meine Herren Kollegen . . . ist das nicht ein etwas hartes Wort? Wir sind doch Künstlernaturen . . .“

Nein, sie ächten nicht, diese Künstlernaturen. Merkwürdig, wie sie nur künstlerisch in Honorarangelegenheiten empfinden – aus ihren Werken spricht so häufig der Merkantilist . . . Nein, sie ächten nicht.

Ja, es fällt gradezu auf, wenn einmal einer von uns Korpsgeist bezeigt. Die Münchner Zeitschrift „Zeit im Bild“ zankte sich eines Tages mit W. Fred – unsere Organisation nahm sich Freds an, und ich zog daraufhin alle meine Beiträge zurück. Die Redaktion war baß erstaunt: „Sie werden doch nicht“, hieß es in ihrem Brief, „für Herrn Fred die Kastanien aus dem Feuer holen . . .“ Und: gebildete Menschen tun derlei nicht! Diese Melodie tönt durch alle die zartgemeinten Lieder eines Unternehmertums, das instinktiv fühlt, von woher ihm die größte aller Gefahren droht: von der Solidarität der geistigen Arbeiter.

Wie steht es denn um uns? Nehmen wir doch einmal an, die gesamte Redaktion eines Pressekonzerns träte in den Streik. Heute stehen die Sessel leer – morgen sind sie alle besetzt – das Haus würde gestürmt werden von Streikbrechern. Alle, alle kämen gelaufen: Professoren und „freie“ Schriftsteller und Dilettanten und Stellunglose und Gott weiß wer. Und die streikenden Redakteure würden auf der Straße verrecken.

Zwei Gefahren bedrohen den wirtschaftlichen Aufschwung unseres Berufs auf das ärgste: der Dilettant – und wir selbst. Wir selbst sind uns die größte Gefahr – wir selbst bewirken, daß der Unternehmer unserer Zwölf für ein Dutzend hält – wir selbst sind schuld daran, daß wir alle gar so leicht zu ersetzen und gar so billig zu haben sind.

Es sind immer dieselben traurigen Erscheinungen: der zu Ruhm und Geld gekommene Dichter, der geschmeichelt den Aufforderungen der Redaktionen nachkommt, ohne sich jemals seiner Kollegen anzunehmen; der Dilettant, der noch Geld dazugibt, wenn er nur gedruckt wird; der Zeilenschinder, der schreiben muß, weil ihm der Hunger im Nacken sitzt. Und wir anderen –? Wir sollten nicht länger zusehen. Wir haben nun täglich aus der Arbeit anderer Organisationen lernen können, wie die Arbeit und ihre moralische Wertung gar nichts mit dem zu tun hat, was sie darstellt, wenn sie Ware geworden ist. Wir singen nicht mehr, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. Denn die Angelegenheit hat ein doppeltes Gesicht: wer bei der Arbeit an das Publikum und an sein Honorar denkt, ist ein Schmierer. Wer aber beim Vertrieb nicht an sein Honorar denkt, ist ein Dummkopf.

Diese Anschauungen nutzen nichts, wenn ihr sie nicht in unsere Organisationen hineinträgt. Wirk! Tut euch zusammen! Schärft die Gewissen! Seht das Ziel: eine große Gewerkschaft, ein Bund, der den Markt beherrscht! Wir wollen nicht tyrannisieren – wir wollen für uns menschenmögliche Lebensbedingungen schaffen, unter denen sich arbeiten läßt. Der Unternehmer sei gezwungen, nur organisierte geistige Arbeiter einzustellen – so rotten wir den Dilettanten aus. Und zwingen wir uns, einer für alle und alle für einen zu stehen – so rotten wir den Ausbeuter aus.

Eine Provinzzeitung hat vor kurzem einen Mann gesucht, der den Leitartikel zu schreiben hatte und den lokalen Dienst versehen und nachts telefonieren und

Kritiken verfassen mußte – dafür sollte er ein viertel Jahr umsonst arbeiten – in der Gaunersprache nennt man das „volontieren“ – und dann wurde ihm ein Gehalt von einhundertfünfzig Mark monatlich zugesagt. Jammert ihr? Zieht ihr einen bitteren Mund? Es ist an uns allen, das zu verhindern. Es gibt keine Ausnahmen – glaubt einer im törichten Übermut, ohne den Stand wirtschaftlich arbeiten zu können, dann stößt ihn aus – sei es, wer es sei. Wir können keine Primadonnen brauchen – dazu ist die Zeit zu hart. Und wir werden Erfolg haben, wenn wir uns zusammenschließen, jeder, jeder, jeder – und wenn uns das Standesinteresse über alles Persönliche geht. Denn einzlig das wäre Solidarität.

(Aus: *Organ des Schutzverbandes der Deutschen Schriftsteller „Der Schriftsteller“ Berlin, 8. Jg., 1921, Nr. 1–2.*)

2. Feststellung zur Lage 1932: Forderungen der Opposition im SDS:

1. Umgestaltung des SDS in eine *tariffähige* Organisation.
2. Abschluß kollektiver Manteltarife und Festlegung von Verlagszwang, Zahlungsbedingungen, Mindesthonoraren und so weiter.
3. Verweisung der Prozesse zwischen Schriftstellern und Verlegern an das Arbeitsgericht.
4. Einbeziehung der Schriftsteller in die Sozialversicherung, mit Anspruch auf Erwerbslosenunterstützung.
5. Ausdehnung der Bevorrechtung von Lohn- und Gehaltsforderungen auf die Honorare der Schriftsteller.
6. Auflagenkontrolle mit Hilfe beeideter Bücherrevisoren.
7. Honorierung der Manuskripte bereits bei der Annahme in der periodischen Presse.
8. Kampf gegen das Vermittler- und Zwischenmeisterwesen.
9. Kontrolle des Nachdrucks und aller Reproduktionen schriftstellerischer Produktionen.
10. Normalvertrag (für jeden Schriftsteller gültig!).“

(Aus *Programmerklärung des OSDS, Informationsmaterial 1931*)

„Das Kapital konzentriert sich immer mehr. Damit treten den vereinzelt gebliebenen Schriftstellern immer mächtigere Presse- und Verlagskonzerne gegenüber. Kino, Rundfunk und andere Mitteilungsformen der modernen Technik erscheinen von vornherein in hochkapitalistisch oder staatskapitalistisch konzentrierter Form. Diese Konzerne verwachsen gerade infolge ihrer Kapitalmacht mit den großen Konzernen des Bank- und Schwerindustriekapitals (siehe die Hugenberg-Millionen bei der Danatbank!) und mit der Staatsmacht, die diesen Konzernen unterworfen ist. Die wenigen Inseln der freien Meinungsäußerung, die kleineren progressiven Verlage, Zeitungen, Zeitschriften und so weiter, wurden schon durch die Wirtschaftskrise erschüttert, nachher durch die Notverordnungen den Feinden des Fortschritts vollkommen ausgeliefert. Das offene Hervortreten des Faschismus in den Notverordnungen nach einer Vorbereitungszeit seiner demokratischen Tarnung macht diese Lage so klar, daß jeder Schriftsteller begreifen und handeln muß, bevor es zu spät geworden ist.“

(Aus *Programmerklärung des OSDS, Informationsmaterial, August 1931*)

Carl von Ossietzky Ketzereien zum Büchertag

... Die Frage, wie der deutsche Verlagsbuchhandel in seine heutige miserable Lage gekommen ist, soll hier nicht in ihren letzten wirtschaftlichen Ursachen durchleutet werden, was doch schließlich immer auf den Nachweis hinausliefe, daß die Armut von der Powertee kommt. Das deutsche Volk ist nachweislich ärmer geworden, seine Lebenshaltung hat sich verschlechtert, sein geistiger Habitus reduziert, aber an der Bücherproduktion sind diese nicht ganz geheimen Tatsachen ziemlich spurlos vorübergegangen. Auf ein Volk, das in breiten Schichten einem heiteren Analphabetentum zustrebt und dessen heranwachsende Generation auf leichten Kreppsohlen über den von den Vätern gehäuften Bildungshausrat steigt, kommt ein Büchersturz herab, als wäre jeder einzelne unserer Mitbürger ein Dichter und ein Denker und jeder dritte Mann ein Studienrat.

Lebenskraft und Unternehmungslust unseres Buchgeschäftes sind gewiß nicht zu verachten, aber in der Grundkalkulation muß da etwas nicht stimmen. Der Appetit nach Geistesfutter wird weit, weit überschätzt, und um ihn zu reizen, greift man zu Mitteln, die wohl vorübergehend begehrlich machen, aber im ganzen die geistigen Aufnahmeorgane abstumpfen.

Hinzu kommt, daß der Verlagsbuchhandel, der sich so willig dem sagenhaften Rhythmus der Zeit anvertraut, nach seiner ganzen Art sehr konservativ ist. Von welch unüberbietbarer komischer Kraft ist nicht dies sein Börsenblatt, wo tummeln sich mehr Irish bulls als dort? (...) Für den Daseinskampf ist die Repräsentation des Buchhandels mehr mit Anmaßungen als Ideen gepanzert und in der Propaganda, gelinde gesagt, etwas zurück. Wie steifleinen waren nicht allein diese Aufrufe zum Büchertag! Mit welchem Wortschatz wurde da nicht an einen Menschentyp appelliert, den es überhaupt nicht mehr gibt, vielleicht niemals gegeben hat! Man sehe sich nur dieses unfreudige, einschläfernde Propagandaplakat an mit der welken Goethemaske, das ganz im Geschmack von vor zwanzig Jahren gehalten ist und damals „Nocturno“ oder „Totenopfer“ geheißen hätte und heute wie eine vor Alter schwarz gewordene Blaue Stunde wirkt. (...)

Schnell sind seit zehn Jahren literarische Moden gekommen und gegangen, und geblieben ist nur ein riesiger unsortierter Bücherhaufen. Grade unter den geistigen Menschen herrscht eine ungeheure Überfressenheit an Literatur, ein Mißtrauen gegen Werdendes, eine spöttisch verneinende Haltung gegen alte Bildungswerte. Und die große Menge der Bücherleser irrt ohne Kompaß und Chronometer im Zauberwald der Neuerscheinungen, faßt wahllos zu, ist bitter enttäuscht, wenn der Bestseller nicht den heiß gegessenen Superlativen entspricht, und schwört es sich zu, sich möglichst von „Moderinem“ fernzuhalten. Einen Monat später ist der Bestseller versackt ...

Der Erfolg von Büchern wird in Berlin gemacht, von ein paar Blättern und – sagen wir – einem Dutzend Kritikern. Das hat seine ernsten Folgen. Diese Bemerkung ist nicht polemisch, sondern konstatierend; die Entwicklung geht dahin, und die Bannflüche des Herrn Eugen Diederichs werden daran nichts ändern. Dadurch wird wohl einer Novität zum Durchbruch verholfen, günstigstenfalls eine Mode gestartet, aber für das geistige Gesamtniveau ist gar nichts getan. Wo der kurze Aktionsradius der literarischen Kritik aufhört, taumelt Kunst und Kitsch durcheinander, und kein Instinkt erkennt die Merkmale. Wer sich nur ein paar Tage lang das Börsenblatt des Buchhandels ansieht, der bekommt eine schwache Ahnung davon, wie es um das Lesebedürfnis aussieht

und welches Genre bevorzugt wird. Da stößt man auf höchst erfolgreiche Schriftsteller, deren Name selbst besten Kennern und Beobachtern von Neuerscheinungen kaum jemals aufgefallen ist, und auf Auflagezahlen, die unsren bekanntesten literarischen Verlegern den Atem rauben können. Wer weiß heute noch von dem Dichter Richard Voß? Aber sein Roman „Zwei Menschen“, vor vielleicht fünfundzwanzig Jahren erschienen, hat heute die Riesenausgabe von 620 000 erreicht, wovon auf die Zeit seit 1925 allein 77 000 entfallen. Dies nur als Beispiel, wie wenig die Parolen der literarischen Wetterstationen das Publikum wirklich beeinflussen.

Ein breiter Riß zieht sich hin zwischen Literatur und Volk. Der Film hat die Sehnsucht nach Bewegung und Geschehnissen wieder erweckt, die psychologisierende Epoche beendet und die ungezählten „stillen Bücher“ auf ewig still gemacht. Die Verleger aber machten aus der Not eine Konjunktur. In schrankenloser Fülle fluteten Abenteuerbücher auf den Markt. Nicht mehr die lieben alten Schmöker von einst mit den knallbunten Deckeln und der Moritat darauf, sondern sehr raffiniert, mit den neuesten Mitteln der Aufmachung. So ein Goldmannscher Edgar Wallace mit Photomontage sieht von weitem fast aus wie ein Upton Sinclair vom Malik. Der Erfolg des Herrn Wallace in Deutschland ist überhaupt die offensichtliche Niederlage unsrer Romanschreiber. Hier wird der Hunger nach Handlung mit einer rohen Häufung von Sadismen gefüttert, ohne den geringsten Kitzel für die Intelligenz, ohne den geistigen Spaß am „Fall“. Aber der Schmöker von einst sieht jetzt aus wie ein richtiges Buch und ist von der verschämten Sünderecke in den vordersten Schaukästen gerückt, neben die pikfeinen literarischen Erzeugnisse. Der Erfolg egalisiert, Schund steht mit ruhiger Selbstverständlichkeit neben Qualität. Die Distanz ist aufgehoben, es gibt keine Wertmaße mehr.

Der bedrängte Verleger aber braucht Erfolg um jeden Preis. Er bestellt, impft Ideen ein oder was er dafür hält, zwingt einen Autor, der zu Dunkel neigt, hell zu schreiben; er verwirrt ihn, nimmt ihm den persönlichen Zug. Oder er nötigt einen Autor, den ein Zufallserfolg hochgehoben hat, nun weiter auf gleichem Feld zu ackern, er lehnt andre Vorschläge als nicht zugkräftig ab. Er raubt seinen Leuten damit das Recht auf die Entwicklung, nimmt der Literatur den Reiz der Vielfältigkeit, stellt seine genormten Autoren wie gespießte Schmetterlinge nebeneinander. Oder er greift kritiklos auf, was ein anderer grade mit Erfolg begonnen hat. Der Respekt vor dem Original, vor der Einzigartigkeit einer Leistung ist dahin. Rasende Reportage, Petroleum, Kriegsromane – eben war's noch neu und eine Idee. Und gleich ist es abgegriffen, durch Dutzende von Nachahmern verkleinert und als Genre verdächtig gemacht. Erreicht ein Buch, neuartig in Form oder Motiv, in ein paar Tagen Beachtung, so heißt es gleich in soundsovielen Verlagskontoren: „So etwas müssen wir auch haben!“ In diesem Wort liegt das ganze Unheil des deutschen Buches beschlossen. Die Tätigkeit zahlreicher deutscher Verleger ist nicht mehr als eine geistverlassene Doublettenzucht. Wenn einer einen Einfall hatte, leben sofort zwanzig Konkurrenten davon. Mit dem Vorangehen steht es allerdings schlechter. Es wird erzählt, daß Erich Maria Remarque, ehe er mit seinem Kriegsroman zu Ullstein kam, von drei großen und notablen Verlagen abschlägigen Bescheid erhalten habe, und Ludwig Renn sogar soll bei 16 (sechszehn) Verlagen vergebens angepocht haben.

Dann kam der Dokumentenfimmel. Die literarischen Moden, spekulierte man, vergehen, aber die Wirklichkeit kann uns niemand rauben. So begann die Jagd nach Dokumenten, die diese Wirklichkeit in präzisen kleinen Ausschnitten packten, oder nach solchen Büchern, die ein Stückchen Wirklichkeit mit

der Zeitlupe bezwungen hatten. Diese Zeitlupenbücher sind schon heute durchweg nicht mehr zu lesen. Denn das Auge will auch die Weite, und wer könnte dauernd durchs Mikroskop blicken? Die Menschen Balzaes und Dostojewskis sind visionär, sie überzeugen von ihrem Leben, ohne durch Unterschrift legitimiert zu sein.

Natürlich haben auch die Dokumentenbücher einigen Nutzen gehabt. Sie haben bestimmte soziale Einblicke gegeben, die uns die Zeitungen versagt haben, weil der Radikalismus gewöhnlich beim lokalen Teil aufhört und dort, wo die härteste Wahrheit am Platze wäre, der vom Verlag vorgeschriebene Sozialoptimismus mildeste Pastellfarben aufträgt. Vor vielen Jahrzehnten hat Gustav Freytag bekanntlich „das deutsche Volk bei der Arbeit aufgesucht“, und das Bild, das er mitgebracht hat, haben auch die härtesten Schrubber des Naturalismus nicht ganz abkratzen können. Hier haben ein paar Außenseiter mit Erfolg korrigiert und den melodramatischen Einschlag beseitigt, den das Volksleben in der Literatur niemals ganz verloren hat. Aber sofort wurde daraus ein Kultus des Dokuments, und heute will jeder welche bringen. Als Wieland Herzfelde seinen Harry Domela startete, war es ein Geniestreich. Aber jetzt ist auch diese Sparte schon gründlich ausgewalzt, und es muß einmal mit aller Bescheidenheit vermerkt werden, daß jemand, der mit Erfolg Brieftaschen geklaut hat, deshalb noch nicht der Träger einer schriftstellerischen Sendung zu sein braucht. Auch das Dokument ist ohne Gestaltungskraft nicht denkbar, und es bedeutet eine Täuschung, ungestalte und farbenleere Skripturen zu offerieren, bei denen das „Milieu“, das die gutartigen Rezensenten nachher als besonders gelungen ankreiden, von den Verlagslektoren nachträglich in den Bürstenabzug hineingepinselt worden ist. Die Überschätzung von Amateurleistungen führt zur Mißachtung der einfachen Wahrheit, daß auch Schreiben eine Kunst ist, die gelernt werden muß. Es ist ein schlecht verstandener Kollektivismus, der neuerdings einige unsrer erfolgreich Schaffenden unter ihr Publikum drängt, um es gleichsam am Schöpfungsakt teilnehmen zu lassen. Es ist ein etwas blamabler Vorgang, wenn ein Schriftsteller von der hohen Qualität Jakob Wassermanns einen Schwarm von Teegänsen um sich versammelt und ein Referendum über die weitern Schicksale des Knaben Etzel veranstaltet. Aber vielleicht liegt dahinter doch eine große Hilflosigkeit, der Wunsch nach Vereinigung von Literatur und Gegenwart. Denn nicht nur thematisch ist die Literatur hinter der Zeit geblieben, sondern mehr noch sprachlich. War jemals die Buchsprache so entfernt von der Umgangssprache, ja selbst von der Sprache, die der Gebildete, des Ausdrucks Mächtige in seinen Briefen gebraucht –? Die einzelnen Berufe schon haben ihr eigenes Vokabular und ihre eigene Dialektik, sie haben mehr als ihren Jargon, es sind schon fast gültige Sprachen. Das Volk spricht anders, als selbst in den lebendigsten Büchern von heute gesprochen wird. Das ist wahr. Aber ebenso wahr ist, daß das Volk wieder von den Büchern nichts wissen will, in denen der Autor sich bemüht hat, die Alltagssprache einzufangen, denn das ist den Leuten dann wieder nicht fein genug.

Das ist ein sehr großes Dilemma, und man ahnt hinter alledem die Götterdämmerung, das Heraufkommen eines neuen Barbarentums, das schrecklich aufräumen wird unter den Werten, an denen wir heute noch hängen. Dem fettgewordenen Geist steht eine harte Abmagerungskur bevor, aber er wird daran nicht sterben, sondern jung und sehnig wieder aufstehen. Heute wird noch die Ablaßglocke geläutet und für den Buchbetrieb die liebe Caritas auf die Beine gebracht. So mag es denn sein, und wer möchte als höflicher Mensch auch Herrn Kühl widersprechen? Aber an einem anderen Tag, der vielleicht

noch sehr fern liegt, wird es keine mildtätige Lösung mehr geben. Dann wird es heißen, das zu stoßen, was doch fallen will.
„Die Weltbühne“, 19. März 1929)

Johannes R. Becher Die Freiheit des Schriftstellers

... Die bürgerliche Gesellschaft ist längst nicht mehr so intakt, daß man sie verherrlichen und sie für eine Mission der Zukunft in Anspruch nehmen könnte. Die bürgerliche Gesellschaft wird von Fall zu Fall verteidigt, sie kann den geistigen und materiellen Belagerungszustand verhängen über alle, die an ihrem Bestand röhren, sie muß ihre Machtmittel ins unermeßliche steigern, sie muß die Massen verdummen und korrumpern, nur so kann sie sich noch notdürftig in Gang erhalten. Die Dichter und Schriftsteller dieser herrschenden Klasse bringen nicht mehr so ganz den Mut auf, sich offen zu dieser Gesellschaftsordnung zu bekennen. Sie sind schlechte und zersetzte Repräsentanten ihrer Klasse. Kipling und Joseph Conrad waren in dieser Beziehung die letzten, die bürgerliches Klassenbewußtsein hatten und es auch als Dichter zu gestalten vermochten. Diese Gesellschaft ist nicht mehr eine solche Sache, der mit Begeisterung und Heroismus gedient werden kann, man kann sie kritisieren, man kann sich mit ihr auflösen, man kann einsam und verzweifelt sein in ihr, es ergeben sich noch lyrische Ausbrüche und matte Flügelschläge der Flucht: viel mehr ist nicht aus ihr herauszuholen, das sind noch einige wenige Möglichkeiten für den Schriftsteller – aber das Große und Bedeutende steht längst auf einer anderen Seite. Wir haben zu fragen: Welchen Standort muß der Schriftsteller innerhalb dieser Klassengegebenheit einnehmen; welche Art Freiheit hat er oder hat er nicht; kann er für die Freiheit im allgemeinen, für die absolute Freiheit kämpfen oder ist es eine besondere Freiheit, für die der Kampf geführt werden muß; woher kommt diese Freiheit, woher kann sie einzige und allein kommen? Von der Fixierung dieses Standortes und von der Beantwortung dieser Fragen hängt es ab, wie sich der Schriftsteller zu den speziellen Formen der Unfreiheit, denen er ausgesetzt ist, zum Beispiel zu der Notverordnung, stellen muß.

„Man kann nicht in einer Gesellschaft leben und dabei von dieser Gesellschaft unabhängig sein.“ Dieser Satz bedeutet, daß man in einer Klassengesellschaft auch als Schriftsteller nicht über den Klassen stehen kann – und daß dieses Stehenwollen über den Klassen selbst ein Klassenstandpunkt ist, gleichgültig, ob man sich dessen bewußt ist oder nicht. Eine Klassengesellschaft ist eine Zwangsstellung, aus der man sich auch nicht durch die raffiniertesten Denkticks oder Spekulationen herausschwindeln kann, man muß Stellung nehmen, man muß handeln oder wird verhandelt. Aus diesen Tatsachen muß auch der Schriftsteller seine Folgerungen ziehen. Wem dient er, wem kann er dienen, in wessen Auftrag arbeitet er – denn er selbst ist nicht er selbst, er ist ein gesellschaftliches Wesen, ein Klassenwesen: das ist das Bewegungsgesetz (. . .) Die Zensur, die die herrschende Klasse ausübt, beschränkt sich nicht nur auf die Zensur, die offen als Polizeizensur auftritt, es gibt viel feinere und reicher entfaltete Methoden von Zensur, die für viele schon so selbstverständlich geworden sind, daß sie nicht mehr als Zensur empfunden werden. Gerade diese Formen der Zensur, die uns zur Gewohnheit geworden sind und denen man sich schrankenlos angepaßt hat, müssen wir aufdecken, um das ganze

Zensur- und Zwangssystem zu enthüllen, mit dem die bürgerliche Gesellschaft auch den Schriftsteller umgibt. „Die Freiheit des bürgerlichen Schriftstellers, des bürgerlichen Künstlers, des bürgerlichen Kritikers, der bürgerlichen Schauspielerin ist nur eine verschleierte (oder gar heuchlerisch maskierte) Abhängigkeit vom Geldsack, von der Korruption, vom Ausgehaltenwerden“, sagt Lenin und fährt fort: „Ihr Herren bürgerlichen Individualisten, wir müssen Euch sagen, daß Eure Reden über die absolute Freiheit nichts als Heuchelei sind. In einer auf der Macht des Geldes gegründeten Gesellschaft, in einer Gesellschaft, in der die Massen der Werk tätigen ein Bettlerdasein und eine Handvoll Reicher ein Schmarotzerdasein führen, kann es keine tatsächliche und wirkliche Freiheit geben. Seid Ihr denn, meine Herren Schriftsteller, frei gegenüber Euren Verlegern, frei gegenüber Eurem bürgerlichen Publikum – die Freiheit des bürgerlichen Schriftstellers, Künstlers, Schauspielers ist nur die maskierte Abhängigkeit vom Geldsack, von der Bestechung, vom Unterhalt.“ In diesen Ausführungen Lenins sind etliche Zensurmaßnahmen aufgezählt, die gegen den Schriftsteller angewendet werden und die ihn, wenn er den werktätigen Massen dienen will, hindern können, überhaupt seinen schriftstellerischen Beruf auszuüben. „Überall, wohin man blickt, Beschränkungen auf Beschränkungen. Diese Beschränkungen, Ausnahmen, Behinderungen für die Armen“ (und wir ergänzen: für den Schriftsteller, der auf der Seite der Armen steht) „erscheinen gering, besonders demjenigen, der selbst nie Not gekannt hat und mit den geknechteten Klassen in ihrem Massenleben nicht in Berührung kommt. Aber zusammengenommen bewirken diese Beschränkungen die Ausschließung, die Verdrängung der Habenichtse von der Politik, von der aktiven Beteiligung an der Demokratie“ – (oder auf den Schriftsteller angewendet: den Ausschluß aus der Öffentlichkeit). Die Freiheit des Schriftstellers in unserer Gesellschaftsordnung besteht also im wesentlichen darin, das zu sagen und zu schreiben, was den Interessen der herrschenden Klasse entspricht. Es ist kein Widerspruch, wenn auch gesagt und geschrieben werden darf, was diese Gesellschaft teilweise kritisiert, sofern diese Teilkritik ablenkt von der Fragestellung nach dem Wert dieser Gesellschaftsordnung überhaupt. Wird diese Grundfrage gestellt und besteht die Gefahr, daß dieses Werk von den Massen ergriffen und auf diese Weise zur materiellen Kritik wird, so haben wir genügend Beispiele dafür, daß solche Werke als Vorbereitung zum literarischen Hochverrat betrachtet und verboten werden. Es ist ein Zeichen jedes Untergangs einer Gesellschaft, daß sie die Wirklichkeit, die sie selbst geschaffen hat und für die sie verantwortlich ist, nicht mehr erträgt. Sie verbietet dem Dichter, diese Wirklichkeit so zu gestalten, wie sie ist – diese Wirklichkeit muß beschönigt, verfälscht, verklärt oder ausgelassen werden, andernfalls wird sie . . . nicht in ihrer Wirklichkeit verboten, im Gegenteil, sondern in dem Werk, das sie darstellt. Der Dichter in der bürgerlichen Gesellschaft hat also die Freiheit, in bezug auf die Gestaltung dieser bürgerlichen Gesellschaft keine Freiheit zu haben. Und dabei müssen wir feststellen, daß es kein Werk geben kann, das so verhetzend, so verrohend, so aufrührerisch sein könnte wie die kapitalistische Wirklichkeit selbst. Wir können nur immer annähernd an diese Wirklichkeit herankommen. Und diese höchst bescheidene Annäherung unterliegt bereits dem Verbot. Der Dichter muß lügen, der Dichter soll sich mit der Rolle eines Spaßmachers oder Unterhalters bescheiden, er soll sich nicht in die Politik mischen, er soll gerade dort nicht eingreifen, wo der Eingriff die höchste künstlerische Notwendigkeit ist. Das ist die Sendung, mit der eine untergehende bürgerliche Kultur den Schriftsteller betraut, und es ist so, daß die Mehrzahl der Schriftsteller Augen

und Ohren automatisch der Wirklichkeit verschlossen hält und diese Sendung erfüllt. Mit der Erfüllung eines solchen gesellschaftlichen Auftrags ist aber zugleich auch das Urteil über den Wert dieser Produktion gesprochen. Denn die Wahrheit auch in der Kunst ist nicht das Verschweigen dessen, worauf es ankommt, sind nicht gefällig gewählte Teilausschnitte oder falsch gebaute Proportionen, sondern die Wahrheit auch in der Kunst ist, wie Hegel sagt, „das Ganze, von dem keines seiner Teile nicht trunken ist“ und worin das Besondere mit dem Allgemeinen und das Allgemeine mit dem Besonderen verbunden wird (. . .).

(„Der Rote Aufbau“, 15/1931)

3. Die Krise: SDS 1931 bis 1933

„Die Ortsgruppe Berlin-Brandenburg dient allein dem Schutz und der Förderung wirtschaftlicher, rechtlicher und geistiger Berufsinteressen der Schriftsteller. Politische Kundgebungen dürfen nur erfolgen, wenn sie von den allgemeinen Berufsinteressen gefordert werden. Dagegen vermeidet die Ortsgruppe parteipolitische Erörterungen und Kundgebungen . . .“
(§ 8 der Ortsgruppe Berlin-Brandenburg, eine Abspaltung der Ortsgruppe Berlin des SDS, zu deren Austritt M. Jacobs am 27. 11. 1931 aufgefordert hatte. Die Aufforderung zum Austritt und Gründung einer Spaltergruppe wurden von einer Kampagne der bürgerlichen Presse gegen den Pazifismus und das politische Engagement des SDS begleitet.)

Die Anhänger dieser angeblich der Kunst und einer unpolitischen Interessenvertretung gewidmeten Richtung verwiesen darauf, daß sich nach dem 1. Weltkrieg eine „linke Fraktion“ im Verband gebildet hätte, die „ihre Parteiinteressen in den überparteilichen Schutzverband getragen hat“. Zunächst betonte M. Jacobs, einer der Protagonisten dieser Spaltergruppe, er habe nichts gegen die Kommunisten im Verband einzubringen, Jacobs lobte sogar deren „Solidarität und Ausdauer“, nur sei es jetzt an der Zeit mit der Politik aufzuhören und stattdessen die „schöpferischen Kräfte frei zu machen“. Im November 1932 erklärten dann Sprecher des SDS, der Verband sei kein Sprachrohr des Pazifismus oder des Antifaschismus, da es auch „Dichter von Rang“ gäbe, die nicht Pazifisten oder gar selbst Faschisten seien. Der SDS würde sich deshalb von allem enthalten müssen und stattdessen „unter jedem Regime für das freie Wort kämpfen“.)

„Als wir uns am 11. 12. 31 zusammenfanden, um den Kampf gegen die von Kommunisten geführte und stark beeinflußte alte Berliner Gruppe aufzunehmen, war Berlin der Tummelplatz zersetzungsfähiger Elemente . . . Persönliche und politische Zänkereien vergifteten die Atmosphäre, und das große Wort führten oft Schriftsteller, die sehr spät die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hatten und die durchaus nicht immer der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren. Der typisch intellektuelle Schreibhals beherrschte das Feld und machte eine praktische Arbeit oft unmöglich. Gegen diesen Zerfall und gegen diese Zersetzung hat auch die Ortsgruppe Berlin-Brandenburg den Kampf aufgenommen und zu Ende geführt.“
(Aus: Organ des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller, „Der Schriftsteller“, Jahrgang 21, H. 3/5, S. 55: „16 Monate Arbeit und Kampf“.)

„. . . Vorbedingung des Eintritts von seinen Mitgliedern in Form einer schriftlichen Erklärung (ist) das klare Bekenntnis zur deutschen Kulturgemeinschaft

in Wort und Tat . . .“

(§ 3 der Satzung, die am 4. 5. 1933, nach Ausschluß der Kommunisten, verabschiedet wurde).

„Der Hauptvorstand in seiner Mehrheit hielt eine vertrauliche Besprechung ab.

Und plötzlich erschienen wir, begrüßten die Herrschaften ungemein höflich und legal und baten sie ergebenst, sofort zurückzutreten, da bolschewistische Hetzer und pazifistische Lumpen und Landesverräter, die ihre Gelder und ihren Geist zum Großteil aus dem Auslande bezogen, in das neue Deutschland nicht mehr paßten! . . . Zehn Minuten später begann schon das große Reinemachen im SDS. Der sofort gebildete Vorstand schloß sogleich alle Kommunisten aus. Dann wurden Kommissionen gebildet, die sich mit allen Neuanmeldungen, mit der genauesten Durchsicht der Mitgliederlisten und allen anderen notwendigen „Reinigungen“ zu befassen hatten. Jede einzelne Mitgliedskarte wurde im Laufe der nächsten 14 Tage kontrolliert. Jedes Mitglied, das sich gegen deutsches Wesen, gegen nationales Gefühl vergangen hatte, wurde ausgeschlossen. Ausgeschlossen wurde auch jeder, von dem anzunehmen war, daß er sich dem neuen Deutschland nicht zur Verfügung stellen werde.“

(Hans Heinz Mantau-Sadila, „Warum wir den SDS gleichgeschaltet haben“, in: Der Schriftsteller, Jahrgang 20, H. 6/7, S. 76 ff. Mantau-Sadila war einer der Anführer der Faschisten, der im Goebbels-Ministerium arbeitete und später die Reichsfachschaft Rundfunk im RDS leitete.)

Erich Kästner Letzte Wahlversammlung

„. . . Fedor von Zobeltitz, ein Kavalier alter Schule, präsentierte. Die Deutschnationalen brachten einen Wahlvorschlag ein, der ihre Mitgliederzahl im Vorstand angemessen berücksichtigte. Vertreter des Parteitrichs lehnten den Vorschlag brüsk ab und legten den ihrigen vor. Mit nicht gerade zarten Hinweisen darauf, daß er unumstößlich sei. Freiherr von Grote erhob sich und forderte energisch demokratische Methoden. Wulf Bley, Hadamowsky und die anderen totalitären Poeten widersprachen ausgesprochen laut. Der alte Herr von Zobeltitz versuchte wie ein Obersthofmeister zu vermitteln. Die Sänger der Saalschlachten wurden noch lebhafter. Einer von ihnen wies beleidigt darauf hin, daß man ja großzügigerweise zwei Vertreter der Reaktion auf die braune Liste gesetzt habe, Hanns Martin Elster und Edgar von Schmidt-Pauli. Nun wurde die Debatte noch unterhaltender, Sprecher der Konservativen verbaten es sich ganz entschieden, zwei Verräte ihrer Idee, zwei solche Überläufer, als ihre Vertreter bezeichnet zu hören. Elster habe in der Systemzeit seine Orden nicht getragen. Und gegen Schmidt-Pauli fielen noch härtere Vorwürfe. Es waren Worte darunter, die man sich nicht an den Hut zu stecken pflegt. Zobeltitz bat um Ruhe. Herr von Schmidt-Pauli lächelte verkniffen. Einer aus der deutschnationalen Gruppe sprang hoch, provozierte ihn fleißig weiter und schrie, als aber auch gar nichts helfen wollte, außer sich vor Empörung und Schneidigkeit: „Ich stehe Ihnen zur Verfügung!“ Zobeltitz flehte um Ruhe. Die SA-Männer lachten rauh und herzlich. Schmidt-Pauli erklärte, er pflege sich nur zu duellieren, wenn es ihm passe. Die Gruppe Grote stand im Chor auf und war überhaupt außer sich über soviel Bosheit und sowenig Kinderstube. Es hagelte Beleidigungen, Zobeltitz schien, nach seinen

Mundbewegungen zu urteilen, um Ruhe zu bitten. Die Hölle war los. Als die Konservativen heiser wurden, brüllte Bley, die Geduld seiner Parteigenossen sei nun zu Ende. Und die Geduld des Doktors Goebbels gleicherweise. Ihre Vorstandsliste sei ohne jede Änderung zu genehmigen. Und zwar binnen der nächsten zehn Minuten. Widrigfalls würden sie die Sitzung in corpore verlassen und dem Minister sofort Meldung machen. Dieser habe ihnen erklärt, daß er bei Ablehnung ihrer Liste rundweg eine Verbandsbildung überhaupt verbieten werde. Die Deutschnationalen schwiegen betroffen. Die SA-Dichter legten die Uhren auf den Tisch. Walter Bloem, der an einem Tisch in meiner Nähe saß, röteten sich die studentischen Schmißnarben. Sein Nachbar, der Arbeiterdichter a. D. Max Barthel, der damals sein Glück als nationalsozialistischer Poet zu versuchen begann, trank mir heimlich grinsend zu und, wohl weil er sich noch immer als Arbeiter fühlte, gleich aus der Flasche. Er schien verwundert, daß ich ihn für Luft hielt, Zobeltitz ersuchte die Pegasus-SA um einen parlamentarischen, freiheitlichen Fortgang der Sitzung und der Wahl. Einer von ihnen blickte gelangweilt auf die Uhr und sagte knapp: „Noch fünf Minuten.“ – Nach Ablauf der Frist war die Liste akzeptiert. Die Gegner unterlagen der Drohung, der Erpressung, der Gewalt und machten erstaunte Kinderaugen.

Auf dem Heimweg überlegte ich mir genau, ob auch nur einmal Worte wie „Literatur“, „Dichtung“, „Schriftsteller“ oder etwas Ähnliches am Rande erwähnt worden waren. Nein, nicht ein einziges Mal. Für einen Uneingeweihten hätte es ebenso gut eine Sitzung des Braunkohlensyndikats oder der Schnürsenkelkleinverteiler sein können. Irgendeine beliebige Sitzung zur Knebelung nichtnationalsozialistischer Verbandsmitglieder.“

(Erich Kästner, *Gesammelte Schriften. Band 5: Vermischte Beiträge*, Köln 1959, S. 378 f.)

Alexander Abusch Der Weg des Überläufers Max Barthel

Herr Barthel!

Sie sind Mitarbeiter des „Angriff“ geworden. Die Spalten der Zeitung, an deren Kopf der Name des Reichstagsbrandstifters Dr. Goebbels prangt, öffneten sich Ihnen bereitwillig. Das Hitlerregime ist so arm an Namen von literarischem Rang, daß es selbst einen Mann wie Sie, Herr Barthel, als große Errungenschaft ins Licht stellen muß.

Sie schrieben Ihren Brief im „Angriff“ an angebliche „Freunde, die über die Grenze gingen“. Es antwortet Ihnen einer, der noch nicht über die Grenze ging: einer, der in den Reihen der illegalen Kommunistischen Partei Deutschlands kämpft. Ich hebe diese Tatsache hervor, nicht weil wir es für eine Schmach halten, wenn Antifaschisten emigrieren, um jenseits der Grenze weiterzuarbeiten. Wo und wie wir für den Sturz des Hitlerregimes kämpfen, ist für uns nur eine Frage der revolutionären Zweckmäßigkeit. Es kümmert uns nicht, wenn Sie das Gezeter Ihrer neuen Freunde über „Landesverrat“ plump unterstreichen: „Die über die Grenze gingen, haben das Recht verwirkt, über Deutschland zu reden und zu schreiben.“ Der Hinweis auf den Schreiber dieses Briefes soll ihn lediglich als einen ausweisen, der noch heute die „Großmut der Sieger“, die Taten Hitlers, die Leistungen Ihrer neuen Brotgeber täglich mit eigenen Augen sieht.

Herr Barthel! Sie haben einem Ihrer angeblichen Freunde telegraphiert:

„Kommt herein ins Land“, und Sie wunderten sich, daß er nicht kam. Sie „wundern sich“, daß er keine Sehnsucht nach den Segnungen der SA-Kasernen Ulap, Hedemannstraße und General-Pape-Straße hat. Sie „wundern sich“, daß er nicht auf die „Großmut“ des Herrn Goebbels baute, sondern daß ihm die Reihen der Erschlagenen und der „auf der Flucht“ Erschossenen schreckend vor Augen standen. Sie „wundern sich“, Herr Barthel?

Es gab einmal einen Max Barthel, einen „Novemberverbrecher“, der kam 1918 als Spartakist aus dem Millionenmorden der Imperialisten. Er kam aus den Schützengräben, und sein Herz war voll Haß gegen die Mordgenerale. Er kam in das ausgehungerte, ausgeblutete Land zurück, und in seiner dichterischen Sprache klang der mitreißende Schwung der proletarischen Revolution. Er erlebte die Meuchelung der Revolution durch die Ebert/Noske, und seine Stimme erhob sich an die deutschen Arbeiter:

Ist Novembersturm in Deutschland sanft wie süßer Wind im Maien?

Ach, Ihr Knechte, ewig läßt Ihr Euch ins Menschenantlitz speien!

*Laßt Euch treten und erschießen, geht ins Zuchthaus, viele Tausend –
Und die Fahne weht im Osten hoch und rot und heilig sausend.*

Das war jener Max Barthel, der Noske und seinen Baltikumgeneralen zuschrie:

Denn ein Volk hat sich erhoben, Volk, von Euch wie Vieh verachtet,

Volk, von Euch zu Millionen in Fabrik und Front geschlachtet.

Schick nur Deine weißen Garden, Tanks und Gas und Generäle

Und die goldenen Bankhyänen: nicht erwürgst Du unsere Seele!

Standhaftigkeit ist eine Tugend des proletarischen Revolutionärs. Max Barthel besaß sie nie. Seine „Seele“ brauchte nicht von der Reaktion erwürgt zu werden, sie versank bald im Fett der Spißbürgerlichkeit. Nach den ersten Niederlagen der deutschen Revolution verlor Barthels dichterische Stimme. Schwung, Farbe und Glanz. Der Klassenkampf war opferreich und mühselig, die Kommunistische Partei arm an Geld – und Max Barthel brauchte gesicherte Honorare. Schon im Jahre 1922 schwankte er. Als 1923 die KPD vorübergehend verboten wurde, ging Max Barthel mit fliegenden Fahnen ins Lager der Weimarer „Demokratie“ über, die sich durch Eberts und Seeckts militärischen Ausnahmezustand wieder vor der drohenden revolutionären Erhebung der Arbeiter gerettet hatte.

Max Barthel bekam die gesicherten Honorare – als Hausdichter des „Vorwärts“. Er richtete sich häuslich in der Weimarer Republik ein: Es lebt sich schöner im Schoße der schwarztgoldenen Regierungspartei als von den kümmerlichen Honoraren revolutionärer Blätter. Es lebt sich gemütlicher im eigenen Siedlungshaus als im Gefängnis oder in illegalen Quartieren. Noske und Severing wurden die Genossen von Max Barthel. Aber er war nicht ungestraft zum Überläufer geworden: Sein ganzes literarisches Schaffen war, seit er die Reihen des revolutionären Kampfes verlassen hatte, des schöpferischen Impulses beraubt. Es wurde schal wie abgestandene Limonade. Barthel lebte davon, alte Arbeiten für seine neue Gesinnung „umzudichten“. Er hatte keine Einfälle mehr, keine innere Begeisterung, keinen Schwung. Man merkte es selbst in der SPD.

Max Barthel „entwickelte“ sich weiter: Noch vor einem Jahre bedichtete er die Hammerschäften der „Eisernen Front“. Als Hitler aus Hindenburgs Händen die Macht erhielt, entdeckte Max Barthel das „Dritte Reich“ seiner Honorare. Es gab keine sozialdemokratischen Zeitungen und Verlage mehr. Proletarischer Bekennermut bedeutete Konzentrationslager oder Armut der Emigration. Aber Max Barthel hatte ja nichts zu bekennen als sein spießbürgerlich-opportunistisches Kriechen zu den Fleischköpfen der jeweils Herrschenden.

Das ist Ihr Weg, Herr Barthel! Jetzt können Sie Ihre alten Arbeiten nochmals umdichten, noch kläglicher, und dem „Dritten Reich“ geben, was seiner würdig ist – den dritten Aufguß.

Sie nennen sich einen „alten Sozialisten, Sohn eines Maurers, eines Menschen, der lange Jahre in den Fabriken geschafft hat“. Sie rühmen sich, „alt genug geworden zu sein“, um nicht auf Worte und Wünsche, sondern auf die Taten zu sehen. Und was präsentieren Sie uns dann als „Beweis“ für Hitler? Seine Worte vom 1. Mai über den „Adel der Arbeit“! Warum zählen Sie nicht Hitlers Taten auf:

Warum schweigen Sie über die Zerstörung der Arbeitergewerkschaften, Sie ehemaliger Arbeiter?

Warum schweigen Sie über die Demolierung der Volks- und Gewerkschaftshäuser, über das Verbot aller Arbeiterorganisationen, Sie Maurersohn?

Warum schweigen Sie über den Raub des bescheidensten Mitbestimmungsrechts der Arbeiter bei der diktatorischen Festlegung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen, Sie „alter Sozialist“?

Während Sie Hitler preisen, Herr Barthel, erschallen in den braunen Kellern die Schmerzensschreie von Hunderten. Es röhrt Sie nicht der junge Arbeiter, den einst Ihre Gedichte zu revolutionärem Elan entflammt und der jetzt mit durchschlagenen Nieren unter den Knüppeln der SA stirbt? Es stört Sie nicht der Reichsbannermann, dem Ihr Hammerschaftslied einst erklang und der von Ihren neuen Freunden in einer Folterkammer in ein unkenntliches blutiges Fleischbündel verwandelt wird? Es ist Ihnen gleichgültig, daß die Menschen, die Sie einst zu lieben vorgaben, die Ihnen Kameraden oder Kameradinnen Ihrer besseren Jahre waren, jetzt in Hitlers Kerkern sitzen oder seinen Meuchelmördern zum Opfer fallen! Es stört Sie nicht, Herr Barthel – Sie preisen Hitler und erzählen zynisch, daß „Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht“ werden.

Als Sie noch jung und ein „Novemberverbrecher“ waren, Herr Barthel, haben Sie aus der Geschichte der Arbeiterbewegung gelernt, daß sich alle Konterrevolutionen durch ihre besondere Bestialität gegen die junge revolutionäre Klasse des Proletariats auszeichneten. Heute plappern Sie wie ein Papagei die Worte Ihres neuen Meisters und Brotgebers Goebbels nach, der die raffinierteste, schmutzigste und blutigste aller Konterrevolutionen als „Revolution“ deklarieren will. Natürlich wird die KPD nach ihrem revolutionären Sieg nicht Hymnen singend und Friedenspalmen schwingend durch die Städte ziehen, aber Folter und Scheiterhaufen sind Hitlers Requisiten. Sie gehören zum Werkzeug der Reaktion.

Als Sie noch jung waren, Herr Barthel, da wußten Sie, daß die Freiheitsbewegung der ausgebeuteten Klassen sich zu allen Zeiten, immer wieder, aus dem Dunkel der tiefsten Reaktion erhoben hat. Heute erzählen Sie das Märchen von dem „Pfingstwunder der Einswerbung auf dem Tempelhofer Feld“ und bescheinigen der Hitlerdiktatur, daß sie für die Ewigkeit bestehen werde. (...)

(„Unsere Zeit“, II/1933.)

4. Feind Nummer 1

„Im Zusammenhang mit der skandalösen Fortsetzung der infamen Lügenhetze gegen die UdSSR durch die Deutsche Welle, die – wie verlautet – auf höhere Veranlassung‘ beabsichtigen soll, den bisherigen Kurs niederträchtiger Ver-

leumdungen unter allen Umständen ohne Rücksicht auf irgendwelchen Widerstand fortzusetzen, hat unser Mitarbeiter N-z. Gelegenheit genommen, in einer telefonischen Umfrage eine Reihe bekannter Schriftsteller, die zum Teil selbst Mitarbeiter des deutschen Rundfunks sind, über ihre Stellungnahme zu befragen . . .“

Bert Brecht

„Hören Sie die Vorträge der Deutschen Welle, Herr Brecht?“
„Die Deutsche Welle ist mir als so langweilig bekannt, daß ich mich nicht dafür interessiere.“

„Was halten Sie von den Rußlandvorträgen der Deutschen Welle?“
„Man muß zumindest verlangen, daß die Möglichkeit gegeben wird, auf diese subjektiv hetzerischen Reden gegen die Sowjetunion von derselben Stelle aus zu antworten! Die Methode der unwidersprochenen Vorträge ist ein Mißbrauch des Rundfunks, der nur durch Zulassung von Diskussionen der Vertreter verschiedener Richtungen verhindert werden kann.“

Alfred Döblin

„Sie sind selbst Rundfunkhörer, Herr Doktor, nicht wahr? Ihnen sind auch wohl die Rußlandvorträge der Deutschen Welle bekannt?“

„Ja, aber ich sehe nicht ein, warum ich die uninteressanten Vorträge der Deutschen Welle hören soll, besonders über Rußland, die schon durch die Namen der Vortragenden, zum Beispiel Herrn Stößinger, dessen verstöckte Einstellung gegenüber allen Rußlandfragen mir persönlich bekannt ist, abschrecken. Ich höre lieber Moskau direkt. Die Veranstaltungen sind sehr instruktiv und sehr schön, ich wünschte nur, daß noch mehr Leute Rußland hören könnten!“

Alfred Wolfenstein

„Herr Doktor, sind Ihnen die Rußlandvorträge der Deutschen Welle bekannt?“

„Jawohl, ich habe davon gehört und bin der Ansicht, daß man vor allem eine Diskussion auf breitestem Grundlage vor dem Mikrophon mit Leuten zulassen soll, die selbst in der Sowjetunion waren und aus eigenem Augenschein darüber berichten können, und nicht, wie es anscheinend bisher geschieht, durch Vortragende, die die Sowjetunion selbst nie gesehen haben!“

Walter Karsch

„Meine Ansicht über die Rußlandvorträge der Deutschen Welle? Genau dieselbe wie die Ihre! Ich habe selbst die Sowjetunion nicht besucht. So viel sehe ich aber, daß es sich hier um offensichtliche Lügen, ja um eine feindliche Hetze gegen die Sowjetregierung handelt. Ich schließe mich Ihrer Forderung auf Zulassung von Diskussionen über die Sowjetunion vorbehaltlos an.“

Johannes R. Becher

„Die Rußlandvorträge der Deutschen Welle, die ich bei Bekannten hörte, stellen das Imfamste dar, was heute an systematisierter Lüge über die

Sowjetunion vorgebracht wird! Doppelt verhängnisvoll, weil der Rundfunk zunächst im Moment der Darbietung und auch später nur schwer eine Richtigstellung ermöglicht, wenn die Vorträge nicht zumindest in Form einer Diskussion stattfinden.

Auf eine entsprechende Forderung, die Ernst Glaeser und ich persönlich im Funkhaus vorbrachten, antwortete die Deutsche Welle damit, daß sie jede Verhandlung ablehnte, nachdem wir ein skandalöses Schreiben in dieser Angelegenheit vorher der Presse übergeben hatten. Hier hilft nur Aufrütteln und Sammlung der breitesten Hörermassen zu einer wirksameren Aktion gegen die täglich wachsende arbeiter- und volksfeindliche Reaktion im Rundfunk, dessen Bedeutung als politisches Massenbeeinflussungsmittel allgemein noch nicht richtig von allen Hörern erkannt ist!"
(Nach: „Arbeiter-Sender“, 1931, Nr. 36 und 37 vom 4. und 11. September)

Oskar Maria Graf

„Je näher der Zusammenbruch des kapitalistischen Systems heranrückt, um so mehr sucht man noch einmal alle Kräfte gegen den Kommunismus mobil zu machen. Die Angst jener, die ‚alles zu verlieren haben‘, schrekt vor keinem Mittel zurück. Die Geschichte lehrt uns, daß der Kapitalismus, sobald er sich bedroht sah, die verwerflichsten Kriege anzettelte, um die Massen abzulenken. Verwüstete Länder, Millionen von Leichen waren das Resultat solcher Ablenkungsmanöver. Die Hyänen des Profites triumphierten, ihr Vaterland war wieder einmal gerettet.

Jeder imperialistische Krieg hat eine solche Ursache und einen solchen Ausgang. Nicht Friede ist das Ziel, sondern Eroberung neuer Ausbeutungsgebiete, Niederhaltung und Knebelung der Massen, die jenen Hyänen des Profites ihre Reichtümer erarbeiten.

Wer die Sinnlosigkeit dieses andauernden Betruges auch heute noch nicht erkannt hat – ein solcher Mensch ist entweder ein Verbrecher oder eine Kreatur auf niedrigster Kulturstufe. Daß eine Kriegsgefahr gegen die Sowjetunion besteht, ist aus allen Machinationen ihrer Feinde ersichtlich . . .“
(„Die Rote Fahne“, 1931, Nr. 152 vom 30. Juli)

Käthe Kollwitz

„Der imperialistische Krieg, der zum Ziel hat die Zerstörung der Sowjetunion und die Vernichtung ihrer großen Errungenschaften, ist von meinem Standpunkt aus verwerflich.“

(„Internationale Presse-Konferenz“, 1930, Nr. 103 vom 2. Dezember)

„Aber wohin immer man hört, gibt es nur eine Stimme; und wenn einer es ausspricht, dann erklärt er im Namen aller: Weg mit dem bolschewistischen Verbrechergesindel aus Deutschland, holt die Anstifter heraus aus ihren Schlupfwinkeln . . . Das Volk verlangt, daß endlich mit diesem bolschewistischen Mörderpack Fraktur geredet wird . . . Das weiß heute im Lande jeder: daß die nationalsozialistische Bewegung die einzige Partei ist, die mit dem dazu auch fest und unerschütterlich entschlossen ist.“
(J. Goebbels, Rede bei einer Kundgebung zur Reichstagswahl, 3. 3. 1933 in Hamburg, Ausstellungshallen am Zoo)

5. Ein ehemaliger Vorsitzender erinnert sich

Arnold Zweig

Der Krieg und der Schriftsteller

„Der Schriftsteller, der die Folgen des Krieges für die Gesittung nicht unseres Erdteils, sondern der Erde notiert, hat heute hinzuzusetzen: entweder durch tathafte Einigkeit das Wiederaufleben des Krieges in Europa unmöglich zu machen und über unseren Erdteil hinaus die Phalanx der aufrecht gehenden Menschen um den wütenden Stier zu schließen; oder alle hier beschriebenen Folgen anzunehmen und den Krieg zu wählen, den Krieg, den unter günstigen Umständen herbeizuführen jene geistig minderwertigen, willensmäßig hypertrophierten Kreise der Militärs aus Leidenschaft in Deutschland entschlossen sind. Ein Drittes gibt es nicht, selbst wenn die Wiedereinführung des Krieges ins europäische Wett- und Ränkespiel noch einige Jahre oder ein Jahrzehnt hintangehalten werden könnte. Auch Wilhelm II., seelisch durchaus gesündiger als die heutigen deutschen Machthaber, versicherte der Welt immer wieder, wie heiß er den Frieden liebte; und gleichwohl bildete seine stete Kriegsbereitschaft jenen Hohlraum innerhalb der europäischen Politik, der alle Anstrengungen reiferer Völker vereitelte und zu jenem Einsturz führte, der jetzt schon zwanzig Jahre zurück liegt. Jeder von uns empfindet diesen Zeitraum als kurz, das Ereignis als gestrig, seine Nachwirkungen als heutig. Durch das Hinauszögern der Katastrophe war sie nur noch zerschmetternder geworden; das fünfundzwanzigste Regierungsjubiläum Wilhelms II. war gerade ein Jahr vorüber, als aus dem Friedenskaiser der Oberste Kriegsherr heraustrat. Ihr fochtet gegen den Kaiserismus? Ihr habt ihn heute viel schlimmer vor den Toren. Und nur Selbstmörder, die dem Zerstörungstrieb innerhalb ihrer Person ganz verfallen sind, wiederholen zwanghaft, was sie schon einmal fast vernichtete.“
(1932/34)

Fünfundzwanzig Jahre SDS

„Der SDS war keine Angelegenheit des Schmuckes . . . Er vergab keine Ehren und erhöhte das Ansehen seiner einzelnen Mitglieder nur durch die Arbeit, die sie in ihm leisteten. Zu Ehre, Einfluß und Ansehen mußten sie kommen ohne ihn und gar zu Tantienen und Einkommen. Aber wenn sie an seine Spitze traten, in Berlin oder in München, taten sie es um sachlicher Arbeit willen und zur Repräsentanz des freien Geistes, der geistigen Freiheit, für die der SDS bei jeder Gelegenheit eintrat . . . Selten feierte er Feste, der SDS. Aber wenn zum Beispiel sein Mitglied Thomas Mann aus München nach Berlin kam und zugunsten der Arbeitskasse des Vereins aus seinen Manuskripten vorlas, dann durfte ihn der Vorsitzende, angesichts eines Riesensaales, glücklich und dankbar begrüßen und unterstreichen, welch symbolische Wichtigkeit für die Repräsentanz des deutschen republikanischen Geistes dieser Abend habe, an dem sich der Nobelpreisträger mit allen namenlosen Fachgenossen identifizierte dadurch, daß er für sie seine gefeierte Person einsetze. Und als der sechzigste Geburtstag Heinrich Manns herankam, da war es das Mitglied Gottfried Benn, das, in einer von Asphaltwörtern strotzenden Rede, den großen Schriftsteller pries, der als Kosmopolit die echteste und beste Tradition unserer Literatur darstellte. Und der damalige Vorsitzende, unser guter Eloesser, konnte sich bei seinem Trinkspruch versprechen und unser liebes

Geburtstagskind Thomas Mann hochleben lassen, wozu Heinrich Mann mild lächelte und das Mitglied Werner Hegemann seinen sarkastischen Kopf hinter dem goldenen Schal seiner Nachbarin versteckte . . . Wir liebten unsere Gewerkschaft, und wir arbeiteten in ihr wie für uns selbst. Ob diese Arbeit in Sprechstunden bestand, in Rechtsberatungen, in langen nächtlichen Sitzungen, in Aufsätzen, die man für den Schriftsteller schrieb, in Besuchen bei Ministerien oder in vertraulichen Unterhaltungen, nachmittags, im Garten: immer waren wir mit voller Seele dabei. Wir – das ist kein Pluralis majestatis, sondern einfach die Aussage, die für jeden Kameraden gilt, der mit am Vorstandstisch saß oder in den Versammlungen die heftigen Diskussionen mitmachte . . . Wir waren Demokraten und Konservative, Sozialisten und Kommunisten, jeder brachte seine ganze Person ein in den SDS, aber nur, um die Sache mit ihr zu stützen . . . Wir begingen nur einen Fehler: wir waren ausdrücklich unpolitisch und machten keinen Unterschied zwischen rechts und links.“

(1938. Beide Auszüge nach: Arnold Zweig, „Über Schriftsteller“, Berlin und Weimar 1967, S. 38 ff. und 59 ff.)

Bertolt Brecht Eine notwendige Feststellung zum Kampf gegen die Barbarei

. . . Die Schriftsteller, welche die Greuel des Faschismus erfahren, am eigenen oder am fremden Leibe, und darüber entsetzt sind, sind mit dieser Erfahrung und mit diesem Entsetzsein noch nicht ohne weiteres imstande diese Greuel zu bekämpfen. Es mag mancher glauben, daß die Schilderung dieser Greuel genüge, besonders wenn großes literarisches Talent und echter Zorn die Schilderung eindringlich machen. In der Tat sind solche Schilderungen sehr wichtig. Hier geschehen Greuel. Das darf nicht sein. Hier werden Menschen geschlagen. Das soll nicht geschehen. Was braucht es da langer Erörterungen? Man wird aufspringen und den Peinigern in den Arm fallen. Kameraden, es bedarf der Erörterungen.

(. . .) Der Schriftsteller kann sagen: meine Aufgabe ist es, das Unrecht zu denunzieren, und er kann es dem Leser überlassen, damit fertig zu werden. Aber dann wird der Schriftsteller eine sonderbare Erfahrung machen. Er wird merken, daß der Zorn wie das Mitleid etwas Mengenartiges ist, etwas, was in der und der Menge vorhanden ist und ausgehen kann. Und das schlimmste ist, es geht aus in dem Maße, in dem es nötiger wird. Kameraden sagten mir: Als wir zum ersten Male berichteten, daß unsere Freunde geschlachtet wurden, gab es einen Schrei des Entsetzens und viel Hilfe. Da waren hundert geschlachtet. Aber als tausend geschlachtet waren und des Schlachtens kein Ende war, breitete sich Schweigen aus, und es gab nur mehr wenig Hilfe. So ist es: Wenn die Verbrechen sich häufen, werden sie unsichtbar. Wenn die Leiden unerträglich werden, hört man die Schreie nicht mehr. Ein Mensch wird geschlagen, und der zusieht, wird ohnmächtig. Das ist nur natürlich. Wenn die Untat kommt, wie der Regen fällt, dann ruft niemand mehr halt! So also ist es. Wie ist dem zu steuern? Gibt es kein Mittel, den Menschen zu hindern, sich abzuwenden von den Greueln? Warum wendet er sich ab? Er wendet sich ab, weil er keine Möglichkeit des Eingreifens sieht. Der Mensch verweilt nicht bei dem Schmerz eines andern, wenn er ihm nicht helfen kann.

Man kann den Schlag aufhalten, wenn man weiß, wann er fällt und wohin er fällt und warum, zu welchem Zweck er fällt. Und wenn man den Schlag aufhalten kann, wenn irgendeine, selbst eine schwache Möglichkeit dazu besteht, dann kann man Mitleid haben mit dem Opfer. Man kann es auch sonst, aber nicht lang, jedenfalls nicht so lang, wie auf das Opfer die Schläge sausen. Also: warum fällt der Schlag? Warum wird die Kultur über Bord geworfen wie ein Ballast, jene Reste der Kultur, die uns übriggeblieben sind, warum wird das Leben von Millionen Menschen, der allermeisten Menschen so verarmt, entblößt, halb oder ganz vernichtet?

Einige von uns beantworten diese Frage. Sie antworten: aus Roheit. Sie glauben einen erschreckenden Ausbruch bei einem großen und immer größer werdenden Teil der Menschheit zu erleben, einen entsetzlichen Vorgang ohne erkennbare Ursache, plötzlich auftretend, vielleicht, hoffentlich, ebenso plötzlich wieder verschwindend, ein ungestümes Heraustreten einer lange unterdrückten oder schlummernden Barbarei, von triebhafter Natur. Die so antworten, fühlen natürlich selber, daß eine solche Antwort nicht sehr weit reicht. Und sie fühlen auch selbst, daß man der Rohheit nicht den Anschein von Naturgewalten verleihen darf, unbesiegbaren Mächten der Hölle.

Sie sprechen also von vernachlässiger Erziehung des Menschengeschlechtes. Irgend etwas wurde da versäumt oder konnte in der Eile nicht gemacht werden. Man muß es jetzt nachholen. Man muß gegen die Rohheit die Güte einsetzen. Man muß die großen Wörter hervorrufen, die Beschwörungen, die schon einmal geholfen haben, die unvergänglichen Begriffe Freiheitsliebe, Würde, Gerechtigkeit, deren Wirkung historisch verbürgt ist. Und sie wenden die großen Beschwörungen an. Was geschieht? Den Hinweis darauf, daß er roh sei, beantwortet der Faschismus mit dem fanatischen Lob der Rohheit. Angeklagt, er sei fanatisch, antwortet er mit dem Lob des Fanatismus. Bezeichnet, er verletzte die Vernunft, schreitet er wohlgeraten zu einer Verurteilung der Vernunft. Auch der Faschismus findet nämlich die Erziehung vernachlässigt. Er verspricht sich sehr viel von einer Beeinflussung der Gehirne und Festigung der Herzen. Er fügt zu den Rohheiten seiner Folterkeller die seiner Schulen, Zeitungen, Theater. Er erzieht die ganze Nation, und erzieht sie den ganzen Tag. Er hat nicht allzuviel zu vergeben an die ganze Mehrzahl, da heißt es viel erziehen. Er liefert kein Essen, da muß er zur Selbstzucht erziehen. Er kann seine Produktion nicht in Ordnung bringen und braucht Kriege, da muß er zum körperlichen Mut erziehen. Er braucht Opfer, da muß er zum Opfersinn erziehen. Das sind ebenfalls Ideale, Forderungen an den Menschen, einige davon sind sogar hohe Ideale, hohe Forderungen.

Nun, wir wissen, wozu diese Ideale dienen, wer da erzieht und wem diese Erziehung nützen soll – nicht den Erzogenen. Wie ist es mit unseren Idealen, welche soviel humaner sind? Es sind andere, aber gibt es nicht vielleicht da doch etwas, was wir, Ideale aufstellend, mit jenen gemeinsam haben? Auch jene von uns, die das Grundübel in der Rohheit, der Barbarei erblicken, sprechen, wie wir gesehen haben, nur von Erziehung, nur von Eingriffen in die Geister – keinen andern Eingriffen jedenfalls. Sie sprechen von der Erziehung zur Güte. Aber die Güte wird nicht von der Forderung nach Güte kommen, nach Güte unter allen Bedingungen, selbst den schlimmsten, so wie die Rohheit nicht von der Rohheit kommen kann.

Ich selbst glaube nicht an die Rohheit um der Rohheit willen. Man muß die Menschheit in Schutz nehmen gegen die Beschuldigung, sie wäre auch roh, wenn dies nicht ein so gutes Geschäft wäre; es ist eine geistreiche Umbiegung meines Freundes Feuchtwanger, wenn er sagt: Gemeinheit geht vor Eigennutz,

aber er hat nicht recht. Die Rohheit kommt nicht von der Rohheit, sondern von den Geschäften, die ohne sie nicht mehr gemacht werden können . . .
(*Neue Deutsche Blätter*, 6/1935)

Und nochmals von vorne: 10 Jahre VS in der IG Druck und Papier

1. Durchführung einer Sozialenquete zur Situation der Schriftsteller
2. Berufseigene Altersversorgung
3. Novellierung der Urbebernachfolgegebühr
4. Honorare für Abdruck geschützter Texte in Schulbüchern
5. Staatliche Vergabe von Urheberrechten als Entwicklungshilfe
6. Mitwirkung an bilateralen Urheberrechtsabkommen
7. Honorare für Ausleihe geschützter Werke durch öffentliche Büchereien
8. Presse-Informationsdienst und Nachrichtenblatt des VS
9. Rechtsberatung der Autoren, Rahmenverträge mit Verlagen und Rundfunkanstalten
10. Steuererleichterungen für den freien Unternehmer „Autor“
11. Mitwirkung an öffentlichen Aufgaben, gesellschaftskritisches Engagement, Freiheit der Meinungsäußerung
12. Kulturelle Veranstaltungen, innerhalb der Bundesrepublik und international. Kontakt mit den Schriftstellerverbänden anderer Länder, nicht zuletzt denen im Osten.

(Zwölf-Punkte-Programm 1969)

Heinrich Böll Ende der Bescheidenheit

„Wir verdanken diesem Staat nichts, er verdankt uns eine Menge; mag er also darauf gefaßt sein, daß er uns nicht länger auf dem Umweg über einen Pseudo-Geniekult oder auch nur auf dem Umweg über einen Pseudo-Individualitätskult zerspalten und zersplittert halten und einzeln abfertigen kann . . . In diesem Augenblick erst, in dem wir einsehen, daß diese alten Klischees nicht nur nicht mehr stimmen, sondern nie gestimmt haben, in diesem Augenblick sind wir auch politisch vorhanden.“
(Aus der Rede bei der Gründungsversammlung des VS am 8. Juni 1969 im Kölner Gürzenich)

Exkurs über den Lattmannsschaftskampf

„Wer immer sich berufen fühlt, als freier schöpferischer Künstler den Daseinskampf aufzunehmen, ob als Maler oder als Komponist, als Bildhauer oder als Schriftsteller, der tut gut daran, eine Erkenntnis keinen Augenblick zu vergessen: Die Gesellschaft braucht ihn nicht!“
(H.A. Ruspe im „Bayernkurier“ vom 24. November 1973)

1970: Der Stuttgarter Kongreß

„Über den folgenreichsten Punkt diskutierten die in Stuttgart versammelten Schriftsteller auf ihrem ersten Kongreß am Sonnagnachmittag am wenigsten: Das Thema ‚Anschluß an eine Gewerkschaft‘ hatten die Schriftsteller ganz an den Schluß der Tagesordnung gesetzt. So fehlte den meisten der Nerv, sich an diesem, ohnehin erst in zwei Jahren zu beschließenden Punkt theoretisch zu

verausgaben. Dieter Lattmann, der alte, neu gewählte Vorsitzende, hatte von seinen Kollegen nur die Vollmacht erhalten wollen, mit dem DGB ins Gespräch zu kommen . . . Ebenso wie die Abgrenzung nach rechts sich in einer deklamatorischen Floskel verlor, so legte sich der Verband auch in der Öffnung nach links nicht ausdrücklich fest.“

(Hans-Anton Papendieck, „Die Schriftsteller wollen sich den Gewerkschaften annähern“, „Die Welt“ vom 24. November 1970)

„Martin Walser geschah es wie Sartre. Seine Überlegungen waren die radikalsten (Böll hat ihnen, wie Kurt Sontheimer, später in der Diskussion gleichwohl zugestimmt). Übrigens, weil sie zumindest als Modell, als Ziel die realistischsten waren. Angesichts der wachsenden Konzentration und Monopolisierung genüge es nicht, wenn sich die Schriftsteller allein unter die schützenden Fittiche des DGB flüchteten . . .

Leider konnte über diese bestechenden Gedanken nicht vernünftig gesprochen werden, weil der Diskussionsleiter Carl Amery Grass sofort in die reformistische und Walser in die revolutionäre Ecke drängte. Die spielten dann ihre Rolle wie gehabt. Dabei ist Walsers Vorschlag nur der weitergehende, eine umfassendere, auf die nahe Zukunft der Medienverbundorganisationen geballter reagierende Antwort. So zerbröselte sich diese Veranstaltung in sektiererische Schwatzerei, an der das Publikum immer weniger Gefallen fand. Willy Brandt war schon vor dem zerquälten Ende verschwunden.“

(Wolfram Schütte, „Existenzielles Verhältnis zu Druck und Papier“, „Frankfurter Rundschau“ vom 23. November 1970)

„Den Spitzwegschen Dachstabenpoeten gibt es nicht mehr. Der Schriftsteller trägt keine Zipfelmütze, er skandiert keine Verse mehr und er schreibt kaum mehr mit der Feder . . . Mag sein, daß sich der Schriftstellerverband einmal zu mehr entwickelt als zu einer puren Interessenvertretung, daß seine Stimme moralisch-politisches Gewicht bekommt im demokratischen Konzert. Das hätte aber auch seine Gefahren. Seine Stärke ist zunächst wohl der pragmatische Einsatz für die Interessen seiner Mitglieder, wie Dieter Lattmann sagte: ‚ohne Ideologie‘.“

(Jörg Drews, „Schriftsteller in eigener Sache“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 20. November 1970)

Willy Brandt Braucht die Politik den Schriftsteller?

„Heute brauchen wir keine selbstquälerische Angst vor einigen trüb-cholerischen Geistern zu haben, die uns Vergangenheit als Gegenwart aufstischen wollen. Heute brauchen wir furchtlos aktives Engagement für den Bestand und die Erneuerung einer deutschen Demokratie.“

Die Entscheidung für diese Demokratie werden wir nicht in fernen Ländern finden, sondern hier, vor der eigenen Tür, als Bürger unter Bürgern . . . Ich scheue mich nicht, als Politiker, Sie, die Schriftsteller, um Hilfe zu bitten, damit nicht abermals Vernunft an der Ignoranz scheitert.“

Heinrich Böll Einigkeit der Einzelgänger

„Dieser Verband kann nur sozialpolitisch Avantgarde betreiben, er kann damit viel Zeit und Freiheit für den Hintergrund erwirken. Die Ziele könnten so

gedeutet oder aufgrund von einer absurd bürgerlich-idealistischen Auffassung so denunziert werden, als ginge es nur ums Geld . . . Nur Bankiers können so naiv sein oder tun und glauben oder vorgeben zu glauben, Geld wäre nicht politisch, und nur Politiker können vielleicht so naiv sein, als fände Politik nur im Vordergrund statt. Autoren können sich diese Naivität nicht leisten. Diese Denunziation wäre deshalb nicht angebracht, weil Geld nie nur Geld ist. Diese Herren Doktoren Castro und Allende wüßten Antwort auf solch strafliche Naivität, die ihre eigene Macht leugnet oder nicht erkennt.“

Günter Grass

Schriftsteller und Gewerkschaft

„Ist Schriftstellern jenes Mindestmaß an Solidarität geläufig, das den Gewerkschaften selbstverständliche Basis ist? Werden Schriftsteller, diese notorischen Einzelgänger, nicht kopfscheu werden, sobald ihnen eine gewerkschaftliche Massenorganisation den Stallgeruch der Solidarität bietet? Werden, wie gehabt, unsere bürgerlichen Sonderinteressen das letzte Wort haben? Sind wir, wie wir reden? Handeln wir, wie wir zu schreiben oft kühn genug sind? Kann man uns ernst nehmen, wenn wir aus sicherer Distanz die Situation am Arbeitsplatz – und ich spreche jetzt von Walzstraßen und Fließbändern – Ausbeutung nennen? Sind wir willens, diese sichere und eingeübte Distanz, und sei es versuchsweise, aufzugeben und uns von Abhängigen abhängig zu machen?“

Keine Scherzfragen. Nicht wir, die Gewerkschaften gehen das größere Risiko ein, wenn sie uns bei sich aufnehmen. Allzuoft hat sich Schriftstellern nach kurzatmiger Begeisterung der Absprung ins Unverbindliche angeboten. Beredter Hochmut und detailbesessene Besserwisserei waren schon immer gastliche Gehäuse, wenn es darum ging, aus laut verkündetem gesellschaftlichen Engagement klammheimlich den Rückzug anzutreten.“

Martin Walser
IG Kultur?

„Die meisten von uns sind an kleine und mittlere Verlage gebunden und können also jeden Tag aufwachen im Portefeuille eines Konzerns. Unsere Urheberrechte schützen uns nicht davor, daß wir verhökert werden im Paket und danach vielleicht sofort abgeschrieben werden auf Null. Das heißt, das Urheberrecht ist ein windiger Schutz . . .“

Wir sehen täglich, daß der demokratische Anfang, der gemacht wurde mit den öffentlich-rechtlichen Funkanstalten, wieder aufgehoben wird durch den zunehmenden Einfluß privater Produzenten. Wer unsere Entwicklung zwanzig Jahre lang beobachtet hat, der weiß, daß die sogenannte Privatiniziative, das heißt, der Einfluß des Großkapitals, sich dann doch als stärker erweist als alles nur Verfassungsmäßige. Ob die häuslichen Apparate schließlich über Privatsender oder über privat produzierte und verkaufte emissionsunabhängige Kassetten versorgt werden, ist dann egal. Das Adenauer-Fernsehen ließ sich fast verhindern. Die Springer-Elektronik wird kommen.“

Dieser Perspektive muß unsere Organisation gerecht werden. Das heißt, auch die Gewerkschaften können nicht bleiben, was sie sind. Es ist ohnehin nicht einzusehen, warum die Gewerkschaften nur in der Geldwirtschaft selbst zum Monopolisten werden und in der Kulturindustrie peripher vegetieren. Vielleicht glauben die Gewerkschaften immer noch nicht, daß es sich da, wo Kunst und Information produziert werden, tatsächlich um eine Industrie handelt.“

Tendenzwende: Gescheiterter Anfang

„Der Versuch, Deutschlands Schriftsteller in eine Gewerkschaft zu zwängen, scheint jetzt auf ernsthaften Widerstand zu stoßen. Während sich mehrere Landesverbände des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) ‚in Testabstimmungen‘ für einen kollektiven Beitritt zur Industriegewerkschaft Druck und Papier aussprachen, organisierten die Schriftsteller Helmut Hochrain und Peter Norden in Bayern den Widerstand.“

(Axel Springer Inland-Dienst, „Blitze des Unmuts um Dieter Lattmanns Thron“, „Die Welt“ vom 16. Februar 1972)

„Bestimmte Kräfte nehmen die Diskussion um den geplanten Beitritt zur IG Druck und Papier zum Anlaß, um die einzelnen Landesverbände ‚auf linken Vordermann zu bringen‘. Die Vorgänge im bayerischen VS, über die unser Beitrag berichtet, sind typisch dafür. Der Autor dieses Beitrages ist ein bekannter Münchner Schriftsteller, der aus einsichtigen Gründen seine Identität nicht preisgeben will:“

„Hier sei allein von Bayern die Rede. Mit gut 550 Mitgliedern ist der VS in Bayern der stärkste Landesverband und war überdies wohl auch lange Zeit der am besten organisierte. An einem solchen Verband kommt man schlecht vorbei; er hat einiges in die Waagschale zu werfen, er kann ein unüberhörbares Wort sprechen. Kann er? Er könnte.“

(Cesare Luporini, „Ende der Bescheidenheit, zweiter Teil“, „Die Welt“ vom 28. Februar 1972)

„Die vielzitierte Einigkeit der Einzelgänger, die Dieter Lattmann unter den deutschen Autoren dadurch erreicht hat, daß er die einzelnen Landesverbände zum Bundesverband deutscher Schriftsteller (VS) zusammenbrachte, scheint er nun durch seinen zweiten Schritt seiner Strategie zu gefährden: durch die von ihm zielstrebig angepeilte Überführung des VS in die IG Druck und Papier. Wiewohl darüber endgültig erst auf dem für kommenden Herbst in Hamburg angesetzten zweiten deutschen Schriftstellerkongress abgestimmt wird, hat sich im bayerischen VS, der mit seinen rund 570 Mitgliedern den größten Landesverband stellt, jetzt eine ‚Fraktion unabhängiger Schriftsteller‘ konstituiert, die, wie bereits kurz berichtet, die Politik des VS-Bundesvorstandes ablehnt. Besorgt um ‚die Freiheit des Geistes, die Unabhängigkeit der Meinung und die Toleranz Andersdenkenden gegenüber‘ haben die ‚Unabhängigen‘ einen Mann zu ihrem Sprecher gewählt, der Inhaber einer Public-Relations-GmbH ist (oder bis vor kurzem war) und auch weiterhin als Public-Relations-Berater für die CDU/CSU unter Vertrag steht: Peter Norden.“

(Karl Ude, „Fraktions-Kämpfe im bayerischen VS“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 11./12. März 1972)

„Auch wer sich nicht gern mit Verbandskram und ähnlichem befaßt, sollte seine Aufmerksamkeit zumindest bis zum 3. Juni 1972 diesen Informationen schenken. Es geht um nicht mehr und auch nicht weniger als um die immer wieder bestrittene Auflösung des VS, um Meinungsterror seitens des Bundesvorstandes gegenüber dem VS in Bayern, um die Neugründung einer Fraktion unabhängiger Schriftsteller im VS und praktizierte Demokratie . . .“

Wir wissen, daß der VS seit Anfang 1971 systematisch von Basis-Gruppen der dju und der DKP unterwandert wird und haben darum an den Bayern-VS-Vorstand einen Antrag auf Aufnahmesperre bis zum 3. Juni 1972 gestellt. Der

Antrag wurde mit Schreiben vom 14. März 1972 abgelehnt, zu einem Zeitpunkt, zu dem der Vorstand schon arbeitsunfähig war. Unabhängigkeit bedeutet den in der Fraktion versammelten Schriftstellern soviel, daß sie bereits sind, dafür auch Nachteile hinzunehmen, aber für keinen Preis der Welt sind wir bereit, unsere geistige Freiheit und die Unabhängigkeit unserer Meinung zu opfern.“

(VS frakitions-report, Intensiv-Information für VS-Fraktionsmitglieder, 23. März 1972)

„Denunziation, Diffamierung und Hinterlist werden ihnen vorgeworfen. „Unflätige Gossensprache“ wird ihnen nachgesagt. Gefordert wird, daß „diesen schlechten, nichtsnutzigen Kollegen die Rechnung gemacht wird . . .“ Es sind Schriftsteller, die derart – von Schriftstellern befehdet werden . . . Attackiert werden sie in einer Broschüre, die jetzt in München auf den Lesemarkt geworfen wurde und nicht nur für Leser, sondern für Schreiber bestimmt ist. Ausgetragen wird der Streit um den Gewerkschaftsanschluß vornehmlich in der Bayerischen Landesgruppe des Verbandes Deutscher Schriftsteller . . .

Der ‚kleinen Spaltergruppe‘ (Lattmann) gehören inzwischen nach Angaben des Münchner Schriftstellers Werner van der Bourg (52) immerhin etwa 140 der rund 560 Mitglieder der bayerischen (und stärksten) Landesgruppe an. Einige davon: Peter Norden (42 Bücher, darunter ‚Das zweite Attentat‘, ‚DM-Killer‘, ‚Pitt‘); Werner Büdeler (bekannt durch Fachbücher und Fernsehberichte über das Apollo-Programm); Otto Zierer (Adenauer-Preisträger, 75 Bücher, darunter ‚Weltgeschichte‘ in 40 Bänden, seine Werke haben eine Auflage von rund 14,5 Millionen); Eugen Skasa-Weiss („Deutschland deine Franken“); Baron Klaus von der Osten-Sacken („Blick zurück im Zorn“); Dr. phil. Horst Biernath („Vater sein dagegen sehr“); Paul van der Hurk (über hundert Romane, Bühnenstücke, Filme und Funkfeatures, darunter ‚Ich verweigere die Aussage‘, ‚Die unheimliche Schachpartie‘) . . . IG-Freunde wittern hinter den Gewerkschaftsgegnern die CSU und weisen darauf hin, daß Fraktionsvorsitzender Peter Norden, von Beruf Schriftsteller und Public-Relations-Manager, zur Zeit auch für die CSU arbeite. Zu denen, die ihm ‚Parteinähe‘ mehr oder weniger sachlich ankreiden, gehören unter anderem Dieter Lattmann (eingetragenes SPD-Mitglied), Eckart Spoo (dju) und Friedrich Hitler, der nicht nur für die Dokumentation mit all ihren hitzigen Kampfformulierungen gegen die ‚Unabhängigen‘ verantwortlich ist, sondern auch für die marxistische Zeitschrift ‚Kürbiskern‘ . . .“

(Egon F. Freiheit, „Der heftige Streit der Schreiber“, „Welt am Sonntag“ vom 23. April 1972)

„Dienstag, 7. März: Auf der Fahrt zur 1. Sitzung der VS-Kommission erklärt Zierer gegenüber Gregor-Dellin, am Abend zuvor habe sich die Norden-, Fraktion‘ gegründet, das könne dem Vorstand nur recht sein. Am Freitag bei der Vorstandssitzung werde man für klare Verhältnisse sorgen, er habe sein Papier mit der Ablehnung bereits vorbereitet. Zierer vergleicht die ‚Fraktion‘ mit der SS: ‚Auch die Schutzstaffel hat sich erst gegründet, nachdem der linke Meinungsteror überhand nahm.‘ Daraufhin kommt es zum Bruch zwischen Zierer und Gregor-Dellin.“

„Für die Einheit des VS – Gegen die Spalterfraktion. Dokumentation und Stellungnahmen zu den Vorgängen im VS.“ Herausgeber: Hartmann Goertz, Peter de Mendelsohn, Hermann Stahl, Elisabeth Endres, Friedrich Hitler, Angelika Mechtel, in: kürbiskern 3/72, S. 404. Stellungnahmen in dieser Dokumentation: Martin Gregor-

Dellin, Dieter Lattmann, Peter Adler, Hanssferdinand Döbler, Elisabeth Endres, Hartmann Goertz, Christian Grote, Joachim Hackethal, Friedrich Hitler, Burkhardt Kiegeland, Wolfgang Koeppen, Walter Kolbenhoff, Franz Xaver Kroetz, Angelika Mechtel, Peter de Mendelsohn, Erika Runge, Ulrich Sonnemann, Eckart Spoo, Wilfried Schoeller, Hermann Stahl)

„Die Alternative heißt: voran auf dem eingeschlagenen Weg, oder zurück. Man bleibt ja auch nicht auf einem Bahnübergang stehen, wenn der Zug kommt. Mit der ‚Fraktion‘ zurück können und wollen wir nicht. Wir müssen weiter – mit einer größtmöglichen Mehrheit, die den Pluralismus der Meinungen und Individualitäten auch in einer künftigen Organisationsform sichert. Einen dritten Weg gibt es nicht.“

(Martin Gregor-Dellin, ebenda, S. 418)

„Jene, die diesen Report zusammengezimmert haben, haben sich damit selber deklassiert und ihr wahres Gesicht gezeigt. Haben sie nicht gedacht: Der Großteil der VS-Mitglieder ist alt und demnach verkalkt und absolut unkritisch? Deshalb hauen wir ihnen mit bewährter Terminologie eines über den Kopf, dann machen sie die Augen auf, sehen zuerst uns – und stehen damit auf unserer Seite? – Doch, sie haben es sich so ausgedacht! Liebe Mitglieder, lassen Sie uns alle, jung und alt, zusammenhelfen, daß diesen schlechten, nichtsnutzigen Kollegen die Rechnung gemacht wird: Ohne Amt und Würde, das wird man ihnen nicht ersparen können, sollen sie nachdenken, bis sie ihre Fehler eingesehen haben, und wieder Achtung verdienen.“

(Franz-Xaver Kroetz, ebenda, S. 437)

„Mit 157 gegen 54 Stimmen hat der Verband deutscher Schriftsteller in Bayern auf seiner Jahresversammlung im Rathaus Martin-Gregor Dellin zum ersten Vorsitzenden gewählt. Das Wahlergebnis bedeutet eine Niederlage nicht allein des Gegenkandidaten Otto Zierer, sondern auch der ‚Fraktion unabhängiger Schriftsteller im VS‘.“

(fr., „DGB mag Intellektuelle nicht“, „Münchener Merkur“ vom 24. April 1972. Anmerkung der Redaktion des „Münchener Merkur“: „Das Zeichen ‚fr.‘ unter dem Artikel ‚Des Autors Nein zur Gewerkschaft‘ – sh. Ausgabe vom 22./23. April 1972 – hat auf der Jahresversammlung den Verdacht aufkommen lassen, es handle sich dabei um eine Äußerung der ‚Fraktion unabhängiger Schriftsteller‘, die sich in ihren Publikationen ebenfalls dieses Zeichens bedient. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen: ‚fr.‘ ist seit Jahren das Zeichen unseres Mitarbeiters Dr. Christoph Meyer.“)

„Gleich nach der Tagung am 22. April im Münchener Rathaus erklärten einige Mitglieder des bayerischen Schriftstellerverbandes ihren Austritt . . . Inzwischen sind drei Wochen vergangen. Eine Anzahl von Mitgliedern ist ausgetreten, andere warten noch ab, wieder andere möchten innerhalb des Verbandes ausharren . . . Sie überließen die Führung des Verbandes der roten Zelle der neuen Verbandsleitung . . . Die wirkliche Ursache für das Versagen der ‚Fraktion‘ lag in ihrer zahlenmäßigen Schwäche und ungeschickten Argumentation. Sie war der Regie Lattmanns und Hitlers nicht gewachsen.“

(Curt Hohoff, „Was wird nun aus den Autoren?“, „Die Welt“ vom 12. Mai 1972)

1973: Der Hamburger Kongress

„Die Schriftsteller in der Bundesrepublik Deutschland stehen, soweit sie organisiert sind, vor einer – historisch betrachtet – geradezu revolutionieren-

den Entscheidung. Auf dem am Freitag in Hamburg beginnenden Kongreß soll nach dem Willen des Vorstandes vom Verband Deutscher Schriftsteller (VS) der Beitritt zur IG Druck und Papier beschlossen werden . . . Mag sein, daß sich der Schriftstellerverband in den Gesprächen mit der Gewerkschaft in manchem günstigere Bedingungen ausgehandelt hat als die dju. Aber man wird doch eines bedenken müssen: Macht – und auch die erhoffte ‚Gegenmacht‘ ist Macht – verleitet nur allzu leicht zum Mißbrauch.“
(Ernst Müller-Meiningen jr., „Gratwanderung der Schriftsteller“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 17. Januar 1973)

„Es kreißte der Berg – und was gebar er? Einen Erdrutsch, ausgelöst von 275 zu Tale purzelnden Steinchen. Der Beitritt des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) zur Industriegewerkschaft Druck und Papier mit einem Ja-Votum von 275 Stimmen aus einer Gesamtmitgliederzahl von etwas über 3 000 ist so, wie er beschlossen wurde, ein Skandal.“
(Thomas Kielinger, „Autoren zur IG Druck und Papier“, „Münchener Merkur“ vom 22. Januar 1973)

„Das Vorstandsmitglied, das im dju-Organ ‚die feder‘ den überrepräsentativen Einfluß von DKP-Mitgliedern in der Journalistenunion beklagt und den Satz geprägt hatte, ‚ein linientreuer Kommunist könne nicht zugleich ein guter Gewerkschafter sein‘, mußte mitanhören, wie ein VS-Mitglied unter dem brausenden Beifall der Konferenz ausrief, einen solchen Artikel pflege er nicht einmal ‚mit der Kneifzange‘ anzufassen.“
(Peter Pragal, „Für Dichter und Denker ein Pakt mit den Druckern“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 22. Januar 1973)

„Die Fraktion der Linksradikalen im VS ist seit dem ersten Schriftstellerkongreß in Stuttgart vor zwei Jahren sichtbar stärker geworden. In ätzenden Ansprachen und gezielten Initiativanträgen zu politischen Fragen versuchte man, den Kongreß und den Verband auf linkssozialistische und kommunistische Willensbekundungen festzulegen, und häufig gelang das auch, weil die ‚gemäßigte‘ Fraktion um Lattmann und Günter Grass nie energischen Widerstand leistete. Günter Grass ist ohnehin das Rechteste, was in diesem VS gerade noch geduldet wird; rechts von Grass beginnt dann gleich der Faschismus.“
(Günter Zehm, „Gewerkschaft ‚Medien‘, die große Zauberformel“, „Die Welt“ vom 22. Januar 1973)

„So wurde und wird die Argumentation des Dafür und Dawider, des So und So nicht, des Jetzt und Jetzt noch nicht auch eher von versierten politischen Journalisten, Lektoren, von ideologisch trainierten Intellektuellen betrieben, denn von Schriftstellern im Sinne individualistisch gesinnter fiktiver Literatur . . . Wäre jedoch nicht die Berliner VS- und Gewerkschaftsgruppe um Schwenger und Yaak Karsunke gewesen, dann wäre es überhaupt nicht zur notwendigen Aufdeckung einiger bis zum Schluß nicht beseitigter Widersprüche der VS-Vorstandsgesetzgebung gekommen.“
(Karl-Heinz Bohrer, „Gretchenfrage ist die Tarifhoheit“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 22. Januar 1973)

„Am Sonntagabend gab die Kongreßvollversammlung dem Vorstand noch ein Neun-Punkte-Arbeitsprogramm mit auf den Weg, das sich gewaschen hatte:

Bitte IG Medien anstreben, bitte Novelle zum Tarifvertragsgesetz durchsetzen, bitte zusammen mit dem Autorenrat und der Verwertungsgesellschaft Wort das zu gründende Autorenversorgungswerk in Schwung bringen, bitte Mehrwertsteuer beseitigen, bitte Innen- und Kultusministerien zu mehr Zuschüssen an den VS bewegen, bitte bilaterale Urheberrechtsabkommen schließen, bitte arbeitsteilig und effektiv die Vorstandarbeit führen – bis wir uns im Herbst 1974 als Mitglieder der Fachgruppe VS in der IG Druck und Papier in Frankfurt wiedersehen.“

(Jörg Drews, „Das Prinzip Zuversicht“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 23. Januar 1973)

Klaus von Dohnanyi Entwicklungsland Kultur

„Ich will Ihnen hier nicht länger Ihre Arbeit und Ihre Freiheiten oder Abhängigkeiten analysieren. Das kennen Sie alles besser als ich. Aber für die Bundesregierung möchte ich doch feststellen, daß wir in mehr Sicherheit für Sie auch eine Stärkung Ihrer kritischen Rolle sehen. Wir wollen Ihre Sicherheit, Ihre wirtschaftliche Sicherheit stärken – wenn Sie wollen –, damit Sie uns erfolgreicher verunsichern können! . . .

Ich habe am 4. Juni 1971 vor dem Künstlerkongreß in Frankfurt Robert Musil zitiert und möchte das Zitat hier wiederholen: Musil schrieb Anfang der dreißiger Jahre: ‚Man müßte die Dichtkunst fördern, wenn man Revolutionen verhindern will.‘ Musil hat uns die ‚Partei streng behüteter Revolutionäre‘ genannt – und er fuhr fort – ‚die einstige Revolutionspartei Deutschlands, die Sozialdemokratische Partei, hatte das auch in die Praxis eingeführt . . .‘“

Hans Erich Nossack Das Engagement der Intellektuellen

„Mit Bestimmtheit läßt sich prophezeien, daß diesem unterentwickelten Gebiet mit Krediten, Düngemitteln und Experten ebensowenig geholfen ist wie mit Bomben und Raketen. Das würde bestenfalls auf eine Art Brauchbarkeit, oder genauer formuliert, Verbrauchbarkeit hinauslaufen. Kultur ein Konsumartikel? Herzlichen Dank!

Kultur hängt mit Wachsen zusammen und schon deshalb läßt sich der Begriff nicht dogmatisieren. Wer eine vergangene Epoche mit tränenreichen Beschwörungen als vorbildlich hinstellt, benimmt sich schlicht heraus gesagt reaktionär . . .

Vergangenheit? Da stutzen wir. Ist diese Vergangenheit tatsächlich vergangen? Ein ernsthafter Zweifel daran zwingt uns, Ihnen trotzdem eine unserer übeln Erfahrungen weiterzugeben. Bei dem zur Zeit wieder einmal in der ganzen Welt grassierenden Anti-Intellektualismus, der auch bei uns mit gewohntem Raffinement gehandhabt wird, dürfte eine Warnung geradezu Pflicht sein. Vor etwa acht Monaten, also lange vor dem Wahlkampf, bei dem man die Worte nicht auf die Waagschale legen darf, lasen wir in einer großen Tageszeitung: ‚Jeder oberbayerische Bauer versteht ja mehr von Politik als diese Linksintellektuellen.‘ Es bedarf keiner Erwähnung, daß es dem Schreiber nicht um den oberbayerischen Bauern ging, diese achtenswerte Figur sollte nur dafür herhalten, das bourgeoise Ressentiment gegen jede Zeikritik zu schüren. Aber daß ein solcher Satz 1972 geschrieben und gedruckt werden konnte,

ist ein Alarmzeichen, denn solche Töne und noch dazu unter Berufung auf „Kultur“ haben wir schon einmal vernommen.“

Angelika Mechtel Kulturgesellschaft mit beschränkter Haftung

„Der existentielle Überlebenskampf in dieser Industriegesellschaft ist ausgetragen zu einem Spiel mit Ellenbogen, an denen messerscharfe Rasierklingen befestigt sind.

Der Stichtag zum Hahnenkampf ist gegeben.
Zuchtauswahl der Stärkeren.

In der Kulturindustrie bedeutet das: Wir züchten Kulturträger mit Stammbaum und späteren Degenerationerscheinungen. Das betrifft in seinen Auswirkungen nicht nur die abgeschriebenen Autoren, das betrifft die Lage aller Schriftsteller, vor allem aber die junge Autorenregeneration, die in diesem Match die meisten Überlebenschancen vorfindet.

Unsere Marktlage ist günstiger, als es die Marktlage der jungen Schriftsteller vor zwanzig, ja, vor zehn Jahren war. Wir finden, wenn wir das Angebot an der Nachfrage orientieren, offene Türen vor. Aber das ist nicht unser Verdienst. Das hat wenig mit Können, Kunst und Kultur zu tun. Das ist die Folge eines Profitdenkens, das von industrieller Perfektion und einer hohen Verschleißrate geführt wird und dem sich nur derjenige preisgeben kann, der es versteht, linkerhand zu produzieren, ohne zu wissen, was die Rechte mit diesen Produkten anstrebt.

Ein absurd Seiltänzerakt.

Das Diktat der Kulturindustrie: Brot und Spiele.

Produktion, Konsum und Müllkippe.

Übermorgen sind wir alt. (Auch ein narrenfreier Kulturträger am Hofe der Nation entgeht diesem Prozeß nicht).“

Siegfried Lenz Das Dilemma der Außenseiter

„Noch sind wir vorhanden. Im ‚Wörterbuch der Berufe‘ (Alfred Kröner, Stuttgart 1953) wird der Schriftsteller noch erwähnt; schöner hierarchischer Blödsinnigkeit entsprechend, hat er sogar die berufliche Chance, vorwärtszukommen, und das heißt, sich vom Fachschriftsteller zum Kurzgeschichtenschreiber zu entwickeln, um dann, nach geglücktem Klimmzug, vielleicht Romanautor zu werden oder, bei hochalpiner Eignung, Dichter . . . Ich weiß: Uns beschäftigen heute vorsätzlich naheliegende Fragen. Wir müssen entscheiden, ob es sich wiederholen darf, daß ältere Kollegen in Armut sterben, während der Umsatz unserer Produkte allein in diesem Land an die Dreimilliardengrenze heranreicht . . .“

Nun will mir ein Freund weismachen, daß wir unserer Aufgabe schon genügen und unserer Rolle entsprechen, wenn wir nichts als Literatur machen, unbekümmert, waghalsig. Ich bin nicht dieser Meinung. Wenn wir es nicht riskieren wollen, wieder mal vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden, dann müssen wir uns besorgt dafür zeigen, was zum Beispiel die Verlagsmonopole beschließen, wie es mit der Informationsfreiheit steht, oder was auf dem ungeheuren Markt der visuellen Kommunikation vorgeht. Es ist eine politische Besorgnis, aber die müssen wir aufbringen, wenn wir nicht zum Anachronismus werden

wollen. Und schon melden sich unsere Allergien, schon werden Vorbehalte gegenüber dem Politischen laut, schon fürchten die Außenseiter, daß ihr kritisches Talent anästhesiert werden könnte: – es wäre ja möglich, daß die Literatur an der Politik Schaden nähme. Machen wir uns nichts vor (auch wenn einige puristische Liebhaber dieser Ansicht sind): Niemand wird Schaden nehmen, wenn die Qualität der Literatur schwankt; aber alle werden Schaden nehmen, wenn die Qualität der Politik zu wünschen übrig läßt. Ich meine, es ist an der Zeit, die Vereinbarkeit von literarischem und politischem Handeln festzustellen.“

Leonhard Mahlein Tatsachen

„Das zentrale Problem der Wirtschaftsentwicklung heute aber ist die internationale Organisation des Kapitals.

Die Organisation der multinationalen Gesellschaften außerhalb ihrer eigenen Länder wächst jährlich um zehn Prozent, und das problematisiert natürlich auch die traditionellen Instrumente der gewerkschaftlichen Interessenvertretung. Deshalb werden diese Fragen bei uns diskutiert, wird die Wirksamkeit der Gewerkschaften, ihre Organisationsform, immer wieder in Frage gestellt, und dabei vollzieht sich die innerverbandliche Willensbildung – wie in kaum einer anderen Organisation – von unten nach oben.

Obwohl in den letzten Jahren mehr als zehntausend Arbeiten zum Problem ‚Medien‘ erschienen sind, blieben die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Funktionen der in diesem Bereich tätigen Menschen meist unreflektiert.

Wer fragt nach den Opfern der Kooperation, Konzentration oder Stilllegung von Zeitungen?

Wer weiß, wie sich die Neuordnung der Rollen unter den Massenmedien einmal auf die dort Beschäftigten auswirken wird?

Wer überhört die möglichen Erweiterungen der Kommunikationsmöglichkeiten im lokalen und regionalen Bereich mit zahlreichen neuen Möglichkeiten für die private und individuelle Nutzung audio-visueller Mittel?

Ob wir dabei an Kassetten- und Kabelfernsehen zur Bildung und Unterhaltung oder an den Hörfunk denken, an Zeitungen aus dem Fernsehapparat oder an Satellitenfernsehen, es wird zu einer Konzentration und Umschichtung im Gesamtbereich der Kommunikationsmittel führen. Die Auswirkungen machen auch nicht vor den dort Tätigen halt und werden enorme politische Auswirkungen für unser Volk haben, wenn sie nicht öffentlich kontrolliert werden können.“

„Der Beschuß des Verbandes Deutscher Schriftsteller, der IG Druck und Papier beizutreten, ist bei der CDU auf heftige Kritik gestoßen. ‚Mit diesem Schritt haben die Schriftsteller freiwillig die geistige Unabhängigkeit eingeschränkt‘, meinte der Kulturexperte der CDU/CSU-Fraktion, Dr. Berthold Martin, im *Deutschland-Union-Dienst*. Nach seiner Auffassung wird dieser Schritt für die Meinungsvielfalt negative Folgen haben.“
(dpa, „CDU kritisiert Gewerkschaftsbeitritt der Schriftsteller“, 24. Januar 1973)

„Immerhin ist natürlich zu fragen, was die Autoren in einer Gewerkschaft zu suchen haben, der unter anderem die Internationale Artistenloge angehört. Beklemmend (und möglicherweise für manchen ursprünglich beitrittswilligen

Schriftsteller abschreckend) war, wie die radikale Linke, die im VS an und für sich nur ein gutes Drittel der Mitglieder stellt, allmählich die Szene beherrschte, trotz Lattmann und Grass, die von Politisierung nichts wissen wollten.“

(Paul F. Reitze, „Der Weg in die Gewerkschaft“, „Rheinischer Merkur“ vom 26. Januar 1973)

„Als es vor gut einem halben Jahr bekannt wurde, daß sich der Verband deutscher Schriftsteller, VS, der Gewerkschaft IG Druck und Papier anschließen werde, teilte ich dem Verband meinen Austritt mit. Ich zog es vor, meinen Entschluß nicht an die große Glocke zu hängen. Es ist keine Ehre, einem Club anzugehören, und keine Ehre, ihm nicht anzugehören. Nun ist das schier Unglaubliche geschehen: Hunderte Schriftsteller, Angehörige des freisten Berufes dieser Erde, sind zu Literaturproduzenten, Worturhebern – oder wie die Sprachschrecken sonst laufen mögen – geworden. Sie haben sich, unter Führung ihres Vorsitzenden, des SPD-Bundestagsabgeordneten Dieter Lattmann, selbst entmantelt . . .

Nun ist es nicht etwa so, daß die Federgewerkschaftler schnöde materielle oder gar selbstsüchtige Ansichten verfolgten. Sie sind die Opfer einer Gesellschaftspolitik, die meint, es geschähe Muttern ganz recht, wenn ihren Kindern die Hände frieren. Sie setzen die sozialistische Solidarität über die Berufssolidarität. Sie wollen den sozialistischen Staat heraufbeschwören oder stützen, auch wenn die Häuser ihrer Nachbarn dabei einstürzen. Auf die Frage: „Wohin fahren Sie?“ geben Sie nicht die Antwort: „Hamburg oder Lyon oder Amalfi“, sondern „Nach links“.

(Hans Habe, „Das Hamburger Requiem“, „Welt am Sonntag“ vom 28. Januar 1973)

„Hatte Lattmann anfangs die Parole ‚Nicht in, sondern mit der Gewerkschaft‘ ausgegeben, so strebte er seit dem Stuttgarter Kongreß die Überführung des VS in die IG Druck und Papier an. Auf dem Hamburger Kongreß im vergangenen Monat billigte die Mehrheit der Anwesenden seinen Trend. Die Mehrheit der Anwesenden sei nicht die Mehrheit der Mitglieder, argumentierten seine Gegner, die sich bereits im Sommer 1972 auf verschiedene Weise artikuliert hatten, zuletzt durch die Gründung eines ‚Freien Deutschen Autorenverbandes‘ (FDA) in Bayern. Jetzt, nach dem Beschuß von Hamburg, holten sie zum Gegenschlag aus. Sie luden ‚Vertreter gewisser Gruppen‘, von denen sie annehmen, daß sie ‚ähnlich denken‘ wie sie, nach München, um von hier den FDA auf Bundesebene auszudehnen. Die wenig stattliche Schar, die dem Ruf zur Gründungsversammlung gefolgt war, beriet am Sonntag im Regina-Palast-Hotel, wo man abends einen wenig beschwingten ‚Autorenball‘ in Abendkleidung folgen ließ, hinter verschlossenen Türen. Als es zur Abstimmung kam, waren nur noch 33 anwesend. Von ihnen wählten 17 bei 15 Gegenstimmen und einer Enthaltung den 66jährigen Hubertus Prinz zu Löwenstein zum FDA-Bundespräsidenten („nur als Aushängeschild“, wie auch geflüstert wurde), ferner Gerd Festerling zum Geschäftsführer, Luis Trenker zum Vizepräsidenten und Herbert Hertlein zum Schatzmeister. Des weiteren wurde mit hohem Anspruch ein ‚Deutscher Autorenrat‘ kreiert, der die ‚Wacht‘ über die geistige Freiheit der deutschen Schriftsteller übernehmen und von Zeit zu Zeit (sobald ‚finanziell abgesichert‘) einen ‚Freiheitspreis‘ verleiht.“

(Karl Ude, „Nun trennen sie sich wieder“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 27. Februar 1973)

„Die deutschen Autoren sind nicht so links, wie sie selbst glauben. Das zeigt nicht nur ein Blick in die Produktion der Verlage, sondern auch das überraschende Ergebnis von Umfragen: Nur eine Minderheit plädiert für radikale Veränderungen . . .

Freilich ist dieser Sachverhalt nicht neu, und es hätte nicht der Gründung des Freien Deutschen Autorenverbandes bedurft, um ihn noch einmal ins Bewußtsein zu rufen. Schwieriger scheint die behauptete politische Radikalisierung der bundesdeutschen Schriftsteller zu sein. Ganz ohne Frage hat beispielsweise tatsächlich der VS eine kleine, aber wortmächtig und geschickt taktierende KP-Fraktion, die sich auf Schriftstellerversammlungen zunehmend in den Vordergrund drängt, den Tonfall verschärft, die Formulierung kollegial unterstützter Resolutionen und Appelle bestimmt und damit Einfluß gewinnt auf den Eindruck, den die Öffentlichkeit von den politischen Aktivitäten der Schriftsteller bekommt.“

(Peter Kliemann, „Die Dichter und die DKP“, „Deutsche Zeitung/Christ und Welt“ vom 6. April 1973)

In der Tat besteht bei allen Schriftstellern Einheit in der Sache, aber nicht in der Ideologie. Und es ist klar, daß die 1969 in Stuttgart beschworene ‚Einigkeit der Einzelgänger‘ durch das Gewerkschaftsproblem wieder zerstört wurde: die schwiegende Mehrheit geht nicht mehr zu den Versammlungen. Eine bestimmte Gruppe ist immer wieder unter sich. In der Diskussion warnte der Vorsitzende des bayerischen Journalistenverbandes (Franz Schönhuber, Anm. F.H.) die Schriftsteller, sie begäben sich aus der Abhängigkeit von den Verlegern in die von Gewerkschaftsfunktionären.“

(Curt Hohoff, „Einige Minuten der Wahrheit. Die letzte Versammlung des Verbandes deutscher Schriftsteller vor seiner Selbstauflösung“, „Die Welt“ vom 12. November 1973)

„Während die zweitägigen Erörterungen und Diskussionen der VS-Delegierten im Gegensatz zu früheren Tagungen wenig literarische oder gar burleske Reize entfalteten, sah man dagegen eine erstaunliche Kenntnis und Finesse in politischen und arbeitsrechtlichen Detailfragen und im Umgang mit Geschäftsordnungspunkten. Die in München zur Zeit anwesenden Literaten hatten sich denn auch ganz auf die in Schwabing neu eröffnete Buchhandlung der Autoren konzentriert, die offensichtlich ihre sozialen Belange bei ihren VS-Delegierten in bester Obhut wissen.“

(br – Bohrer –, „Die Stunde der Wahrheit“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 12. November 1973)

„Rheinischer Merkur: Ihr Engagement als Politiker und Publizist findet in unserem Lande große Beachtung. Vor einiger Zeit haben Sie den Vorsitz des Freien Deutschen Autorenverbandes (FDA) übernommen. Was will diese Vereinigung?“

Prinz zu Löwenstein: In der Satzung des Verbandes ist es klar zum Ausdruck gebracht: Der FDA will die geistige Freiheit, die soziale Gerechtigkeit und die wirtschaftliche Unabhängigkeit unserer Autoren schützen ohne Rücksicht auf Parteien, Weltanschauungsgruppen, Regierungen, ohne Rücksicht auf die Wirtschafts- und Finanzkräfte. Es geht ihm um die Verwirklichung der

Demokratie. Daß dies ein höchst aktuelles Thema ist, hat sich inzwischen wohl schon herumgesprochen.
Rheinischer Merkur: Würden Sie bitte einige bekannte Namen unter den Mitgliedern des FDA nennen?

Prinz zu Löwenstein: Dr. Krämer-Badoni ist 1. und Luis Trenker ist 2. Vizepräsident. Heinz Schauwecker, Nestor der Ärzte-Schriftsteller, und Frau Eresmann sind Beisitzer. Herbert Hupka, Prof. Erich Waldmann (lehrt in Kanada), Helmut Bärwald, Otto Heuschele, Prof. Karl Newman (Köln) gehören zu unserem Kreis, um nur einige Namen zu nennen. Eine besonders wichtige Institution ist der Autorenrat. Er bildet das aktive Instrument des FDA zur Durchsetzung seiner Ziele. Ihm steht Hans Habe vor. Vizepräsident sind Otto Zierer und Alexander Lernet-Holenia. Insgesamt haben wir bisher 250 Mitglieder. Die Zahl steigt ständig. In Berlin haben sich bereits 150 gemeldet. Eine ganz wichtige Rolle spielt bei uns Frau Buber-Neumann, die fünf Jahre in Stalins und fünf Jahre in Hitlers KZ war.“ (*Dr. Hubertus Prinz zu Löwenstein, „Die freie Kultur erhalten“, Interview mit dem „Rheinischen Merkur“ vom 8. Juni 1973*)

„Die Zusammenarbeit von Autoren und Verlegern in beide Seiten gemeinsam berührenden Fragen hat der Freie Deutsche Autorenverband (FDA) dem Verlegerverband im Börsenverein für den deutschen Buchhandel vorgeschlagen. Das Präsidium des FDA empfahl die Einrichtung eines Kooperationsausschusses, in dem alle grundsätzlichen Fragen des Verhältnisses zwischen Autoren und Verlagen erörtert werden sollten. Außerdem solle ein paritätisch besetztes Schiedsgericht geschaffen werden, das Streitigkeiten zwischen Autoren und Verlagen schlichten soll. Der FDA legte dem Verlegerverband ferner den Entwurf eines Rahmenvertrages vor, der die wesentlichen Punkte für den Abschluß von Verlagsverträgen enthält und die Verhandlungen zwischen Autoren und Verlegern erleichtern soll. Schließlich fordert der Autorenverband die Verlegerseite auf, mit ihm eine gemeinsame Beratungsstelle für Autoren einzurichten, die Autoren dabei helfen soll, für ihre Werke den am besten geeigneten Verlag zu finden. („Süddeutsche Zeitung“ vom 26. September 1974 nach dpa)

„In Zukunft werden mehrere Schriftsteller, wenn nicht viele, zur DKP stoßen. Die kommunistische Fraktion im Schriftstellerverband besticht durch Ruhe, Besonnenheit, Disziplin . . . Erste Anzeichen von Faszination, die von dieser Gruppe ausstrahlt, sind zu spüren. Das wird wohl auf eine Auseinandersetzung der KP-Fraktion Walser-Hitzer mit der führenden SPD-Gruppe Lattmann-Grass hinauslaufen. Die Kämpfe zwischen Schriftstellern aber sind Stellvertreterkämpfe. An ihnen ist im frühen Stadium ablesbar, wie die Gesellschaft später beschaffen sein mag.“ (Zitat in „szene“, „Spiegel“ vom 2. September 1974, aus Gerhard Zwerenz, „Der Widerspruch“)

1974: Der Frankfurter Kongreß

„Die große Mehrheit der im Großen Saal des Frankfurter Volksbildungshauses Versammelten hatte eine wenn auch knappe, so doch klare Mehrheit für Martin Gregor-Dellin erwartet. Aber 18 der 32 stimmberechtigten Delegierten

votierten gegen diese Hoffnungen und erkoren statt des (vom bisherigen Bundesvorstand des Schriftstellerverbands favorisierten) bayerischen den hessischen VS-Vorsitzenden Horst Bingel zum Nachfolger Dieter Lattmanns.“ (Wolfgang Werth, „Horst Bingel wird Lattmanns Nachfolger. Die heroische Epoche des VS ist vorbei“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 18. November 1974)

Der Eklat drohte wenige Minuten, bevor Bundespräsident Scheel als erstes deutsches Staatsoberhaupt unter den Schriftstellern Platz nehmen wollte. Auf der Galerie des Frankfurter Volksbildungshauses, in dem der 3. Kongreß des Verbandes Deutscher Schriftsteller an diesem Samstagnachmittag in die zweite Runde ging, hatte man drei Fotografen gesichtet; sie benahmen sich auffällig anders als die anderen, die in so reicher Zahl den Kongreß bevölkerten. Den verlangten Ausweis konnten sie nicht vorzeigen, und so stellte sich schließlich heraus, daß es Beamte der Frankfurter Kripo waren, die sich an diesem Ort nicht wie bei Demonstrationsveranstaltungen auf dem Römer hinter schützenden Geranientöpfen verbergen konnten. Erregt eilte ein Autor ans Mikrofon und kündigte seinen Auszug aus der Versammlung an, wenn man hier der Ablichtung durch die politische Polizei gewäßt sein müsse. Die Prominenten suchten zu beruhigen, so der scheidende VS-Bundesvorsitzende Dieter Lattmann, dessen ungeschicktes Argument: „Wir sind Figuren der Öffentlichkeit und können von jedermann fotografiert werden“ indes wütendes Gelächter auslöste, während Günter Grass mit dem Hinweis auf den nötigen Schutz des Bundespräsidenten in diesen Zeiten des politischen Mords um mehr Gelassenheit bat und die Gemüter beruhigen konnte. Walter Scheel schließlich zog die leidige Angelegenheit ins Versöhnlich-Lustige: man habe im Plenum wohl Zweifel an der Qualifikation bestimmter Fotografen gehabt. (Helmut Schmitz, „Wut über den Bibliotheksgroschen und anderer Ärger“, „Frankfurter Rundschau“ vom 18. November 1974).

„Werner Höfer (61), Fernsehdirektor des WDR, der größten ARD-Anstalt, hat gestern für den bisher schwersten Fernseh-Skandal gesorgt. Höfer ließ es unwidersprochen zu, daß der österreichische Journalist Jean Amery im ‚Frühschoppen‘ die Baader-Meinhof-Bande, die laut Anklage sieben Menschenleben auf dem Gewissen hat, zur Fortsetzung ihrer Aktionen aufforderte . . . Die ‚selbstzufriedenen Politiker im Westen‘ warnte Nobelpreisträger Solschenizyn vor ‚oberflächlicher Entspannung‘. Solschenizyn: ‚Die Sowjetunion bleibt eine große Gefahr für die Welt‘.“ (Meldungen über Schriftsteller in „Bild“ vom 18. November 1974, Seite 1)

„Schriftsteller dieses Schlages, die in ästhetischen Dingen – und damit hat Literatur immer noch zu tun – etwas zu sagen haben, sind in Frankfurt und im VS kaum vertreten. Insofern gab es nie die ‚Einigkeit der Einzelgänger‘, sondern nur die Einigkeit derer, die schon immer den Anschluß suchten . . . Überhaupt war auffällig oft von Lernen die Rede, so daß sich annehmen läßt: es gibt Konfliktstoff genug zwischen VS und IG. Da werden wohl Mahlein und Bingel in den Ring treten. Bingels Ziel ist: der VS ist nicht tot, er lebt, und es lebe die IG. Bleibt zu hoffen, daß er recht behält.“ (Ulrich Greiner, „Der Ring ist frei“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 18. November 1974)

„Drei Tage lang kreiste und kreiselte der Kongreß. Die Zahl seiner Teilnehmer wuchs von rund 200 am ersten auf 310 am zweiten Tag und war auf knapp 50

eingeschrumpft, als der neue VS-Bundesvorsitzende Horst Bingel den letzten Punkt, „Verschiedenes“, aufrief. „Wünscht jemand dazu das Wort?“ Es wünschte niemand . . . In Anspielung auf die von Hannes Schwenger (der auch auf diesem Kongreß eifrigster Debattenredner war, dabei aber unerwartet „zahm“ auftrat) veröffentlichten Bücher zum Thema Mediengewerkschaft grollte Mahlein: Wer die Fakten nicht zur Kenntnis nehmen wolle und glaube, ein theoretisches Modell, das praktische Realisierungsvorschläge nicht einbeziehe, sei dennoch ein Rezept, der irre sich. Schwenger plädierte daraufhin für die Zurückstellung eines von seinem Berliner Landesverband eingebrachten Antrags . . .“ (Wolfgang Werth, „Regierungserklärung vom Gegenkandidaten“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 19. November 1974)

Walter Scheel Gemeinsame Verantwortung von Politik und Literatur für die demokratische Öffentlichkeit

„Wer sich heute in der Welt umschaut, sieht altbewährte Gemeinwesen von einer gefährlichen Stimmung der Resignation befallen, die ihre Existenz gefährden. Wer wüßte es besser als die deutschen Schriftsteller seit dem Vormärz, was politische Resignation in einer Zeit der Umwälzung und Erneuerung anzurichten vermag? In diesem Jahrzehnt, wo sich jedes Jahr die eindrucksvollen Umrisse neuer Aufgaben vor uns abzeichnen, wäre Resignation tödlich . . .“

Es wäre um das Gemeinwesen schlecht bestellt, das von den Schriftstellern in seiner Mitte ignoriert würde. Es braucht ihre Anteilnahme und ihre Kritik. Das gilt ganz gewiß auch für den demokratischen Rechtsstaat, der im Grundgesetz von uns beschrieben ist . . .

Der Weg von der Utopie zum politischen Handeln, vom Schreibtisch des Literaten zu dem des Ministers ist weit. Wie kann er verkürzt werden, wie wird die Utopie in der Praxis der Politik am wirksamsten eingesetzt?

Ich glaube, Sie haben in den vergangenen Jahren in Bonn viele Initiativen gesehen, so etwas zustande zu bringen – oder besser zu machen als bisher. Niemand wird leugnen, daß es dabei viele Fehlschläge gegeben hat. Niemand wird allerdings leugnen, daß damit auch Erfolge erreicht worden sind, daß ein Bereich der Solidarität zwischen Schriftstellern und Politikern zutage trat, wie er in Deutschland seit 1848 nicht mehr erlebt worden ist . . .

Unser Land soll und kann sein kulturelles Erbe nicht über Bord werfen. Alexander Solschenizyn hat gesagt: Wer ein Volk seiner Literatur beraubt, nimmt ihm seine Seele . . .

Die Wirklichkeit aber, die uns in der vergangenen Woche entgegentrat, sieht anders aus. Das Bild der Gewalt und ihrer Bewertung ist für viele Menschen verwirrend geworden . . .

Ich bin sicher, daß die Bundesrepublik Deutschland ihre freie Ordnung bei strengster Wahrung rechtsstaatlicher Grundsätze verteidigen kann. Ich bin ebenso sicher, daß die Mehrheit ihrer mündigen Bürger die Bundesrepublik nicht im Stich lassen wird, wie einst die Weimarer Republik im Stich gelassen wurde.

Ich bin sicher, daß Sie, die deutschen Schriftsteller, sie nicht im Stich lassen werden.“

Walter Jens Wir Extremisten

„Das Präsidium unseres Verbandes hat mich gebeten, Ihnen, Herr Bundespräsident, dafür zu danken, daß Sie zu uns gekommen sind, zu danken, daß Sie eine Rede gehalten haben, deren Bedeutung offenkundig wird, wenn man bedenkt, daß Ihr Herr Vorredner, das letzte deutsche Staatsoberhaupt, das sich dezidiert mit Fragen der Literatur auseinandergesetzt hat, Friedrich der Große war: 1780, de la littérature allemande . . .“

Unter solchen Aspekten ist es kein Wunder, daß die Schriftsteller in unserem Land – politisch mißachtet und ohne Einfluß in der Gesellschaft – jahrhundertelang das Leben von Parias führten . . .

Als Paria zu leben und als Gott zu denken: dies bezeichnet exakt die Situation jener Poeten, die auf die Kunst verwiesen waren, weil ihnen das Forum versperrt blieb; aufs Theater, weil es die Tribüne nicht gab . . .

Und so machte man dann aus der Not eine Tugend. So priesen die Einflußlosen die private Idylle, den Segen der Kontemplation und den Trost der Bescheidung. So verlegten die Deklassierten, Lutherscher Tradition folgend, das Freiheitsreich in den Himmel – und die Folge war, daß (da es keine Vermittler, keine Satiriker, Rhetoren und Publizisten gab) der Bereich der Kultur und der Bezirk der Zivilisation, die Region der Kunst und die Region der sozial-politischen Praxis immer weniger miteinander kommunizieren.

Nein, machen wir einander nichts vor. Es hat in unserem Land, von Lessing bis zu Heinrich Mann, von Forster bis Brecht zwar Literaten gegeben, die ihr Handwerk als ein politisches verstanden; aber eine Tradition aufklärerischer, realitätsbestimmter und realitätsbestimmender Literatur gibt es nicht: Wenn wir's nicht wüßten, dann erfahren wir's jetzt – in einem Augenblick, wo, im Zeichen des Neokonservatismus, Literatur wieder einmal auf „Dichtung“ reduziert werden soll. Dichtung als Alibi, als Kulturausweis, als schöner Schein und holde Irrealität. Kunst, an der man sich ergötzen könne nach der Tages Last. Kunst, wie sie der Streichquartettspieler Heydrich verstand oder der Wachmann von Auschwitz, in dessen Wohnzimmer die Uta von Naumburg hing, neben dem Dürerschen Hasen. Das Gütezeichen der Poesie als Siegel einer Politik, die nicht gestört werden will. Dichtung als absicherndes Element seiner Emanzipation verhindernden Praxis: diesem Versuch, uns in Dienst zu nehmen, muß unser Widerstand gelten . . .

Nicht gegen uns, sondern gegen die immer mächtiger werdende Reaktion in diesem Lande spricht es doch wohl, wenn Anno 1974 Parolen als „ultralinks“ und „radikal“ eingestuft werden, die in Wahrheit zum Topen-Arsenal des republikanischen Liberalismus gehören. Ist es unsere Schuld, die Schuld der Schriftsteller, daß sich die Präambel des Ahlener Programms heute ausnimmt, als hätte einer der unseren, der Schriftsteller Karl Marx, sie geschrieben? Haben wir es zu verantworten, daß ein Satz wie dieser: „Nur die Association der besitzlosen kann bewirken, daß Menschen aufhören, bloße Maschinen anderer zu sein. Die lebendige Arbeit darf nicht länger dem toten Kapital untertan sein“ – haben wir es zu verantworten, daß ein solches Diktum heute als klassenkämpferische Sentenz verhöhnt würde? Dabei wurde es 1849 geschrieben und stammt von einem Mediziner, der zugleich ein großer Schriftsteller war: von Rudolf Virchow . . .

Kurzum, der Radikalismus, den man uns vorwirft, ist in Wahrheit der Radikalismus von bürgerlichen Republikanern, die längst zu Klassikern geworden sind. Wir wiederholen nur – wir beschwören nur mit rückgewandter

Phantasie –, was die kleine, aber illustre Zahl der Weerth, Gervinus und Co. schon vor hundertfünfzig Jahren an Thesen fixierte.“

Günter Wallraff Autoren – Radikale im öffentlichen Dienst

„Für uns bricht nun so langsam die Stunde der Wahrheit an und die Geister scheiden sich. Jetzt wo – nicht nur energiepolitisch gesehen – kältere Zeiten auf uns zukommen, klären sich die Fronten. Es wird sich jetzt herausstellen, ob einige Kollegen (und Verlage!) nur der Mode wegen links waren und nur darauf warteten, sich aus dem rauen politischen Alltag wieder ans beschauliche Kaminfeuer in ihre eigenen vier Wände zurückziehen zu dürfen. Die Literatur muß sich in dieser Zeit der Entscheidungen entscheiden: sie kann sich zur Delikatesse einiger weniger machen, sich bläsiert, versnobt, arrogant und zynisch über die Probleme, Ängste, Hoffnungen, Interessen und Sehnsüchte der Vielen hinwegsetzen. Sie kann, wie Brecht sagt: den Menschen den Rauschzuständen, Illusionen und Wundern ausliefern. Sie kann die Unwissenheit vergrößern. Sie kann an die Gewalten appellieren, die ihre Kraft beim Zerstören beweisen und an die Gewalten, die ihre Kraft beim Helfen beweisen. In diesem Sinne haben wir Radikale im öffentlichen Dienst zu sein. Die Chance sollten wir nutzen, denn bisher fehlen die Ausführungsbestimmungen, uns mit einem Berufsverbot zu belegen. Die Klassengegensätze kristallisieren sich auch innerhalb der Literatur immer deutlicher heraus, und es wird einem Autor immer schwerer fallen zu kaschieren, auf welcher Seite er wirklich steht. Gerade die sich wertfrei und unpolitisch gebende Literatur hat in neuralgischen historischen Situationen immer ihre Tendenz unter Beweis gestellt, wenn auch nicht immer in dem, was sie aussprach, so aber in jedem Fall in dem, was sie verschwieg. Immer mehr Autoren fangen an, aus ihrem isolierten Einzelgängergehege auszubrechen. Sie haben begriffen, daß sie, bevor sie die Wahrheit über die schlimmen Zustände denen sagen, für die sie am schlimmsten sind (Brecht), von diesen erfahren müssen, wie sie sind. Dabei kommen sie nicht als Lehrende, sondern als Lernende, und einige müssen erst einmal eine Fremdsprache dazu lernen, nämlich die des Arbeiters. Einige verkraften es nicht, wenn sie merken, daß sie mehr zu lernen als zu lehren haben. Mancher kehrt dann auch aus den Mühen der Ebenen zurück auf die Höhen des kontemplativen Geistes, oder geht noch weiter nach links, wo Politik und die kleinen Katastrophen des Alltags verblassen neben dem Antlitz des heroischen Revolutionärs, der bei Tageslicht besehen dem Sonntagsjäger gleicht, der schießt, damit die wilden Tiere kommen. Was zur Zeit in allen Bereichen der Gesellschaft zu beobachten ist, ist ein sich verschärfender Klassenkampf. Die Herrschenden, ihre Sachverwalter, Erfüllungshilfen und Steigbügelhalter formieren sich, um verstärkt zurückzuschlagen. Eine Literatur, die sich nicht autonom setzt, hat sich an den Unterdrückungsstrukturen und Emanzipationsbewegungen der Bevölkerung zu orientieren, sollte formal und in ihrer Methodik den neuen Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht werden, neue Ängste, Sehnsüchte, Hoffnungen und erreichbare Ziele artikulieren, sollte versuchen, ihren Aktionsradius und ihre Aussage zu erweitern, darf nicht dort stehenbleiben, wo sie durch eine vermeintliche Marktlücke einmal hingeraten ist. Sie darf den fortschrittlichen Kräften einer

Gesellschaft nicht hinterherhinken, sondern sollte sich mit ihnen verbünden, kann unter Umständen ein Stück vorangehen, falls sie den fünften Schritt nicht gerade vor dem ersten tut.

Wir haben weiterhin und gerade jetzt noch stärker gemeinsame Aufgaben: nämlich Wahrheit über dieses System der Anarchie und der Unordnung und der persönlichen Bereicherung auf Kosten anderer zu verbreiten. Verletzen wir die herrschenden Spielregeln und machen wir sie durchschaubar als die Regeln der Herrschenden zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft. Stören wir?! Dann ist es unsere Absicht! Säen wir Mißtrauen! Stacheln wir, wiegeln wir die Menschen auf! Nehmen wir diese in allen Zeiten der Unterdrückung, von den Bauernkriegen bis zur französischen und deutschen Revolution bis hin zur Nazizeit, gegen uns und unseresgleichen gern und häufig gebrachten Schimpfwörter endlich einmal auf als ehrende Bezeichnung: Hetzen wir die Menschen auf gegen die Henker der Demokratie von morgen, seien wir Hetzer, heute noch, damit wir nicht morgen die Gehetzten in neuen Massenlagern sind!

Machen wir uns nichts vor. Faschismus ist nichts Exotisches, beschränkt auf Chile und Länder, die uns nur als Touristen etwas angehen. Wenn mit Volkssouveränität bei uns ernstgemacht wird, droht uns der Faschismus, der uns jetzt noch gebremst und feixend in Gestalt des Franz Josef Strauß auf dem BMW-Motorrad kommt, gleich mit Panzern ins Haus zu rollen. (Sie kennen alle das Bild: im bayerischen Wahlkampf wollte Strauß mit dieser kraftmeierischen PR-Masche Wählerstimmen fangen.) Erinnern wir uns: auch für die Bundesrepublik existiert ein NATO-Putschplan (Poseidon), so wie er für Griechenland Wirklichkeit wurde und für Italien in der Schublade liegt. Solidarisieren wir uns heute mit allen fortschrittlichen Kräften, die noch guten Willens und bündnisbereit sind! Die Solidarität im Gefängnis – wie ich sie in Athen bei ehemals in der Legalität Zerstrittenen erlebte, die da einträchtig und friedlich in den Zellen saßen – kommt leider zu spät.

Verstehen wir unter Phantasie ab sofort etwas anderes, als die Misere mitteleuropäischer Wirklichkeit zu überzuckern durch vielgestaltige und ausschweifende und ablenkende Träume! Peter Rühmkorf hat in einem Essay Über die Mondphasen der deutschen Literatur deutlich gemacht, wie immer dann, wenn die Unterdrückung, Ausbeutung, Demütigung und Unfreiheit derer da unten besonders rigide wurden, der Blick der deutschen Dichter wie gebannt vom blauen Dämmerlicht des Mondes angezogen wurde und Mond-Gedichte, die schönen silberhellen, blassen und bläulichen, stillen und stummen, andächtigen und jubilierenden Mondgedichte immer in Phasen besonders auffälliger Unterdrückung des deutschen Untertanen entstanden: Mond wie Mohn, wie Opium.

In diese Wirklichkeit hineingestellt und mit der Sensibilität und dem Bedürfnis nach Teilnahme ausgestattet oder belastet, fällt auf uns die Schreibenden in einer ständig perfekter werdenden Manipulierbarkeit, die sich dem Zustand von Huxleys Vision der Schönen neuen Welt rasend nähert, die schwer aushaltbare Belastung: Nahezu die einzigen zu sein, die noch Informationen, verschlüsselte und unverschlüsselte, verbreiten dürfen. Freilich mehren sich besonders in den letzten Jahren die Versuche, diese letzten Enklaven einer nicht durchmanipulierten Medienwelt eine nach der anderen zu umstellen und aufzulösen.

Es wird wieder gefährlich zu schreiben, die anschauliche, konkrete Wahrheit zu veröffentlichen. Der Gegner antwortet nach dem ersten Schock der Studentenrevolte und der linken Emanzipationswelle, durch Stockschläge auf

den Magen (Marx): mit Kündigungen, langfristigen, spätzündenden Kündigungen, Nichtverlängerungen der Verträge in Verlagen, Funk- und Fernsehanstalten, bei freien Mitarbeitern mit einem plötzlichen oder allmählichen Wegbleiben der Aufträge, unter vagen Begründungen, keine Zeit, kein Raum, keine Sendezeit, Kürzung des Etats, Streichung des Etats.“

Helmut Heissenbüttel Zur Kritik des Bildes vom Schriftsteller

„ . . . Ich stelle das Bild vom Schriftsteller in Frage, weil ich mich selbst in Frage stelle. Hinzu kommt noch eins. Ich kann nicht schreiben ohne das Bewußtsein eines bestimmbaren sozialen Orts. Der freie Schriftsteller ist das nicht mehr. Er ist, wie Martin Gregor-Dellin bei Gelegenheit des Hamburger Schriftstellerkongresses gesagt hat, tatsächlich und in vollem Wortsinn ‚ein Relikt aus dem vorigen Jahrhundert‘. Aber wenn Gregor-Dellin dann fortfährt: ‚Große Entwürfe, Ideen, Kunstwerke, Untersuchungen entstehen nicht während der Bürozeiten, selten im Auftrag und für die Abende und Wochenenden reicht in der industriellen Gesellschaft mit ihrem Lärm und Verschleiß die Kraft nicht aus –‘, so müßte ich fragen: aber wie anders kann ich mir heute Ideen, Entwürfe, Kunstwerke, Untersuchungen vorstellen als aus der sozialen Situation von Bürozeit, Auftrag und Wochenendarbeit heraus? Ich würde für mich sogar umgekehrt behaupten, daß ich ohne Büroarbeit, Auftragsarbeit und Sonntagsdichterei überhaupt zu keinen Entwürfen, Ideen, Kunstwerken, Untersuchungen oder was immer in diese Richtung geht und was wiederum dem Bild vom Schriftsteller entspricht, kommen könnte. In einem ‚Bekenntnis zur Trümmer-Literatur‘, veröffentlicht am 15. Mai 1952 in der Zeitschrift ‚Die Literatur‘, herausgegeben von Hans Werner Richter, hat Heinrich Böll gesagt: ‚Unsere Aufgabe ist es, daran zu erinnern, daß der Mensch nicht nur existiert, um verwaltet zu werden, und daß die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äußerer Art sind und nicht so geringfügiger Natur, daß man sich anmaßen kann, sie in wenigen Jahren zu heilen.‘ Das ist lange her, Das war diktiert von einem Restvertrauen in die Möglichkeiten des freien Schriftstellers. Heute werde ich verwaltet und ändere das nicht. Ich kann nur schreiben unter dem Druck dieser Einsicht und in der Klemme, in die sie mich bringt. Ich möchte Kurt Vonnegut, Jahrgang 1922, zitieren, daß ‚für eine ganze Generation weißer männlicher Mittelklasseautoren alles bergab ging seit Weltkrieg Nr. 2, so absurd und blödsinnig das auch scheinen mag.‘ Zitiere ich das als Schriftsteller oder als Normalbürger? Besteht der Unterschied zwischen dem Schriftsteller und dem Nichtschriftsteller nicht bloß darin, daß der Schriftsteller artikuliert, der Nichtschriftsteller unartikuliert reagiert? Was aber heißt artikuliert? Heißt das nicht wiederum nur, artikuliert nach Maßgabe der Vorstellung, die man sich traditionellerweise vom Schriftsteller macht? Artikuliert, weil es dem Schriftsteller auf wer weiß was für einem geheimnisvollen oder zufälligen Weg gelingt, seine Reaktion in ein als gelungen anzuerkennendes Werk zu verwandeln? Und wäre ich damit wieder am Anfang angelagt? Ich sehe nur eine Möglichkeit, das zu umgehen. Indem ich nämlich diesen Begriff der Artikulation als einen Begriff der Methode auffasse. Artikulation wäre dann die Fähigkeit, eine Methode zu finden oder zu entwickeln, in der sich artikulieren läßt. Was den Schriftsteller vom Nichtschriftsteller unterscheidet, wäre also, daß der eine Methode hat sich zu artikulieren, der andere nicht. Warum sollte das nicht jeder erreichen? Ich

erhebe die Forderung nach Einübung in Methode für alle. Daß die Methode der literarischen Artikulation für alle erlernbar ist wie Lesen und Schreiben oder wie die Elemente der Euklidischen Geometrie. Literatur nicht Sache von einzelnen oder Gruppen, sondern Sache von allen. Literatur als Methode der Artikulation von allen.

Der Schriftsteller im Sinne des überlieferten Bildes wäre dann nicht länger maßgebend für eine Berufsbezeichnung. Schriftstellerei als Lernfach. Vielleicht als Bürgerpflicht. Vielleicht nur als Hobby. Wenn ich sagen sollte, ob ich dichte oder ein Hobby betreibe, würde ich antworten, ich betreibe ein Hobby. Wenn Rückzug ins Private, dann ein Rückzug für jedermann. Keine Geschäfte. Keine Spekulation auf Bestseller und Stargäben. Etwas Interessantes. Aufhebung von Entfremdung in sprachliche Artikulation. Statt der unter ökonomischem Druck stehenden kommerziellen Verlage vielleicht Staatsverlage nach schwedischem Modell oder eine Art von Anstalten des öffentlichen Rechts, unabhängiger als die jetzigen des Rundfunks, vielleicht auch mit diesen verbunden. Literatur so etwas wie Fotografieren. Jeder kann es lernen. Kommunikationsvehikel, wie Brecht es vom Radio gefordert hatte, statt Distributionsvehikel. Usw. usw. usw.

Hier breche ich ab. Denn natürlich muß ich für heute dennoch und noch immer sagen: was aber bleibt, stiftet das Kapital.“

Ingeborg Drewitz Bestandsaufnahme und Perspektiven

„Die euphorisch verkündete Einigkeit der Einzelgänger hat nicht standgehalten. Die politische Polarisierung in der Bundesrepublik hat vor den Schriftstellern nicht haltgemacht, eine Entwicklung, die schon aus der Weimarer Republik geläufig ist. So haben denn auch fast alle bedeutenden Schriftsteller den Schritt in die Gewerkschaft mitvollzogen, ein Jahrhundertereignis, wenn man die Geschichte der Schriftstellerverbände studiert, ihr jahrzehntelanges Drängen zur gewerkschaftlichen Konzeption, um die soziale Randexistenz zu überwinden. Vorbereitet war dieser Schritt durch die VS-Arbeit für die Tariffähigkeit der Autoren und die Sicherung ihres Alters, die die Bibliotheksausgabe leisten soll, die seit dem 1. 1. 1973 Gesetzeskraft hat, leider aber bis heute noch nicht realisiert worden ist. Schon die Verschleppung der Ausführung des Gesetzes zeigt, daß es der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit nicht sonderlich ernst ist mit den Ansprüchen ihrer Schriftsteller, ähnlich wie die Unterwanderung des § 12 a des Tarifrechts, das den Schriftsteller tariffähig macht, in den Funkhäusern praktiziert worden ist, noch bevor der Paragraph seit wenigen Wochen Gesetzeskraft hat. Die gewaltige Verschuldung der Sendeanstalten, die als Begründung für diese Politik herhalten muß, die zur Programmkürzung, vermehrten Übernahmen, Ausweitung der Werbesendungen, preisgünstigen Einkauf ausländischer Serien geführt hat, ist schließlich den Autoren nicht anzulasten, die an der Ausweitung der Verwaltungen ebensowenig Anteil hatten wie an der Anpassung der Gehälter an die inflationäre Abwertung, oder die gar einzustehen hätten für den Gebührenerlaß aus sozialen Motiven, der die Etats der Funkhäuser belastet. Zudem schützt die Bundesrepublik anders als die übrigen europäischen Staaten und die USA ihre Autoren nicht durch Einfuhrbeschränkungen im gesamten Medienbereich.“

Nimmt man die Reduzierung der Arbeitsmöglichkeiten für die freien Autoren durch die permanente Konzentrationsbewegung im Zeitungssektor und die

gefährliche Anspannung auf dem Buchmarkt hinzu, so hat sich die Situation der freien Autoren seit 1969 erheblich verschlechtert, eine Entwicklung, die der VS zwar benennen, aber als Vertretung einer sozial schwachen Minderheit nicht hat aufhalten können.

Was Wunder, daß die kühne Konzeption der Mediengewerkschaft als Organisation aller im kulturellen Bereich Tätigen einschließlich der in Produktion und Verteilung Tätigen immer fordernder genannt worden ist, je komplizierter sich die Verwirklichung der Mediengewerkschaft innerhalb des DGB dargestellt hat. Doch das Stückchen Utopie, das mit der Gründung des VS zur Realität wurde, das mit der leidenschaftlichen Teilnahme der Autoren an der Politisierung der bundesdeutschen Öffentlichkeit fast selbstverständlich wurde, darf und wird nicht verloren gehen in der Diskussion um Vertretungsansprüche und Zuständigkeiten innerhalb des DGB.

Die Situation ist für die Autoren so bedrohlich, daß es dringend ist, sie neu zu durchdenken und alle Ansätze zu ihrer Entschärfung einmal zusammen zu sehen.

Spekulationen um einen Rücktritt und die Menschenrechte

Der gesamte Bundesvorstand des Verbandes deutscher Schriftsteller in der Industriegewerkschaft Druck und Papier (VS) ist zurückgetreten, um eine Neuwahl des Führungsgeriums bei der nächsten ordentlichen Bundesdelegiertenkonferenz am 22. und 23. Januar 1976 in Stuttgart zu ermöglichen. Dies ist das Ergebnis eines Gesprächs zwischen dem Hauptvorstand in der IG Druck, dem Bundesvorstand des VS und den Landesbezirksvorsitzenden der Schriftstellerorganisation. Vor Wochen haben bereits vier Mitglieder des siebenköpfigen VS-Vorstandes angekündigt, aus Unzufriedenheit mit der Arbeit ihres ersten Vorsitzenden Horst Bingel am 1. Oktober zurückzutreten. Bis zu den Neuwahlen übt der Vorstand seine Funktionen weiter aus.“
(„Süddeutsche Zeitung“ vom 24. September 1975, dpa-Meldung)

„Schriftsteller gespalten . . . Aus Uneinigkeiten über den politischen Standort hat sich eine Gruppe um den Frankfurter Professor Walter Fabian aus dem „Internationalen Schutzverband deutschsprachiger Schriftsteller“ (Zürich) zurückgezogen. Die Zurückgetretenen unterstützen die „Entspannungspolitik“ der Bundesregierung. Sie stießen dabei auf die Gegnerschaft von Mitgliedern aus der osteuropäischen Emigration. Ihnen werfen die ‚Appeaser‘ vor, sie seien ‚Kalte Krieger‘ . . .

Und Funktionäre geben auf. . . . Der gesamte Bundesvorstand des Verbandes deutscher Schriftsteller in der Industriegewerkschaft Druck und Papier (VS) ist zurückgetreten, um eine Neuwahl des Führungsgeriums bei der nächsten ordentlichen Bundesdelegiertenkonferenz im Januar 1976 zu ermöglichen. Vier Mitglieder des siebenköpfigen VS-Vorstandes waren bereits vor Wochen aus Unzufriedenheit mit der Arbeit ihres ersten Vorsitzenden Horst Bingel ausgeschieden.“
(„Die Welt“ vom 24. September 1975, dpa-Meldung aus Zürich und Stuttgart).

„Carl Amery neuer Vorsitzender des Verbandes Deutscher Schriftsteller. Eigentlich heißt er Christian Mayer. Der 54jährige Altbayer suchte sich das mehr schicke als bodenständige Pseudonym Carl Amery aus. Ein halbes

Dutzend Romane, Essays und Kampfschriften weisen ihn nicht gerade als Vielschreiber aus. Mit Polemiken fing er an. Jahrelang stritt Carl Amery auf der Seite von Linkskatholiken, die nicht allein die Amtskirche attackierten. Sie zogen gleichzeitig gegen die Wiederbewaffnung und den ‚Adenauer-Staat‘ zu Felde. Zeitweise stand Carl Amery mit seinen linkskatholischen Gesinnungsfreunden links von der SPD . . . Es ist aber nicht sehr lange her, da verteidigte Carl Amery, der einstige Linksaußen, die CSU als echte Volkspartei, die ihren Wahlerfolg von 62 Prozent keineswegs einer besonders infamen Manipulation zu verdanken habe, sondern ihrer tiefen Verwurzelung im bayerischen Volk. Auch für Franz Josef Strauß fand der Neu-Konservative verständnisvolle und bewundernde Worte.

Doch in Stuttgart redete er den Radikalen im VS nach dem Munde. Dabei mußte er sich darüber im klaren sein, daß es bei dieser ersten ‚Gehirnwäsche‘ nicht bleiben wird. Rein statistisch gehören nur 0,5 Prozent des VS der DKP oder der KPD an. Aber ein gutes Drittel der Verbandsmitglieder sympathisiert mit diesem harten kommunistischen Kern.“

(Peter Melcer, „Der wandlungsfähige Satiriker als Funktionär“, „Rottaler Anzeiger“ vom 30. Januar 1976)

„Mit der verworrenen Situation des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS), dem vielleicht sogar eine Spaltung droht, beschäftigten wir uns in unserer Ausgabe vom 9. Januar 1976. Wie aber sieht es bei der zweiten deutschen Literaten-Vereinigung aus – beim Freien Deutschen Autorenverband (FDA)? Dazu schreibt uns Autor Peter Norden („Salon Kitty“). Für ihn ist die Lage rosig – kein Wunder, Norden ist Vorstandsmitglied des FDA in Bayern: „Die im FDA organisierten Schriftsteller grollen nicht, da Bundesverband und Landesverbände eine für jeden Schriftsteller deutscher Sprache akzeptable Satzung vorgelegt haben; Ziel ist die bessere Partnerschaft zwischen Verlegern und Schriftstellern einerseits, und andererseits die Verbesserung der sozialen Lage der Schriftsteller . . .“

Diese neuen, positiven Aktivitäten werden im FDA durch keinerlei Querelen in den Vorständen gestört, die Arbeit geht kontinuierlich voran, die Verantwortlichen sind sich dabei bewußt, daß sie einen erfolgversprechenden Weg eingeschlagen haben.“

(Peter Norden, „Unsere Arbeit wird durch keinerlei Querelen gestört“, „Münchener Abendzeitung“ vom 14. Januar 1976)

„Müßten nicht auch Anstrengungen geboten sein, die unter dem Kommunismus lebenden Völker von ihm zu befreien? Humanitäre Verantwortung spricht dafür. Aber dagegen steht die Minimal-Ordnung für das internationale Zusammenleben . . . Der Verzicht auf Einwirkung wiegt nicht schwer, zeigt doch die Erfahrung, daß sich kommunistische Herrschaft nur von innen her aufbrechen läßt.“

(Johann Georg Reißmüller, „Ist Antikommunismus schlecht?“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 17. August 1976 – zum 20. Jahrestag des Verbots der KPD)

„Von Menschenrechten zu reden, ist auf lange Sicht erfolgversprechend. Vor allem, weil sie der überwiegende Teil der Menschen im kommunistischen Machtbereich nach wie vor ebenso versteht, wie sie hierzulande verstanden werden und wie sie überall Gültigkeit bekommen sollten.“

(Ernst Otto Maetze, „Ausweichen vor den Menschenrechten“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 27. April 1977)

„Zunächst gilt es, den Spielraum für die öffentliche Diskussion über die brennenden Fragen unserer Bewegung zu erobern . . . (Die tschechoslowakischen Erfahrungen) verweisen die Opposition nicht nur darauf, sie ermutigen sie dazu, die politische Hegenmonie im Rahmen des ganzen sowjetischen Blockes anzustreben.“

(Rudolf Bahro, „Die Alternative“, Köln/Frankfurt 1977, S. 13 und 399)

1977: Der Dortmunder Kongreß

„Mit scharfen Attacken gegen die Bundesregierung, Parteien und Wirtschaft begann am Freitag in der Dortmunder Westfalenhalle der vierte Kongreß des Verbandes Deutscher Schriftsteller in der IG Druck und Papier (VS). Der DGB-Vorsitzende Heinz Oskar Vetter warnte vor den Gefahren der derzeitigen gesellschaftspolitischen Entwicklung in der Bundesrepublik – mit zunehmender Konzentration, verstärkter Monopolisierung im Pressewesen und Druck ‚politisch-konservativer Kräfte‘ auf die Rundfunkanstalten.“
(*„Süddeutsche Zeitung“ vom 21./22. Mai 1977, dpa-Meldung*)

Heinz Oskar Vetter

„Bringt – dies ist wichtig – eure kulturpolitischen Zielsetzungen in die Diskussion des DGB und seiner Gewerkschaften ein. Tragt weiterhin und verstärkt mit euren Werken zu einer Verbesserung der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit bei; verbessert so die Beziehungen zwischen den Kollegen der Industriegewerkschaften und euch; kämpft weiterhin mit dem DGB für eine Überwindung eurer sozialen Notlagen. Seid einer Gesellschaft unbequem, in der immer stärker konservative und reaktionäre Kräfte ihr Haupt erheben; zeigt, daß durch eure gewerkschaftliche Organisation die Macht des Geistes stärker ist als der Ungeist der Gewalt.“

Leonhard Mahlein

„Als symptomatisch für die ökonomischen und politischen Verhältnisse nenne ich hier nur drei Entwicklungen:

- Das rasche wirtschaftliche Wachstum in der Nachkriegszeit hat zu wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Fehlentwicklungen geführt.
- Das wirtschaftliche Wachstum war begleitet von einem Raubbau an Natur und Umwelt.
- Die regionalen und strukturellen Fehlentwicklungen führten zu einer ungleichen Verteilung der Arbeits- und Lebenschancen.
- Der Zustrom von ausländischen Arbeitern schuf eine neue industrielle Reservearmee und belastet die soziale Infrastruktur. Diese Entwicklung wird durch eine fortschreitende Konzentration von Kapital und Unternehmen – auf nationaler und internationaler Ebene – begleitet. Hinzu kommt:
 - Die gesellschaftlichen Spannungen erhöhen sich,
 - die Konfrontation verschärft sich,
 - die Intoleranz beschneidet die Freiheit,
 - die heimlichen und offiziösen Zensoren treiben Arm in Arm ihr Unwesen,

– der Fall Traube brachte ein ganzes Nest von Wanzen ans Tageslicht und – vor wenigen Wochen sickerte durch, daß die Fluglotsen während ihrer Streikaktion abgehört wurden . . .

Wir haben mit Anfeindungen von außen zu rechnen. Der Rückenwind der Aufbruchsstimmung, der auch die Diskussion um Mediengewerkschaften und IG Kultur beflogt hat, besteht eben nicht mehr.

Das heißt – die Errichtung einer Mediengewerkschaft wird Kärrnerarbeit sein, über Jahre sich hinziehend.

Unmittelbar vor uns werden zahlreiche Bewährungsproben der praktischen Zusammenarbeit liegen. Sicherlich auch mit Rückschlägen. Dennoch bin ich zuversichtlich, daß wir den Weg zur Mediengewerkschaft im Deutschen Gewerkschaftsbund hinter uns bringen werden.

Nur, jeder sollte sich und seine Kollegen vor Illusionen warnen.“

Carl Amery

Literatur im Umfeld von Macht und Gewalt

„Es war ja schon eine Tendenzwende im Gange, der Liebesfrühling zwischen der literarischen Intelligenz und der politischen Macht war abgeklungen, ebenso bedrückende wie überflüssige Paragraphen der Meinungsbegrenzung wurden verabschiedet, und die Praxis der öffentlichen Ausübung bzw. Behinderung des Geistes blieb nicht nur nicht hinter diesen Paragraphen zurück, sondern eilte ihnen teilweise in eine Praxis voraus, die an die Zeiten des Vormärz erinnert. Soviel zur Lage im Innern. International wächst die Zahl der Staaten, die es für nötig halten, den Konsens auch ihrer Schriftsteller durch Folter und verwandte Methoden zu erzwingen, und unsere östlichen Nachbarn sehen sich durch nichts mehr irritiert als durch diejenigen Bewegungen ihrer Bürger, die alltägliche Wirklichkeit der Rede auf die Höhe des Freiheitsgeistes bringen wollen, der im Verfassungsauftrag niedergelegt ist. Kurzum, die Zeiten werden grobschlächtiger, die Verhältnisse des Geistesdürftiger, und so ist es wohl zu erklären, daß dem Bundesvorstand bei der Aufgabe, unser Motto endgültig zu formulieren, die feinere Dialektik in der sprachlichen Verschränkung des Mottoauftrages (Ursprünglich: ‚Gewalt des Geistes – Ungeist der Gewalt.‘ Dann: ‚Macht des Geistes . . .‘ Anm. F. H.) entglitt und eine plakativer Fassung entstand, welche den tatsächlichen Verhältnissen vielleicht eher Rechnung trägt . . .

Aber beugen wir jedem Mißverständnis vor. Auch die neue Aufgabe, so hoffnungslos sie zunächst scheinen mag, ist eine Aufgabe der Aufklärung.“

Hans-Heinz Holz

„Was leistet nicht der Schriftsteller, um Verhältnisse transparent zu machen! Transparent auf einer Ebene, die nicht jene vertrackte Abstraktion besitzt, wie sie eine wissenschaftliche Analyse der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation notwendigerweise haben muß. Weil Gesellschaft heute einen so hohen Komplexitätgrad hat, daß wir ihr mit einfachen Formeln nicht mehr bekommen können.

Der Schriftsteller aber vermag noch dies darzustellen anhand von Beispielen, von sinnlich erlebbarem und sinnlich erfahrungsmäßig nachvollziehbarem Beispiel und Gegenstand. Er kann, vom einzelnen Fall betroffen, die-

sen zum Musterbeispiel für Situation heute überhaupt werden lassen. Dies gehört zu seiner Verantwortung. Dies gehört auch zu jenem Moment von Öffentlichkeit, die das Werk nicht erst bekommt, wenn es publiziert wird, sondern die das Werk bereits hat in dem Augenblick, wo es zu entstehen beginnt. Kulturschaffende, die sich dessen bewußt sind, werden sich auch vor dem direkten politischen Engagement in dieser unserer politischen Umwelt nicht scheuen . . .

. . . Schriftsteller sind nur von Natur aus Individuen, die sich in dem, was sie tun und schreiben, ja gerade voneinander spezifisch unterscheiden und deren Respekt voreinander gerade der Respekt vor den Unterschieden ist, die zwischen ihnen bestehen. Um so unverständlicher muß es sein, wenn, wie es in den jüngsten Tagen dem deutschen P.E.N.-Club passiert ist, eine Gruppe von Schriftstellern meint, sie könne einen Andersdenkenden in diesem Kreise nicht ertragen oder sie müsse gar der Politisierung eines solchen Clubs aus dem Wege gehen. Nur in der politischen Auseinandersetzung erfährt der organisierte Schriftsteller das, was ich öffentliche Verantwortung seines Tuns nannte. Sie sehen, daß ich ungeachtet der Tatsache, daß ich ein historischer Materialist bin, die Gewalt des Geistes nicht gering schätze. Ich glaube im Gegenteil, daß sie eines der wesentlichen, konstitutiven Momente, eben der historischen Materialität ist. Und in Variation eines Marx-Wortes möchte ich damit schließen zu sagen, daß die Gewalt des Geistes zur materiellen Gewalt wird, wenn sie die Massen ergreift.“

Literatur und Menschenrechte Im Blick der Exilautoren

(Kongreß des Freien Deutschen Autorenverbandes, München, 6. April 1978, Künstlerhaus am Lenbachplatz, unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten des Freistaates Bayern, Dr. h. c. Alfons Goppel.)

Roderich Menzel

„Es ist ja jeder unser Freund, der seiner Heimat und der Gemeinschaft mit seinem Volk beraubt wurde, weil er sich für die Rechte des Menschen einsetzte. Eine solche Gesinnung und solche Opfer vereinigen Deutsche, Russen, Tschechen, Slowaken, Bulgaren, Polen, Rumänen, Juden, Esten, Letten und Äthiopier zu einer Familie freier Geister . . . Und wie zuvor wählen die Völker die Untauglichen. Was uns, die freien Autoren betrifft, so verdienen wir Freiheit nur, wenn wir Wissen und Weisheit wählen, denn Weisheit ist Menschlichkeit und Wissen führt hin zu ihr. Nur das ist Fortschritt, und so fortschrittlich wollen, so fortschrittlich müssen wir sein. Die Entscheidung über den Gang der Geschichte liegt insoweit in unserer Hand, als – zumindest anfänglich – wir alle bestimmen, wer sie gestalten soll. Daher die weltweit mißachtete Mahnung der Alten: Wehret den Anfängen! Warum entscheiden sich denn so viele unserer klugen und superklugen Landsleute, ob Teutonen, Slawen, Araber, Israeli, Weiß- und Schwarzafraner – warum entscheiden sie sich für das Diktat anstelle der Menschlichkeit? Für Utopien statt Anstand? Und Systeme als Ersatz für Einsicht? Ah, wie kostlich ist es, Macht auszuüben oder an ihr teilzunehmen, kostlich, sie in auflagenstarken Bänden und hochbezahlten Aufsätzen zu rühmen! Wohin soll

dann ein Gespräch mit den Nutznießern der Willkür führen? Sie reden einen Dialekt?! Nein, ein Kauderwelsch, was sich wie ein giftiger Dunst um die Köpfe des Volkes legt. Von ihnen soll uns ein Eiserner Vorhang trennen . . .“
(1. Vorsitzender des FDA in Bayern)

Luis Trenker

„Ich habe die Einladung, heute hier zu sprechen, angenommen, obwohl nicht gern, denn ich bin eigentlich kein Literat, im ernsten Sinn des Wortes. Ich bin ein Erzähler, bin a Bergsteiger, bin ein einfacher Mann. Ich bin kein Parteimitglied. Ich bin ein freier Mann. Und dann hab ich doch angenommen. Wissen Sie, warum? Geboren als Österreicher, in Südtirol, erlebte ich eine schöne Jugend . . . Dann kam 1923 der Mussolini an die Macht. Und dann ging's los. Dann haben wir gespürt, was es heißt, nicht nur den Krieg zu verlieren sondern die Heimat und die Freiheit . . .

Ich bin damals nach Berlin. Das war eine große Freiheit. Das war ein wundervolles Land. Und das ging eine gute Zeit, bis dann SA marschiert kam, bis dann der Nationalsozialismus an die Regierung und an die Macht kam. Man hat das am Anfang vielleicht gar nicht so begriffen, was es heißt, weil diese Rattenfänger und Trompeter gesagt haben, daß es gut wird, daß alles besser wird. Und dann haben wir diese Fratze, diese böse Fratze dieses Hitlerschen Nationalsozialismus mit der Zeit kennengelernt.

Ich hab Filme gedreht in Deutschland. Und ich hab Freiheitsfilme gedreht . . . Und nun bekam ich einen Brief vom Lektor des Bertelsmann-Verlags. Lieber Herr Trenker, hat er mir geschrieben, ich hab da einen Brief vom Hochhuth. Den Hochhuth kennen wir ja. Ihr kennt's ihn sicher alle. Der dieses Drama „Der Stellvertreter“ geschrieben hat. Ich hab da den Hochhut übrigens angegriffen, weil ich den „Stellvertreter“ abgelehnt hab. Ich war damals in Rom, wie Papst Pius XII. im Krieg zwischen den Nazis, dieser gewaltigen Macht, mit dem Bolschewismus drüber – die Kirchenleitung mußte das Christentum, dieses Amt als Stellvertreter Christi, wie furchtbar schwer dieser Pacelli gelitten hat, unter diesem Amt, das er da getragen hat. Ich hab darüber einen Film gemacht. Zu einem Jubiläum. Und da kommt hernach Herr Hochhuth und sagt, warum hast du das nicht gemacht und das nicht gemacht. Das ist hernach leicht . . . Ich krieg heut noch, das ist das Schöne, ich krieg von Jugoslawien, ich krieg vom Baltikum, ja von ganz oben, von Riga, krieg ich Briefe, immer wieder einmal, aus Bulgarien kommen Schreiben, aus Rumänien, von überall her. Diese Vielfalt.

Und dafür habe ich das Herz für alle Exilautoren. Diese Autoren sind ja gute Menschen, die wollen ja nur das Beste für ihre Heimat. Sie wollen ja nur helfen, daß es ihren Familien besser geht. Sie wollen ja nur das Gute. Und die Goebbelns, die drüber sind, sind nicht besser wie unsre Goebbelns, die schon der Teufel geholt hat. Gott sei Dank. Die Goebbelns, die drüber sind, sind noch strenger. Ich ärgere mich. Ich bin überzeugt, wenn der Hitler heut aufstehn würde, diese Mißgeburt, und er würde sehen – seine Konzentrationslager sind leer, aber wenn er dann ein großes Konzentrationslager im Osten sieht, da würd er sich vielleicht freuen. Ja, die machen es ja besser wie ich. So würde der denken. Und daher muß man dies, muß man helfen, für die Freiheit Ihres Volkes, für Ihre Familie, fürs christliche Leben. Denen muß man helfen. Unsere ganze Sympathie gehört Ihnen.“
(Vizepräsident des FDA)

Hubertus Prinz zu Löwenstein

„Zu dem, was Luis Trenker gesagt hat, ist es schwer, noch irgend etwas hinzuzufügen, denn das ist der Geist, den wir heute hier vertreten wollen. Die Freiheit, die unteilbar ist, die nicht national gestimmt ist, sondern die jedem einzelnen Menschen gilt . . .
Liebe Freunde, in der Weltgeschichte haben die politischen Flüchtlinge, die ihres Glaubens, ihrer Überzeugung die Heimat verlassen müssen, durchaus eine entscheidende Rolle gespielt. Der Philosoph Seneca schreibt in einem Brief an seine Mutter: Das ganze römische Reich ist von einem politischen Flüchtlings gegründet worden . . .
Aber ich möchte eins hinzufügen, meine lieben Kollegen und Freunde, aus den Ländern, wo keine Freiheit mehr herrscht: Mindestens so viel, wie wir versuchen können, für Sie zu tun, tun Sie für uns. Sie sind ein ganz wesentlicher Beitrag zur Stärkung und zur Bewahrung der geistigen und damit der politischen Freiheit in Deutschland.“
(Präsident des FDA)

Professor Doktor Nikolaus von Lobkowitz

„Ich beginne mit der Vorstellung links – von Ihnen aus rechts gesehen: Fräulein Tina Österreich aus der DDR, geboren 1944, Schriftstellerin, daneben Herr Kasimir Gerhard Werner, langjähriger Präsident des Exil-P.E.N.-Clubs, geboren in Siebenbürgen, er feiert in diesem Jahr seinen 78. Geburtstag (anhaltender Beifall), daneben Dr. Anton Hlinka, Slowakei, geboren 1926, Journalist, daneben Dr. Christo Ognjanoff, Bulgarien, geboren 1911, Schriftsteller und Dichter, Dr. Dionisie Ghermani, Rumäne, geboren 1922, Leiter des rumänischen literarischen Clubs hier in München, links neben mir Prinz Asfa-Wossen von Äthiopien für Bürgerrechte in Äthiopien (anhaltender stürmischer Beifall), rechts von mir Professor Wolomir Janiw, Rektor der Ukrainischen Universität hier in München, daneben Gabriel Laub, Präsident des Exil-P.E.N.-Clubs, daneben Natalja Gorbanewskaja (noch bevor der Namen ausgesprochen ist, stürmischer langanhaltender Beifall mit einzelnen Bravorufen) – die ich nicht vorzustellen brauche, Lyrikerin, die seit 1975 im Westen ist, daneben Dr. Rudolf Ströbinger, geboren in der Tschechoslowakei, Redakteur der ‚Deutschen Welle‘, daneben Slobodan Stankovic, jugoslawischer Schriftsteller, geboren 1920, und daneben der soeben eingetroffene Tadeusz Nowakowski, Polen (Beifall) . . . Ich soll die Diskussion von zwölf Personen moderieren, die ursprünglich eine Stunde über ihre Situation sprechen sollten – symbolisch für die Zahl der Nationen, die keine Freiheit haben und die Schriftsteller, die um die Menschenrechte kämpfen müssen.
Unter uns sind einige Nationen nicht vertreten. Es sind unter uns keine Letten und keine Litauer, unter uns sind keine Vietnamesen und keine Kambodschaner, es sind unter uns keine Cubaner, keine Angoleesen. Wir haben aber unter uns einen Vertreter eines afrikanischen Landes, aus Äthiopien, wo sich das abspielt, was sich in den anderen Ländern früher schon abgespielt hat . . . Wenn man die Geschichte zurückverfolgt, dann haben wir doch eine politische Literatur vor uns. Ich glaube, es würde alle Teilnehmer interessieren, wie die Runde der Anwesenden das sieht, in welchem Sinn ist es mit der künstlerischen Qualität vereinbar, daß der Schriftsteller – daß der Dichter engagiert ist? Für die Menschenrechte engagiert ist?“
(Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität, München)

Aus Ausrufen und Statements

„Wir fungieren als lebendige Zeugen und als Warnung davor, über die Grenzen von Nationen, mit den Unterdrückern zu verhandeln.“
(Dr. Antonin Kratochvil, FDA, Vizepräsident des Exil-P.E.N.-Clubs)

„Eine 3000jährige Freiheit und Unabhängigkeit hat ihr Ende gefunden. Äthiopien ist ein Satellitenstaat der Sowjetunion.“
(Prinz Asfa-Wossen Asserate von Äthiopien)

„Der Poet ist der asozialste, deshalb der menschlichste Mensch. Er ist gegen alle Establishments und gegen jede Hierarchie. Wegen seiner Asozialität ist er der am meisten solidarische Mensch, er ist keine soziale Einheit, deshalb ist er für die Freiheit aller.“
(Natalja Gorbanewskaja)

„Die Diktatur ist nicht schlecht für die Literatur. So lang man keinen Tritt in den Hintern bekommt, fängt man nicht an zu denken.“
(Gabriel Laub)

„Die Erpressung ist groß geschrieben. Es gibt keine Alternative zur Entspannung – das ist ein heuchlerischer Satz, eine falsche Alternative. Das ist Erpressung. Der kalte Krieg war eine ehrliche Zeit.“
(Tadeusz Nowakowski)

„Die Initiative haben die Linken übernommen, in der Bundesrepublik Deutschland mehr als anderswo. Wer spricht von den nichtsozialistischen Autoren in der Tschechoslowakei. Es herrscht eine aggressive linke Literatur, alles andere wird unterdrückt.“
(Dr. Rudolf Ströbinger)

„Ich habe über meine Haftzeit in der DDR geschrieben, und zwar aus folgendem Grunde. Als ich in die Bundesrepublik kam, wurde ich immer wieder gefragt, was hast du erlebt, erzähl! Ich habe Abende erzählt, ich habe Nächte erzählt. Und jeder war erschüttert, daß es so etwas gibt in der DDR. Und wir sind wieder in die DDR gefahren, als wir ein Jahr lang hier waren. Wir haben unseren Freunden und Bekannten dort erzählt von der Haftzeit. Und niemand wußte etwas, weil in der DDR darüber nicht geredet werden darf.“
(Tina Österreich)

„Das Buch ist das flammende Fanal des Heimatlandes.“
(Dr. Antonin Kratochvil)

„Laßt uns onanieren, Liebe.“ „Tod, der Menschenklau.“ „Der Krieg ist meine Dirne“. „Ratte der Liebe.“ „Mit Hammer oder Sichel war lange nichts mehr los.“ „Sterile Hemisphäre, so bis zu geboren.“ „Statt Mutterlieder den Verstärker.“ „Das Spielzeug ist ein Reifen.“
(Karel Kryl, Protestsänger)

Roderich Menzel Gedenkrede für Hans Habe

„Tiefer Trommelton
dunkle Musik
und der Klang schwerer Tritte
im Kies.
Orden und Fahnentuch
dumpf rollen die Salven.“

Einen Großen tragen sie fort
fort aus den Spielen der Welt.
Ihn geleiten die Großen der Erde
schreiten zur Grube, zur klaffenden, hin
streuen Blumen und Sand
beugen sich
murmeln.“ (. . .)

Hans Habe, dem wir heute eine letzte Ehre erweisen, hat das Korn, das ihm anvertraut worden war, treulich getränkt. Und in seiner Hand ist es gekeimt und wird zur Frucht – über seinen Tod hinaus.

Dankbar dürfen wir sagen: Er war unser . . .

Hans Habe hat die Schwelle, reich beladen, überschritten. Er war tapfer, ohne dazu befohlen zu sein, tapfer in der Niederlage und erst recht nach dem verspielten Sieg. Wann immer die Herde den Hammeln nachlief, brach er aus; wenn es sein mußte, blieb er allein . . .
Aber für uns hat er gekämpft, bei uns war er zu Hause: Bei den freien Schriftstellern, bei den aufrechten Männern und Frauen des Widerstandes gegen den Terror von links und rechts, bei den Verteidigern von Recht und Anstand, den Streitern für ein besseres Deutschland.“

(Beilage zum FDA-Brief 2/II/78. Fünf Jahre FDA)

Trommelfeuer: Der neue ANGRIFF

„Sie wollen nicht länger einem Club angehören, der vom Präsidium und kommunistischen Cliquen zielstrebig zu einem volksfronthaften Kampfverband umgedreht wird und dabei so tut, als gebe er seine Proteste und Belehrungen im Namen der bundesdeutschen Intelligenz überhaupt von sich. Anlaß ist die Aufnahme des Belgiers Ernest Mandel . . .
In mehrere westliche Staaten, darunter die Bundesrepublik, darf er nicht einreisen, weil er, zumindest ‚theoretisch‘, Gewalt zur Einrichtung der von ihm angestrebten Räte-Diktatur für unerlässlich hält . . .“
(„Bayernkurier“ vom 21. Mai 1977 zum Austritt von 17 Mitgliedern des P.E.N.-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland)

„Oh du lieber Heinrich, alles ist hin. Wie soll man in dieser faschistoiden Bundesrepublik noch in Frieden leben?
Nun sucht doch die Polizei tatsächlich nach Waffen und Terroristen. Wer hätte das gedacht?“
(Peter Boenisch, „Bild am Sonntag“ vom 9. Oktober 1977)

„Heinrich Böll, der seit Jahren seine Sympathie für die Terroristen mehr oder weniger offen zum Ausdruck bringt, geht heute in Artikeln und Rundfunk-Interviews mit Krokodilstränen als armer Verfolgter hausieren, weil er auf seine Mitverantwortung für die Verharmlosung und moralische Unterstützung dieser Verbrecher festgenagelt wird.“
(Kurt Ziesel, „Deutschland-Magazin“, Oktober/November, Nr. 5/1977).

„ . . . Aber es wird alles nichts nützen. Weder die enorme Publizität, deren sich Böll und Grass in einsamer Privilegierung erfreuen, noch der schützende Arm des willigen Kanzlers werden die Wehleidigkeit beenden. Sie bestehen nun einmal darauf, verfolgt zu sein. Und sie werden weiter jedes kritische Wort gegen sie als ‚Beweis‘ missbrauchen . . .
Wovor muß Böll – im Sinne eines Nobelpreis-Tabus – beschützt werden?
Vor ‚gebündeltem Haß‘. Man möchte es genauer wissen. Grass kann nichts anderes damit meinen als die kritischen Vorwürfe, die Böll wegen staatsverachtender und den Terrorismus verharmloser Bekundungen treffen . . .“
(Matthias Walden, „Welt am Sonntag“ vom 9. Oktober 1977)

„ . . . Heinrich Böll, der Meinhof-Verherrlicher, und seine Theologen sollen endlich ‚in Sack und Asche‘ gehen und dort für eine lange Zeit der Erprobung schweigend verschwinden . . .“
(„Bildzeitung“ vom 12. September 1977)

„Nach dem Blutbad von Köln wundert sich Böll, daß er zu den geistigen Wegbereitern der roten Killer gerechnet wird, zusammen mit Grass, Jens, Gollwitzer und den anderen Werbern für Systemveränderung . . . Alfred Dregger setzte Sympathisanten mit Terroristen gleich. Sie schufen das gegenwärtige Klima. Von dieser Schuld kann sich Heinrich Böll nicht mit sentimentalen Ablenkungsmanövern befreien . . .“
(„Deutsche Tagespost“ vom 7./8. Oktober 1977)

„Es wäre wirklich verfehlt, den augenblicklichen Theaterdonner um den selbsternannten Märtyrer Heinrich Böll schon für den Beginn der notwendigen geistigen Auseinandersetzung über die Ursachen des Terrorismus zu halten . . .“
(Günter Zehm, „Die Welt“ vom 8. Oktober 1977)

„Heinrich Böll sei versichert: Uns, den noch diesem Staat vertrauenden Bürgern, langt's allmählich . . .“
(„Rheinischer Merkur“, 7. Oktober 1977)

„Die geistigen Urheber des Terrorismus.“
(Franz-Josef Strauß, Rede auf dem CSU-Parteitag im September 1977 in: „Deutschland-Magazin“ vom Oktober/November 1977, Nr. 5)

„Terror über Deutschland. Verharmloser und Sympathisanten suchen verzweifelt nach Alibis für ihre Mitverantwortung am Terrorismus. Deutschland-Magazin dokumentiert die Mitschuld der Schreibtischträger.“
(ebenda, Nr. 5/1977)

„Sofortiges Verbot sämtlicher kommunistischer Organisationen. Bestrafung der Verherrlichung der marxistischen Terrorideologie. Schluß mit der weichen Welle im Umgang mit kommunistischen Mördern und Gewaltverbrechern. Volksabstimmung über allfällige Wiedereinführung der Todesstrafe . . .“
(Forderungen der „Jungen Nationaldemokraten“ auf dem außerordentlichen Bundeskongreß am 17./18. September 1977)

„Während die Diskussion über die Todesstrafe für politische Gewaltverbrecher, die von dem gesund gebliebenen Teil der westdeutschen Bevölkerung mit überwältigender Mehrheit gefordert wird, durch die schlappe Haltung der Bonner Regierung im Fall Schleyer und das heimliche Sympathisieren der demokratischen Massenmedien mit den Linksterroristen im Keim erstickt wurde, hat in Argentinien ein Prozeß begonnen, der nicht anders als mit der erstmaligen Anwendung der von der Militärregierung des Generals Videla im vergangenen Jahr wiedereingeführten Todesstrafe für gemeinen Mord enden kann . . .“

(„Deutsche National-Zeitung“ vom 30. September 1977)

„. . . Man sollte einmal die, die für die Freiheit des Volkes angeblich kämpfen, dem Volk überlassen, dann braucht die Polizei und die Justiz sich gar nicht darum zu kümmern . . .“

(Franz-Josef Strauß, „Frankfurter Rundschau“ vom 30. September 1977)

„. . . Überall in Südamerika, wo man zur Folter gegriffen hat, ist der Terrorismus verschwunden . . .“

(Fritz René Allemann im ARD-Frühstück vom 11. September 1977)

Gert Heidenreich Gespräch mit Heinrich Böll

H.: Wenn sich nun mancher zu einer allgemeinen Diffamierung liberaler und linker Künstler und Intellektueller hinreißen läßt, dann stellt sich doch mit die Frage, ob nicht den Terroristen vielleicht erst mit Hilfe solcher Anschuldigungen ihre Absicht gelingen könnte, nämlich diese Bundesrepublik in einen Zustand zu treiben, in welchem nicht mehr die unterscheidende Vernunft unser politisches Verhalten bestimmt, sondern der Hexenkessel geschürter Emotionen.

Böll: Natürlich. Wenn es der Wunsch der Terroristen war, Konfrontation und Provokation zu schaffen, dann sind sie auf dem besten Wege, dies Ziel zu erreichen. Wir – die Leute, die da angesprochen sind: Gollwitzer, Brandt, Grass, ich und andere – wir sind ja immer gesprächsbereit gewesen, und das soll ja offenbar jetzt verhindert werden. Und Sie müssen mir zugestehen, daß ich nach dieser Aktion gestern, die hier in Gegenwart meiner Schwiegertochter und eines kleinen Kindes stattfand, die Sache nicht mehr so kühl sehe. Ich nehme an, daß die Auslands presse sich des Falles annehmen wird. Und dann wird Deutschland im Ausland immer, immer schöner . . . immer schöner . . .

H: Eine Frage, die sich gerade im Zusammenhang mit den Beschreibungen der französischen Presse in letzter Zeit stellt: Wenn man einen Mann, der vor der Welt als Friedensnobelpreisträger gilt wie Willy Brandt – einmal ungeachtet seiner politischen Haltung –, wenn ein solcher Mann in seinem eigenen Land als Ursache des Terrors, also als Ursache verbrecherischer Gewalt bezeichnet wird, dann muß man sich wohl fragen, wie das im Ausland wirkt, wo wir versuchen, das Bild des häßlichen Deutschen abzubauen.

Böll: Ich sehe, wenn das so weitergeht und wenn die öffentliche Meinung hier in all ihren Artikulationen nicht eine Umkehr vollzieht, daß wir total isoliert werden. Die Bundesrepublik wird kulturpolitisch und geistesgeschichtlich in

eine totale Isolation geraten. Und zwar dem westlichen Europa gegenüber. Eins möchte ich noch sagen zum außenpolitischen Aspekt: Die paar Deutschen, die wenigen, die im Ausland nicht grade zu den Häßlichen zählen, bringt man ja hier in eine Situation, wo sie zu häßlichen Inland-Deutschen gemacht werden. Es ist also derart pervers, der ganze Vorgang ist derart wahnsinnig, daß man wirklich überlegen muß, ob man noch normal ist.

H.: Das Erschreckendste für mich ist, wie pauschal die Kampagne von Verfälschern der Wertordnung, Vergiftern der Sprache so allgemein auf geistige Urheber mit Feder und Mikrophon an Kanzel und Katheder verweist.

Böll: Ja, das erinnert mich sehr stark an das Ende der zwanziger Jahre.“
(Aufnahme des Gesprächs am 28. September 1977, ein Auszug wurde vom Bayerischen Rundfunk am 30. September 1977 gesendet.)

Günter Grass

Interview mit der Frankfurter Rundschau

„FR.: Der Staat soll also seine Aufwendungen für die innere Sicherheit drastisch erhöhen?

Grass: Wenn Sie mich fragen, woher die Mittel dafür kommen sollen, ist meine Antwort: Man soll den Radikalenerlaß ersatzlos streichen und die frei werdenden Mittel und Personen verwenden, um bei der inneren Sicherheit effektiver arbeiten zu können. Der Radikalenerlaß, das glaube ich, kann man inzwischen nun wirklich ablesen, hilft in keinem Falle der Gefährdung.

Mit diesem Erlass wird man weder irgendeinen Guillaume fangen, denn der tritt als Biedermann auf, noch Terroristen, denn Terroristen pflegen sich in der Regel nicht für ein höheres Lehramt zu bewerben. Wohl aber fördert der Radikalenerlaß bei jungen Leuten, die wegen ihrer Tätigkeit im Alter von 18 Jahren viele Jahre später auf einmal nicht für den Schuldiensst zugelassen werden, ein, um dieses gewöhnliche Wort hier einzubringen, „Sympathisieren“, bei manch einem womöglich auch die Bereitschaft zum aktiven Terrorismus. Ich halte deshalb den Radikalenerlaß, das Abschaffen dieser Bürokratie, falls man überhaupt eine einmal installierte Bürokratie jemals wieder abschaffen kann, für eine der Voraussetzungen, um einen Großteil der jungen Generation für die parlamentarische Demokratie neu zu motivieren. Der Radikalenerlaß ist eine der großen Sperren.

FR: Aber doch wahrscheinlich nicht das einzige Problem, das Sie besorgt.

Grass: Nein. Eine andere wichtige Frage, vor der ich große Angst habe, ich gebe das offen zu, sind die 200 000 jugendlichen Arbeitslosen, eine Zahl, die stetig wächst. Und dieses Potential lebt in einem Land, das reich ist, das Reserven hat und in dem es doch nicht gelingt, jungen Menschen Ausblick auf die Zukunft zu geben durch eine Perspektive. Wenn dies nicht gelingt, werden diese 200 000 Menschen zumindest an den Rändern ein weiteres Potential für einen auswuchernden Terrorismus liefern. Womöglich für einen rechten Gegenterrorismus, wie wir ihn in Italien schon erleben. Das sind Probleme, über die man heute sprechen müßte – sachlich differenzierend, abwägend.

FR.: Aber gerade diese sachliche Diskussion findet nicht statt. Man hat doch im Gegenteil den Eindruck, eine Hexenjagd (man könnte auch sagen, eine Art von McCarthyismus) droht immer weitere Kreise zu ziehen. Davon betroffen sind nicht zuletzt Schriftsteller wie Sie oder Heinrich Böll, von denen man einerseits fordert, daß sie im Ausland ein klärendes Wort für die Bundesrepublik einlegen, die man andererseits aber in unserem Land diffamiert, mit denen man Rufmord betreibt. Selbst den ehemaligen Bundespräsidenten Heinemann

zwingen politische Agitatoren plötzlich in einen Bannkreis der Sympathie für den Terrorismus. Oder denken Sie an Luise Rinser, die nicht mehr auftreten darf, weil irgendeiner Angst hat, sie auftreten zu lassen. Welches Gefühl hat eigentlich ein Schriftsteller in einer solchen Situation?

Grass: Alle Schriftsteller, mich einbezogen, erleben, wenn wir ins Ausland reisen, daß die deutsche Nachkriegsliteratur dort ein großes Ansehen genießt. Wir erleben aber auch, wie in Wellen immer wieder nicht nur verständliches Mißtrauen gegenüber der Bundesrepublik aufkommt, sondern auch Neid, Bigotterie und Haß eine Rolle spielen und ungenaue, ungerechte Urteile über die Deutschen allgemein und über die Bundesrepublik insbesondere gefällt werden.

Wir alle, ob Heinrich Böll, Siegfried Lenz oder Luise Rinser, sind seit Jahren unermüdlich tätig, um diese falschen und ungerechten Urteile draußen in der Welt zurückzuweisen. Und dann kommen wir in die Bundesrepublik, und es kann uns passieren, daß wir im eigenen Land diffamiert werden. Mit Vorzug von der Springer-Presse, aber auch von anderen Zeitungen, etwa der Frankfurter Allgemeinen, die doch gleichzuziehen versucht, mit Erfolg. Was ursprünglich sehr stark von der CDU ausging, reicht jetzt bis zu Politikern, die sich früher noch als liberal, als quasi intellektuell, als Gesprächspartner angeboten haben, wie etwa Herr Biedenkopf.

Ich sage das nicht wehklagend. Die Leistung der deutschen Literatur, auch der Literatur der DDR, ist ansehnlich, und diese Leistung ist nicht zustande gekommen durch Nacht-und-Nebel-Aktionen, durch Affären oder durch einen überforschen Kasinoton. Es gibt unter den Schriftstellern keine Strauß' und keine Dreggers. Ihr Ansehen beruht im Ausland auf Leistung, und aus dieser Position heraus sind wir Schriftsteller oft die besseren Diplomaten gewesen. Aber der schizoide Zustand, in dem wir uns befinden, so oft wir nach Hause kommen, die häßlichen Angriffe, die wir, insbesondere Heinrich Böll, aushalten müssen, das ist auf die Dauer nicht erträglich.“

(„Frankfurter Rundschau“ vom 5. Oktober 1977)

**Bernt Engelmann und Hans Peter Bleuel
Gefahr von links – oder von rechts?
Brief an den bayerischen Ministerpräsidenten
vom 17. Januar 1978**

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
die Unterzeichneten, Bürger des Freistaates Bayern und Vorsitzende des Bundesvorstandes und des zuständigen Landesvorstandes des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in der Industriegewerkschaft Druck und Papier, wenden sich heute an Sie im Namen aller Autoren, deren Werke im In- und Ausland Anerkennung finden.

Die allermeisten altersmäßig in Frage kommenden Mitglieder unseres Verbandes haben in der Zeit der Hitlerdiktatur unter Verfolgungen gelitten; viele haben dem Unrechtsregime aktiven Widerstand geleistet. In den fast 33 Jahren, die seit dem Ende der Naziherrschaft vergangen sind, haben wir Schriftsteller nicht nur tatkräftig am Aufbau einer freiheitlichen Demokratie mitgewirkt, sondern auch wie kaum ein zweiter Berufsstand dazu beigetragen, unserem Lande wieder die Achtung seiner Nachbarn zu gewinnen. Auch in jüngster Zeit haben wir, die hierzulande von der politischen Rechten Verket-

zerten, die Öffentlichkeit des Auslands mit Nachdruck vor falschen Einschätzungen gewarnt und um ein differenzierteres Urteil, die Verhältnisse in unserem Land betreffend, gebeten. Um so mehr fühlen wir uns dazu verpflichtet, auf Mißstände, die hier herrschen, ebenso nachdrücklich hinzuweisen. Wir wollen Ihnen deshalb nicht verhehlen, daß wir mit wachsender Sorge die neonazistischen Umrübe im Freistaat Bayern verfolgen, wobei wir voraussetzen dürfen, daß das Innenministerium Sie darüber auf dem laufenden hält. Wir begnügen uns deshalb mit drei uns symptomatisch erscheinenden Beispielen:

1) In und bei Nürnberg treibt die neonazistische Wehrsportgruppe des Karl Heinz Hoffmann seit Jahren unbekämpft ihr Unwesen.

2) Von München aus verbreitet die „Deutsche National-Zeitung“ des Dr.

Gerhard Frey seit Jahren Woche für Woche die unverschämtesten Lügen und

betreibt systematische Volksverhetzung.

3) Im Münchner Künstlerhaus am Lenbachplatz ist das „Präsidialbüro“ der rechtsradikalen Dachorganisation „Deutsches Kulturwerk Europäischen Geistes e. V.“

Das unter (3) genannte „Kulturwerk“, das in mehreren Verfassungsschutzberichten als rechtsradikal eingestuft worden ist, wurde von den bayerischen Finanzbehörden als „förderungswürdig“ anerkannt, so daß Spenden zugunsten rechtsradikaler Aktivitäten steuerlich abzugsfähig sind. Präsident dieses „Kulturwerks“ war seit 1950 der ehemalige Funktionär der berüchtigten Reichsschrifttumskammer und „Kulturberater“ der Obersten SA-Führung, Herbert Böhme; seit dessen Tod ist bis heute, mit nur kurzer Unterbrechung, Dr. Karl Günter Stempel der Präsident, ein ehemaliger SS-Angehöriger, der sich in seinem Lebenslauf u. a. der bewaffneten Teilnahme an SS-Aktionen gegen die Gewerkschaften gerühmt hat. Dieser Dr. Stempel, obwohl Führer einer als rechtsradikal eingestuften, eindeutig neonazistischen Organisation, ist seit Jahren Richter am Obersten Bayerischen Landesgericht. Es sei daran erinnert, daß Männer wie Pöhner (Mitangeklagter im Hitler-Putsch-Prozeß) und von der Pfordten (Teilnehmer am Hitler-Putsch) ebenfalls Richter am Obersten Bayerischen Landesgericht waren. Bayern war damals „die Ordnungszelle, in der jede Verunglimpfung der Weimarer Republik gestattet war, das Gelobte Land der Deutschnationalen und der Vorhimmel des Dritten Reiches“, hat dazu Ihr Amtsvorgänger Wilhelm Hoegner einmal bemerkt. Unseren Kollegen und uns scheint es, als ließen sich im heutigen Bayern noch eine ganze Reihe von Parallelen aufzeigen, die eine ähnlich unheilvolle Entwicklung befürchten lassen wie in der einstigen „Ordnungszelle Bayern“ der 20er und 30er Jahre. Noch können Sie, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, Schaden von diesem Land wenden, indem Sie die zuständigen Behörden anweisen, die neonazistischen Aktivitäten nicht länger zu dulden. Nur ein rasches und energisches Eingreifen kann die Glaubwürdigkeit der Demokratie in Bayern wiederherstellen.

Mit vorzüglicher Hochachtung,
Bernt Engelmann, Bundesvorsitzender des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in der Industriegewerkschaft Druck und Papier.

Hans Peter Bleuel, Vorsitzender des Landesverbandes Bayern.

Der Brief blieb zunächst unbeantwortet. Am 10. Juli wurde eine Antwort angemahnt. Darauf teilte die Bayerische Staatskanzlei am 24. Juli 1978 mit: „Die Eingabe der Obengenannten vom 17. Januar 1978 wurde zuständigkeits halber an das Bayerische Staatsministerium des Innern weitergeleitet.“

Die Staatskanzlei hat das Innenministerium aufgrund Ihres Schreibens vom 10. Juli 1978 an die Erledigung der Angelegenheit erinnert.“

Mit Datum vom 2. August 1978 ließ das Bayerische Staatsministerium des Innern schließlich wissen:

Sehr geehrte Herren,
wie Ihnen bekannt ist, hat die Bayerische Staatskanzlei Ihr Schreiben dem Staatsministerium des Innern zur zuständigen Bearbeitung zugeleitet. Das Staatsministerium des Innern bedarf Ihrer Hinweise auf rechtsextremistische Aktionen in Bayern nicht. Wie aus dem Ihnen bekannten Verfassungsschutzbereich Bayern 1977 zu ersehen ist, wird der Rechtsextremismus mit der erforderlichen Sorgfalt beobachtet. Im übrigen läßt es uns Ihr Vergleich des heutigen Bayern mit dem Bayern der 30er Jahre nicht sinnvoll erscheinen, sich mit Ihren Vorwürfen weiter auseinanderzusetzen.
Hochachtungsvoll I. A. gez. Popp, Ministerialrat

Ungeziefer zum Ausrotten?

„Man kann Filbinger aus dem, was er bei Kriegsende unter den damaligen Verhältnissen getan hat, keinen Vorwurf machen. Aber mit Ratten und Schmeißfliegen führt man keine Prozesse.“
(Franz-Josef Strauß beim Oberfrankentag der CSU, „Hofer Anzeiger“ vom 29. Juli 1978)

„Schriftsteller ‚Ratten‘ und ‚Schmeißfliegen‘ zu nennen, so etwas fällt einem wohl nur im Kuhstall ein. Bei allem Verständnis für gelegentliche Entgleisungen und politischer Auseinandersetzungen gehört die Mistgabelsprache nicht zu den Glanzlichtern deutscher Rhetorik . . .“
Diese Äußerung von Strauß machte sich Stoiber jetzt zu eigen; wie schon so oft mehr treu als geschickt, aber, wie er versichert, nicht mit der Absicht, aus Schreibern Ratten und aus Dichtern Fliegen zu machen. Hinter diesem peinlichen Gequatsche gleich einen neuen Nazi-Ungeist zu sehen, wie Jens es tat, ist genauso übertrieben, wie es ungerecht ist, Engelmann wegen seiner Strauß-Diffamierung nicht zur Ordnung zu rufen.“
(Ho., „Peinlich“, „Die Welt“ vom 19. September 1980)

„Es wäre also echte Entrüstung über Bernt Engelmann, nicht aber scheinheilige Entrüstung über Strauß oder Stoiber angebracht. Zudem zeigt der Vorgang, wie unbekümmert gerade Journalisten, die sich so viel auf ihre kritische Einstellung zugute halten, mit Tatsachen umzugehen und wie leichtfertig sie sich zu Helfershelfern des linken Chefagitators Engelmann degradieren lassen.“
(t.e., „Gezielte Verleumdung“, „Bayernkurier“ vom 23. Februar 1980)

„Weil Strauß und Stoiber aber weder anarchistische noch terroristische, noch linksradikale Verdienste nachweisen können, haben sie auch keinen Anspruch auf mildernde Umstände. Sie können sich nicht auf einen ‚Rülpser‘ hinausreden. Sie sprechen (laut Engelmann) die ‚Sprache der Mörder‘. Und unsere armen Meinungsmacher, die ihre eigenen Vorurteile unbeirrbar für Liberalität halten, nicken beflossen mit dem Köpfchen. Dichter oder Denker und links müßte man halt sein!“
(Paul Pucher, „Ein bißchen Rufmord“, „Tegernseer Zeitung“ – Kopfblatt: „Münchner Merkur“ – vom 23./24. Februar 1980. Diese Regionalzeitung erscheint an Engelmanns Wohnort.)

„Kulturpreise für Kriminelle und Kommunisten.

Immer frecher, zynischer und unverfrorener gebärdet sich die linksradikale Mafia der Bundesrepublik Deutschland. Die Kumpanei von kriminellen Terroristen und deren Sympathisanten, der Kommunisten und ihrer Handlanger, Zutreiber und Agitatoren, deren aufdringliches Treiben zur Zeit noch immer in einem Mißverhältnis zu ihrer Zahl und politischen Bedeutung steht, versucht in immer skrupelloserer Weise die literarische, kulturelle und politische Szene Deutschlands in den Griff zu bekommen und als ihr Monopol zu betrachten.“

(Kurt Ziesel, „Deutschland-Magazin“, März 1980)

„Der Dialog zwischen den Schriftstellern und Strauß wird auf diese oder jene Weise fortgesetzt werden. Es ist im allgemeinen Interesse, daß in Zukunft an die Stelle der Haßausbrüche sachliche Argumente treten. Die massiven und brutalen Kampfmittel sind nicht unbedingt die wirkungsvolleren. Aber es ist zwecklos, den Appell in dieser Sache an nur eine der beiden Seiten zu richten. Überdies scheint es, als habe Franz-Josef Strauß die Belehrung nötig, daß es für einen Politiker unklug ist, sich die überwiegende Mehrheit jener zum Feinde zu machen, die des Wortes mächtig sind und auch die Möglichkeit haben, mit diesem Wort zumindest Teile des Volkes zu erreichen.“

(Marcel Reich-Ranicki, „Ein deutscher Zwist“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 21. Juli 1980)

„. . . daß ich mich ganz energisch von den Äußerungen Ratten und Schmeißfliegen distanziere, denn diese Ausdrücke sind mir nicht treffend genug. Ich würde Leute wie euch Schriftsteller vielmehr als komplette Arschlöcher bezeichnen, die man durch Kastration an der Fortpflanzung hindern sollte. Nutzloses Gesindel wie ihr sollte man in Kohlezechen arbeiten lassen . . .“
(Maschinenschrifl. anonym, 29. Februar 1980 aus 7257 Ditzingen)

„Ihr Schwarzbuch gegen Strauß ist nur in kommunistischen Buchhandlungen zu haben. Durch Ihre Dreckschleuder gegen Strauß bin ich Antisemit geworden. Der Teufel hat Sie zum Vorsitzenden des deutschen Schriftstellerverbands gemacht. Ein übler jüdischer Hetzer, welche Geisteshaltung und Gesinnung haben denn diese Leute. Die wissen nicht wo sie hingehören . . . Sie stinken am schönen bayerischen Tegernsee herum, Sie Schmierfink und erlauben sich jahrelang alle Schurkereien gegen Strauß. Sie gehören längst totgeschlagen.“

(Maschinenschrifl. mit unleserlicher entstellter Unterschrift, 11. August 1980)

1980: Der Münchener Kongreß

Bernt Engelmann
Dies ist auch unser Land!

„. . . Der V. Schriftstellerkongreß des VS fand am 1. und 2. März 1980 in München statt, der Landeshauptstadt des Freistaates Bayern, dessen derzeitiger Ministerpräsident zuvor eine stattliche Reihe bundesdeutscher Autoren so

brutal verunglimpt hatte, wie es seit dem Ende der Naziherrschaft in Deutschland nicht mehr geschehen war. Die IG Druck und Papier erstattete daraufhin, zugleich im Namen des VS-Bundesvorstandes, Strafanzeige wegen Volksverhetzung, wogegen der bayerische Ministerpräsident und Kanzlerkandidat verlauten ließ, seine Gleichsetzung von Schriftstellern mit der zur Verteilung freigegebenem Ungeziefer, die vom Generalsekretär seiner Partei wenige Tage vor dem Kongreß ausdrücklich und öffentlich bestätigt worden war, hätte sich nicht auf mehrere angesehene Autoren bezogen, sondern „nur“ auf mich, den amtierenden VS-Vorsitzenden, der ich mich dann zur Wiederwahl stellte und von den Delegierten ohne Gegenstimme für weitere drei Jahre in meinem Amt bestätigt wurde.

Unter diesen ungewöhnlichen Umständen fand der V. Schriftstellerkongreß in der bayerischen Landeshauptstadt ein so starkes Interesse beim Publikum und bei der Presse, daß die ursprünglich vorgesehenen Räumlichkeiten nicht ausreichten. Auch war wegen einer Flut zusätzlicher Anmeldungen von literarischen Beiträgen und Referaten eine weitgehende Umgestaltung des Programmes sowie eine drastische Kürzung der jedem Vortragenden zur Verfügung gestellten Zeit erforderlich.

Der bayerische Landesverband des VS organisierte ein umfangreiches Rahmenprogramm, das in der Woche vorher und während des Kongresses insgesamt 85 Einzelveranstaltungen bot: Lesungen, Diskussions- und Gesprächsabende in Theater, Schulen, Buchhandlungen, Galerien, Cafés, Kneipen und Bräuhäussälen. Fast 12 000 Münchner und zahlreiche ausländische Gäste aus Ost und West nahmen an diesen Veranstaltungen teil, die die Literatur unter die Bürger bringen und Literaten als Menschen zeigen sollten . . . Alles in allem: ein Querschnitt durch unsere vielfältige zeitgenössische Literatur und zugleich eine Dokumentation engagierter Zeitschrift und gewissenschaftlicher Solidarität der schreibenden Zunft dieser Republik.“
(In: „Bestandesaufnahme, V. Schriftstellerkongreß VS“, München 1980)

Drei Äußerungen zum Plan Euroshima

„Bei dem NATO-Plan, 108 Pershing II und 464 landgestützte Marschflugkörper zu stationieren, geht es nicht darum, ein Gleichgewicht oder Gegengewicht gegenüber der sowjetischen SS-20-Stationierung zu schaffen . . . Die NATO braucht eine beträchtliche Anzahl dieser 572 Systeme (oder Entsprechendes), gleichgültig ob die sowjetische SS-20-Stationierung auf Null reduziert wird oder nicht.“

(Colin S. Gray, Berater des US-Präsidenten Reagan im „Air Force Magazine“, 3/1982)

„Warum sind die Deutschen nicht bereit, ein Opfer zu bringen? Die Menschen von Hiroshima haben es auch gebracht, und viele von ihnen leben noch.“
(Leserbrief in der „New York Times“, nach: „Blätter für deutsche und internationale Politik“, 3/83, S. 413)

„zum 1. september, dem jahrestag des ueberfalls auf polen, mit dem die nazidiktatur den 2. weltkrieg begann, erklärte der verband deutscher schriftsteller (vs) in der ig druck und papier die feste entschlossenheit der im vs gewerkschaftlich organisierten 2 422 schriftsteller und literarischen uebersetzer, sich mit ganzer kraft dafuer einzusetzen, dass nicht noch einmal von deutschem boden aus ein weltkrieg seinen ausgang nehmen kann.

in uebereinstimmung mit den beschluessen der vs-bundesdelegiertenkonferenz vom september 81 wird der verband den mit dem appell der „schriftsteller europas“, der „berliner begegnung“, dem „haager treffen“ und dem „koelner manifest“ der internationalen literaturtage 82 eingeschlagenen weg einer europaisierung und nunmehr weltweiten ausdehnung seiner bemuehungen um erhalt des friedens durch abruestung verstaeckt fortsetzen mit dem ziel der voelligen beseitigung aller instrumente des massenmordes in ost und west, nord und sued.

die beispiellos breite zustimmung, die der vs-appell vom august 81 in beiden deutschen staaten, dann in ganz europa und inzwischen auch bei den schriftstellern der anderen vier kontinente gefunden habe, berechtige zu der feststellung, dass es im kampf gegen den ruestungswahnsinn, der in wachsendem masse den fortbestand der menschheit bedrohe, eine weltweite solidaritaet der einzelgaenger gibt . . .“

(telex an die Presse, 30. August 1982 zum 1. September)

Reaktion der Presse

„Fauler Frieden. Der Skandal ist da. Nur die Betroffenen wollen ihn nicht wahrhaben. Reiner Kunze, der Dichter der „Wunderbaren Jahre“ – (und Spitznamensträger für Kultur des bayerischen Ministerpräsidenten F.-J. Strauß zur Zeit der Ratten-und-Schmeißfliegen-Kampagne. Anm. F.H.) –, als DDR-Bürger von DDR-Literaturfunktionären an die Grenzen des physischen und psychischen Ruins gehetzt und seit 1977 in der Bundesrepublik lebend, ist aus dem Schriftstellerverband (VS) der Bundesrepublik ausgetreten und hat gesagt, was längst im VS hätte gesagt werden müssen: „Ich unterstütze keine Politik, die auf Kosten der Wahrheit geht und Kollegen in den Rücken fällt, die in der DDR (aber nicht nur dort) um geistiges Überleben ringen.“

Exakt so sieht die Politik aus, die zu aller erst den Namen Bernd Engelmann trägt. Er ist seit 1977 Vorsitzender des westdeutschen Schriftstellerverbandes.“

(Jürgen Serke, STERN, September 1982, S. 241)

„Es gibt westeuropäische Schriftsteller, die sich mit Grausen abwenden, denken sie an die moralisch penetranten Auftritte westdeutscher Literaturfunktionäre, sei es von P.E.N., sei es vom Schriftstellerverband.

Deren öffentlicher Wetteifer in der Weltrangliste politischer Moral ganz vorne zu stehen, was auch immer die künstlerischen Verdienste sein mögen, die taktlose Blauäugigkeit aus unserer politischen Vergangenheit ständig lauthals Gesinnungskapital zu schlagen – es hat schon etwas ungemein Dreistes, wäre es nicht gleichzeitig so abgeschmackt und beflissen, wie jene gräßlichen Schulstreber, die sich jeden Tag ihr Fleißkärtchen beim Lehrer abholen mußten.“

(Br., „Dreiste Moral“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 21. August 1982)

„Kann man über den Frieden diskutieren und gleichzeitig die unfriedliche Wirklichkeit in der DDR ausklammern? Beschränkt sich Kritik am „sozialistischen Realismus“ nur auf unverbindliche Literaturproduktion? Soll man es nur oppositionellen Autoren drüber überlassen, das Kind beim Namen zu nennen? „Die wunderbaren Jahre“ des Reiner Kunze wurden hierzulande verschlungen – Bestseller, doch beim Lesen bleibt's . . .

Die Bereitschaft zum Kompromiß um den Preis des Wegguckens ist keine Tugend für einen Schriftsteller. Oder sind die VS-Funktionäre, statt nicht angepaßte Intellektuelle zu sein, inzwischen zu Literatur-Diplomaten geworden, eine Rolle, in der nur geflüstert wird?“
(Klaus Harms, „Dialog im Flüsterton“, „Stuttgarter Nachrichten“ vom 2. September 1982)

„Ein Glanzstück deutscher Verlautbarungsprosa war es nicht gerade geworden, was sich der Bundesvorstand des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) als Erklärung – zu der angeblichen Krise im VS und den zahlreichen Spekulationen in den Medien‘ in Klausur im Stuttgarter DGB-Haus abgerungen hatte. Es mochte wohl an der einladend auf den Vorstandstisch gerichteten Fernsehkamera gelegen haben, daß ihn der Vorsitzende Bernt Engelmann in einem der kahlen der schwäbischen DGB-Zentrale dennoch Wort für Wort vorlas: den fünf abtrünnigen Mitgliedern sowie Günter Grass obwohl alle abwesend, zur Entgegnung: den Spekulanten aus den Medien, soweit anwesend, zur Ermahnung.“

(Felix Spies, „Einmüttiges und Kleinmütiges“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 10. September 1982)

Detlef Hensche An „Kontraste“

„Sehr geehrte Damen und Herren,
der Beitrag über den Verband deutscher Schriftsteller (VS) in Ihrer Sendung vom 13. 9. 1982 veranlaßt mich zu diesem Brief.
Wir haben uns in den letzten Wochen daran gewöhnt, daß die Verbandsausritte einiger Autoren nicht nur Schlagzeilen machten, sondern Hintergrund waren für bemerkenswerte Spekulationen. Doch lassen wir das alles unerörtert, samt den vielen Halb- und Unwahrheiten über den Verband.
Inzwischen hat die Kampagne in Bernt Engelmann ihr persönliches Opfer gefunden. Tatverdacht: Kumpanei mit Funktionären aus der DDR, offenkundig – wieder einmal – das schlimmste, was einem Bürger der Bundesrepublik widerfahren kann; McCarthy läßt grüßen. Um diesem Vorwurf nachzugehen, führte ‚Kontraste‘ ein ungewöhnlich langes Gespräch mit Gerhard Zwerenz, der sich nicht zum ersten Mal als Kronzeuge für angebliche prokommunistische Agententätigkeit des VS-Vorstandes anbot. Das Gespräch wird gesendet, ohne Kommentar, ohne Richtigstellung, ohne kritische Nachfragen, von einer Anhörung des Betroffenen ganz zu schweigen.
Es ist das gute Recht Gerhard Zwerenz’s, seine Ansichten zu verbreiten, auch im Fernsehen. Daß er im Eifer der Agentenentlarvung Fakten verdrängt und andere erfunden, muß man ertragen. Unerträglich wird es jedoch, wenn das Schauspiel von einer Redaktion inszeniert wird, die es selbst besser weiß. Immerhin hatte der Bundesvorstand des Schriftstellerverbandes am 8. September, also wenige Tage vor der Ausstrahlung des Zwerenz-Gesprächs, eine ausführliche Pressekonferenz veranstaltet, an der auch ein Redakteur samt Kamerateam von ‚Kontraste‘ teilgenommen hat . . .
Kurzum, die Sendung war ein beschämender Höhepunkt an Denunziation. Es liegt mir fern, die leidige Ausgewogenheits-Debatte um eine gewerkschaftliche Beschwerde zu bereichern. Sendungen wie ‚Kontraste‘ sollen Stellung bezie-

hen, auch einseitig. Nur, bitte, nicht unter Mißachtung der selbstverständlichen Regeln journalistischer Arbeit. Oder sollten diese Regeln nicht mehr gelten, sobald jemand dem Vorwurf landesverräterischer Gespräche mit dem Schriftstellerverband der DDR ausgesetzt ist? Dürfen sich in diesem Falle Redaktionen öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten in Agenturen des Rufmordes verwandeln? Mit Journalismus hatte die Sendung jedenfalls nichts zu tun . . .“

(Offener Brief des Hauptvorstandes der IG Druck und Papier vom 16. September 1982 an den Sender Freies Berlin, Redaktion „Kontraste“, Masurenallee 8–14, 1000 Berlin 19.)

„Wohin man also hört, die deutschen Schriftsteller wissen offenbar doch, was sie an ihrem Verband haben, was sie ihm schuldig sind – auch wenn dessen Vorstand in diesen Wochen das Bild biederster Vereinsmeierei, politischer Blauäugigkeit und trauriger Rechthaberei bietet und überdies das Vorurteil bestätigen will, schreibende Einzelgänger seien unfähig, mit anderen Einzelgängern Solidarität zu empfinden und für sie zu handeln. Übern Frieden schwatzen und zugleich Frieden halten – das ist wohl sehr schwer . . .“

Wenn Engelmanns Ostberliner Äußerungen, der Meinung des VS-Vorstandes zufolge, auch der Schlußakte von Helsinki entsprochen haben mögen, so hat ihnen doch erst Kunzes Austrittsbegründung sozusagen die offizielle deutsche Auffassung hinzugefügt, wie sie in dem von Egon Bahr namens der Bundesregierung unterzeichneten Brief an die DDR-Führung niedergelegt ist, die Bestandteil des Grundlagenvertrags zwischen DDR und BRD von 1972 ist: „. . . daß dieser Vertrag nicht im Widerspruch zu dem politischen Ziel der Bundesrepublik Deutschland steht, auf einen Zustand des Friedens hinzuwirken, in dem das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung seine Einheit wiedererlangt.“

(Wolfgang Ignée, „Ein Krieg um den Frieden“, „Stuttgarter Zeitung“ vom 27. September 1982)

„So steht der VS heute an einer Wegscheide. Er kann sich entscheiden, den jetzigen Weg in ein einäugiges politisches Engagement weiterzugehen. Dann wäre er morgen eine abrökkelnde K-Gruppe, und übermorgen wäre sein klinischer Tod festzustellen.“

(Dieter E. Zimmer, „Es geht, es geht – aber so nicht“, „Die Zeit“ vom 29. Oktober 1982)

„Im VS sind wir es z. B. seit Jahren gewöhnt, Interessenvertreter des Ostblocks in den eigenen Reihen zu haben, es stört uns nur wenig und wir können mit ihnen leben.“

Was uns aber zunehmend stört und verstört, ist der Versuch, DKP-Sprachregelungen unter Mißbrauch des Friedensgedankens verbandsoffiziell durchzusetzen . . . Eine Interessenvertretung, die ihre Begriffe von Presse- und Meinungsfreiheit mit der ‚UZ‘ und dem ‚kürbiskern‘ teilt, ist ja nicht jedermanns Sache.“

(Yaak Karsunke, „Die Gewerkschaft: Neue Heimat für Schriftsteller?“, „Frankfurter Rundschau“ vom 3. März 1983)

„Kürzlich nämlich nannte der Schriftsteller Yaak Karsunke die VS-Sünden öffentlich beim Namen: Flapsiges Herunterspielen der Krise im Verband („keine Krise gibt es nicht“); die Presse, die der VS-Spitze als Sündenbock herhalten müsse; einseitige Berichterstattung des VS-Organs ‚die feder‘. Engelmanns Kritiker würden zu unrecht als Antikommunisten diffamiert.“

(Klaus B. Harms, „Keine Krise gibt es nicht“, „Stuttgarter Nachrichten“ vom 10. März 1983)

„Da wird nach wie vor der Frieden als Knüppel benutzt, um Kritikern aufs Maul zu hauen, und der ganze Verband läuft Gefahr umzukippen, wie ein Gewässer, das anstelle von Sauerstoff nur noch Stickstoff produziert.“
(Hans-Christoph Buch, Interview mit der „taz“ vom 11. März 1983)

„In der Tat stellt sich die Frage, ob die Schriftsteller und ihre Berufsorganisation unter dem Dach der Gewerkschaft wirklich so gut aufgehoben sind wie sie es sich vor zehn Jahren erhofft hatten.“
(Wolf Scheller, „Wenig Hoffnung auf ein Ende der Dauerkrise“, „Die Rheinpfalz“ vom 11. März 1983)

„Da hat er sich ja mächtig angestrengt, der Kollege Yaak Karsunki, um Einäugigkeit, bürokratischen Umgang mit der Macht und stalinistische Gängelung im Verband deutscher Schriftsteller nachzuweisen . . . Es ist interessant festzustellen, wie im Zuge der ‚Krisenbewältigung‘ im VS hier und da Vorwürfe gegen die ‚feder‘ laut werden. Doch keiner der VS-Kollegen, die über die ‚feder‘ reden und schreiben, hat jemals den Versuch unternommen, in der ‚feder‘ zu schreiben. Und dies, obwohl einige mehrfach direkt dazu aufgefordert worden waren.“
(Henrik Müller, Hauptvorstand der IG Druck und Papier, Redaktion „die feder“, Leserbrief in der „Frankfurter Rundschau“ vom 12. März 1983)

1983: Nach dem Mainzer Kongreß Fortsetzung der Kampagne

„Es war ein Schriftstellerkongreß, wie man ihn sich eigentlich nicht vorstellt: Zum Teil voller Zerfleischung bis aufs ideologische Messer, voller Verbohrtheit von Funktionären mit Worthülsen-Empfehlungen nach ‚Konsens‘ und Warnungen vor ‚Zerreißproben‘, mit üblen Verunglimpfungen und miserablen Polemiken – ein Kongreß von Literaten, auf dem verbale Keulen ins Plenum geschleudert wurden und diejenigen, die in den vergangenen Monaten nichts dazugelernt haben, auch diesmal nicht dazulernten . . . Arme Schriftsteller.“

(Klaus B. Harms, „Ein Begräbnis erster Klasse“, „Sonntag Aktuell“ vom 13. März 1983; laut Impressum erscheint „Sonntag Aktuell“ als Beilage für: „Backnanger Kreiszeitung“, „Bietigheimer Zeitung“, „Feilbacher Zeitung“, „Gäubote Herrenberg“, „Kornwestheimer Zeitung“, „Kreisnachrichten Calw“, „Leonberger Kreiszeitung“, „Ludwigsburger Kreiszeitung“, „Marbacher Zeitung“, „Mühlacker Tagblatt“, „Nord-Stuttgarter Rundschau“, „Rems-Zeitung Schwäbisch Gmünd“, „Reutlinger General-Anzeiger“, „Sindelfinger Zeitung“, „Stuttgarter Nachrichten“, „Stuttgarter Zeitung“, „Vaihinger Kreiszeitung“, „Waiblinger Kreiszeitung“, „Schorndorfer Nachrichten“, „Winnender Zeitung“, „Welzheimer Zeitung“, „Südwestpresse Ulm/Neu-Ulm, Dietenheim“, „NWZ-Göppingen“, „Metzinger-Uracher Volksblatt“, „Alb-Bote Münsingen“, „Die Rheinpfalz Ludwigshafen“, „Tagespost Speyer“.)

„Unten tagten die rheinland-pfälzischen Zahnärzte, oben die Schriftsteller Westdeutschlands. Die Vertreter einer der bestverdienenden Berufsgruppen dieses unseres Landes schilderten ihre Veranstaltung unübersehbar und selbstbewußt aus; zum Delegiertenkongreß des Verbandes deutscher Schriftsteller im zweiten Stock des Kurfürstlichen Schlosses zu Mainz wiesen winzige handgemalte Täfelchen . . . Ganz ausgeschlossen auch, daß in der blumenge-

schmückten Beletage des Mainzer Schlosses Ausdrücke fielen wie ‚Du rotlakierter Faschist‘. Im Stockwerk darüber bedachte mit eben diesem Ausdruck und in höchster Erregung der DDR-Emigrant Schacht den Westautor Schöffer . . . Es sah so einen Moment aus, als ob einer der Tagungsherren vom Stockwerk drunter womöglich zur Ersten Hilfe hätte heraufgerufen werden müssen. Indes hatte es beim erregten Wortwechsel sein Bewenden, die gefletschten Zähne blieben intakt.

Dies war am Samstagmittag, zumindest nach Phon gemessen, der Höhepunkt der erwarteten Auseinandersetzung über die Friedens-, Deutschland- und Ostpolitik des Verbandes (west)deutscher Schriftsteller, genauer seines Vorstands, noch exakter: dessen Vorsitzenden Bernd Engelmann. Der wurde gleichwohl wiedergewählt, mit durchaus überwältigender Mehrheit. Überwältigt war davon jedoch niemand. Er war der einzige Kandidat.“

(Helmut Schmitz, „Pegasus und der Streit über den rechten Weg“, „Frankfurter Rundschau“ vom 14. März 1983)

„Das Wahlergebnis vom vergangenen 6. März hat offenbar beim Deutschen Schriftsteller-Kongreß in Mainz so gut wie keine Rolle gespielt. Wer gefolgt oder gar gehofft hatte, die in dem Verband organisierten deutschen Schriftsteller würden nun, da die Sozialdemokraten auf die Oppositionsbank geschickt worden sind, eine starke, möglichst breit angelegte ‚geistige Opposition‘ bilden, würden eine Art Langzeitprogramm ihrer Ziele bekanntgeben, sah sich getäuscht . . .

Von seinen literarischen Köpfen längst allein gelassen, in seinen standespolitischen Zielen nicht weitergekommen, im eigenen gewerkschaftlichen Lager nicht gerade liebevoll umhegt und in seiner ‚außenpolitischen‘ Marschroute zumindest umstritten, ist der derzeitige Zustand des Verbandes beklagenswert, seine Ziele unklar, seine Zukunft dunkel. Die Einzelgänger könnten uneiniger kaum sein.“

(Albrecht Roeseler, „Die uneinigen Einzelgänger“, „Süddeutsche Zeitung“ vom 16. März 1983)

„Mit der Einigkeit der Einzelgänger im Verband deutscher Schriftsteller ist es derzeit nicht weit her. Die Welle an Austritten, besonders von ehemaligen DDR-Autoren, überschattete den Jahreskongreß der organisierten Poeten – kein gutes Aushängeschild für die gemeinsame Sache derer, die 1969 mit Böll an der Spitze das ‚Ende der (sozialen) Bescheidenheit‘ gefordert hatten.“
(Hans Jansen, „Gestörte Einigkeit“, „WAZ“ vom 14. März 1983)

„Der Wind hat sich gedreht, er bläst dem VS nunmehr heftig ins Gesicht. Zwar ist der Verband über den klimatischen Veränderungen nicht auseinandergebrochen, doch machen sie ihm sichtbar schwer zu schaffen . . . Er manifestiert in intellektueller Hinsicht, so wie er sich in Mainz darstellte, kaum mehr als seine eigenen inneren Widersprüche und Querelen.“

Die Krise des Schriftstellerverbandes ist also unübersehbar.“

(Uwe Wittstock, „Nur noch im Gegenwind“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 15. März 1983)

„Ein Sieg Engelmanns also auf der ganzen Linie und damit ein Sieg der ultralinken und kommunistischen Kräfte. Zwei bevorzugte Aggressionsobjekte in den Reden waren zum Beispiel Lech Walesa und Wolf Biermann, die beschuldigt wurden, den US-Präsidenten Reagan ‚gar nicht so schlecht‘ zu finden, weil ja kein anderer als Reagan Druck auf das polnische Militär ausüben könne . . .

„Ich bin hier meinen ehemaligen Peinigern wiederbegegnet“, rief (Ulrich Schacht) aus, bevor er vom johlenden Delegiertenvolk mundtot gemacht wurde.“
(Günter Zehm, „Hier sind Autoren in der Minderheit“, „Die Welt“ vom 14. März 1983)

„Natürlich, weil der VS Frieden wünscht, ist er dem notorisch kriegslüsternen deutschen Feuilleton ein Dorn im Auge. Genau diese Art apologetischer Unterstellung war es, die einige der Ausgetretenen nicht mehr mochten und die die Krise schürten.“

Also scharfte sich der Verband um seinen Vorsitzenden und wählte ihn mit großer Mehrheit zum dritten Mal. Etwas anderes blieb ihm auch nicht übrig, denn weder für sein Amt, noch für das seiner Stellvertreter (Jürgen Lodemann und Gerd E. Hoffmann) trat ein Gegenkandidat auf den Plan. Engelmann bedauerte das. Er sagte auch, warum die Gegenkandidaten fehlten: Das Feuilleton hat sie verscheucht.“

(Dieter E. Zimmer, „Halt, es geht weiter“, „Die Zeit“ vom 18. März 1983)

„Die materiellen Resultate, die in der rheinland-pfälzischen Landeshauptstadt nur nebenbei als noch zu verbessernde Selbstverständlichkeiten gehandelt wurden, konnten indes nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Verband noch mitten in der Krise steckt, in die Bernt Engelmann und sein alter Vorstand ihn durch seine politisch-naiven Kontakte mit dem Schriftstellerverband der DDR und die gemeinsamen Friedensinitiativen gebracht hatten.“

(Heidi Dürr, „Die Krise ist noch nicht überwunden“, „Handelsblatt“ vom 18. März 1983)

„Karsunke, von der Gewerkschaft, vor allem von der IG Druck und Papier bitter enttäuscht, rät, endlich zu kämpfen . . .“

Der DGB wird sich nicht damit herausmogeln können, hier handele es sich um eine Bagatelle. Die Kommunisten haben den VS stets sehr ernst genommen, hüben wie drüber. Ein fast schon nostalgisches Beispiel dafür: Breschnew legte bei seinem Bonn-Besuch großen Wert darauf, daß Dieter Lattmann auf einem Empfang erschien. Er hatte dabei kein Interesse an dem SPD-Bundestagsabgeordneten, ihm kam es auf den VS-Vorsitzenden an. Da mögen die Kommunisten Deutschland-West nicht nachstehen. Sie sind unermüdlich, drängen sich um Delegiertensitze, und reicht es einmal dazu nicht, dann reisen sie zu Kongressen gern und willig, auch als einfache Mitglieder an – mit Rederecht, versteht sich. Wie weit ist der VS schon in der Hand der Kommunisten, wie weit prägen sie zumindest das Meinungsklima im Verband? Nachdenklich muß manches stimmen – nicht zuletzt, daß Engelmann es sich angewöhnen durfte, pauschal von ‚bürgerlicher Presse‘ zu reden. So haben Kommunisten allemal gesprochen, wenn demokratische Journalisten Lunte gerochen hatten.“
(Paul F. Reitze, „Deckstühle auf der sinkenden Titanic“, „Rheinischer Merkur“ vom 18. März 1983)

„Die ‚Wahl‘ Engelmans hat ihren Namen nicht nur wegen des nicht existierenden Gegenkandidaten kaum verdient, sondern sie war nur, weil in den Landesverbänden vorprogrammiert und abgesprochen, eine Formalie . . . In Engelmann-Zeiten hält die Literatur durch Austritt, Schweigen und Wegbleiben kalt Gericht über einen strammen Funktionärsverein, hungert ihn langsam aber sicher aus . . .“

Auf die neue, dreijährige Engelmann-Ära braucht sich also niemand zu freuen – weder ‚Kollegen noch Gegner‘; denn nur solche kennt das Unterscheidungs-

vermögen der meisten deutschen Schriftsteller (im VS). Seltener ist auf einem Kongreß der Wortemacher dem Wort soviel Schmerz zugefügt, sind Wörter so plump und falsch benutzt worden wie auf der VS-Tagung in Mainz . . .“
„IN TYRANNOS, KOLLEGEN!“
(Wolfgang Ignée, „Stuttgarter Zeitung“ vom 14. März 1983)

Aus Diskussion und Referaten in Mainz

Eva Demski

„Da sind nun wieder Wörter, die eine Haut gezogen haben wie gekochte Milch. Verstehen Sie? Freiheitlich-frei. Schönheitlich-schön. Eine glatte, ungenießbare Oberfläche und unten drunter wird ein Inhalt ranzig. Also müßte man die Haut wegziehen. Bei ‚Aufschwung‘ beispielsweise kommt eine sportliche Übung zum Vorschein, sonst nichts. Die Übereinkünfte, die zur Vereinnahmung sehr verschiedener Wörter geführt haben, sind bekannt. Ich komme mir nun immer ein wenig grämlich und albern vor, wenn wir Wörtermacher die Machthaber ingrimmig auf deren Wörter hinweisen; Oberlehrer mag ich nicht sein. Sie geben sich, die Gescholtenen, auch mittlerweile große Mühe und haben dafür wieder so ein Wort: Die ‚neue Glaubwürdigkeit‘. Gruslig. Also: lassen wir sie. Es kommt nichts Gescheites dabei heraus. Vielmehr gilt es vielleicht, eine Guerillatruppe aufzustellen, eine Wortguerillatruppe. Man muß ihnen Wörter entführen, Wörter befreien. Neue einführen, mit Wörtern infiltrieren und schöne Texte machen! Konkret heißt das jetzt: Schreiben, kein Medium aus den Krallen lassen. Jedes Thema birgt in sich die Möglichkeit auf Dschungelpfaden Witz und Wirklichkeit herbeizuschaffen. Mit dem Jammern ist nichts getan.“

Peter Härtling

„Reden miteinander, wie fällt das schwer. Weil es – selbst dann, wenn es nicht so scheint – ein Gegeneinanderreden ist. Ich wünsche mir eine freundliche und genaue Rebellion jener, die mit der Sprache leben, gegen jene, die mit der Sprache funktionieren. Es wäre eine Gegenrede, die der Gemeinsamkeit hilft. Aber dahin ist es weit.“

Es ist schändlich, denn unsere Sprache erinnert sich wie wenige andere Sprachen an Sätze, die schon dort angelangt waren, wohin wir jetzt verzweifelt hoffen; zum Beispiel viele Sätze Friedrich Hölderlins, der dem Menschen zutraute, menschlich zu sprechen: ‚Viel hat von Morgen an, / Seit ein Gespräch wir sind und hören / voneinander, / Erfahren der Mensch; bald sind wir aber/ Gesang.‘ Das ist eine Utopie. Im Augenblick sind wir hinter dem Gespräch zurückgefallen und der Gesang, der das Verständnis bedeutete unter allen, also den Frieden, ist noch nicht einmal ein Gedanke, den wir zu denken wagen.“

Jürgen Fuchs

„Nach meiner Meinung geht es vor allem darum, daß wir Grenzgänger immer wieder das Thema ‚realer Sozialismus‘ aufwerfen und damit Ängste, Hoffnungen und Enttäuschungen freisetzen. Westeuropäische Intellektuelle werden durch uns an einen Irrtum, einen Verrat erinnert: Den Irrtum, daß die staatliche Herrschaft von Einheitsparteien ein möglicher Weg in eine bessere Zukunft ist . . . Das kann sich Sozialismus nennen, ist es aber selbstverständlich.“

lich nicht . . . Unabhängige Gewerkschaften entstehen trotz aller Verbote, das sind Befreiungsbewegungen – anders als die IG Druck und Papier! . . . Wie entsteht Solidarität, Brüderlichkeit, und ich riskiere das Wort: Heimat? Ich weiß es nicht. Aber was ich weiß: Das entsteht nicht geheimdiplomatisch und außerhalb von dem, was wirklich ist. Da genügt der coole Interessenausgleich in Tariffragen nicht. Das kann man nicht in der ‚Feder‘ nachlesen, diesem allerletzten Blatt politischer Ignoranz und serviler Pseudo-Kollegialität.“

„Ich habe großen Respekt für Jürgen Fuchs. Ich habe ein vergleichbares Schicksal gehabt, war über zehn Jahre politischer Emigrant. Deshalb möchte ich auf einen Unterschied aufmerksam machen. Ich durfte in der Emigration nichts publizieren, war zwei Jahre lang interniert und schwiebte mehrere Jahre in Lebensgefahr, als Jude und Sozialist an Deutschland ausgeliefert zu werden. Die letzte Etappe der Emigration befand ich mich in der Schweiz, wo wir erst 1945 einen eigenen Verband gründen konnten. Ich bedaure, daß keiner dieser Kollegen versucht, mit mir ein Wort zu reden, auch nicht Gerhard Zwerenz, der vor zwanzig Jahren unser Trauzeuge, der Trauzeuge von Annemarie und mir war. Jede Woche suchen mich Studenten auf. Meine Tür steht jederzeit offen für Kollegen aus der DDR.“
(Walter Fabian)

„Dieser faule Frieden macht mich kriegslüstern.“
(Hans Christoph Buch)

„Die Schilderung der persönlichen Erfahrung von Jürgen Fuchs hat mich betroffen gemacht. Doch auf der äußersten Kante zwischen Politik und Literatur ist alles noch komplizierter. Wir müssen miteinander reden, das hat mir meine jüngste Reise in die DDR wieder bestätigt, wo ich mit Hermann Kant, Christa Wolf und Gerhard Wolf zusammentraf. Wenn wir im Namen der Menschenrechte vom anderen verlangen, daß er erst sein politisches System ändert, reden wir nie miteinander.“
(Dieter Lattmann)

„Das wäre eine zusätzliche Perversion des atomaren Zeitalters, wenn sich Autoren der von dir, Dieter, geforderten Maxime – wer über Menschenrechtsprotest Systeme zu ändern versucht, riskiert den Krieg-unterwürfen.“
(Freimut Duve)

„Der Entspannungsfetischismus ist doch längst ein stinkender Leichnam.“
(Ulrich Schacht)

Erasmus Schöfer

„Ja, hätten die Schriftsteller und Journalisten von Weimar den ‚Kampf‘ des Anstreichers gelesen und weitergesagt, nicht wahr! Und heute? Läsen die Schriftsteller dieser Republik den Kampf des Darstellers, der heißt tatsächlich kaum anders, fehlt nur das Weltjudentum: Kommunismus, die Absurdität der Geschichte, das Zentrum des Bösen in der modernen Welt, Sozialismus auf Null, in der Melodie MX, B-1, MIRV – und schrien sie unisono die Angst vor dieser teuflischen Kombination von Zerstörungskraft, Profitdenken und Kreuzzugträumen in die Welt!

Aber tun wir's mal, haut man uns Polen und Afghanistan, Sacharow und die ausgebürgerten DDR-Kollegen um die Ohren – und schon ducken wir weg und lassen uns jede Gleichsetzung gefallen. Ich dreh den Spieß, mit dem

Kollegen wie Karsunke fuchtern, mal um: Neulich hat mir eine IG-Druck-Kollegin in Köln gesagt, 10 Millionen Solidarnosc-Mitglieder können nicht irren. Da habe ich geantwortet: 1932 haben 10 Millionen Deutsche NSDAP gewählt (Unruhe) und ein paar Hunderttausend an die Wände geschrieben (Zwischenrufe): Wer Hitler wählt, wählt Krieg. (Tumult) Stimmt die Gleichung? Nur halb. Die Ursachen sind verschieden. Aber welcher die Fakten prüfende Autor konnte nicht wissen, daß Solidarnosc wählen hieß: Bürgerkrieg in Polen, Aufhebung des vergesellschafteten Eigentums (wie in Portugal und Chile vorgeführt), Auflösung des Warschauer Pakts, Krieg in Europa? Solche Konsequenzen soll doch dazusagen, wer über das Kriegsrecht in Polen schreit und über das in der Türkei flüstert, und auch, mit welcher Absicht er's tut. Ich hätte nichts dagegen, wenn die USA endlich Ruhe schafften in ihrem Hinterhof, wenn die Ledernacken in Salvador und Guatemala, in Haiti und Santo Domingo dem Papst vorauspilgerten, um dort die herrschenden Bestien ins Gefängnis zu werfen, die internationalen Konzerne zu enteignen, den Indios Schulen zu bauen, den Bauern Land zu geben und den Frauen gleiche Rechte – damit der Heilige Herr nicht vor so viel Mord und Terror mühsam die Augen schließen müßte.“

Carl Amery

„Seit gut zwölf Jahren bemühe ich mich, mir selbst und denen, die mir vielleicht zuhören, klarzumachen, in was für einer Zeit wir leben; durch welche Finsternisse wir uns bereits bewegen und durch welche wir uns noch zu bewegen haben, wenn wir noch bewegungsfähig sein sollten. Wie der letzte Sonntag, der 6. März 1983, bewiesen hat, war ich dabei nicht eben erfolgreich. Aber da selbst bei steigender Gefahr noch Auffangstellungen denkbar sind, die von der Regeneration der Biosphäre nach Ausschaltung der lästigen Spezies Mensch bis zu einer friedvollen und gerechten, wenn auch ähnlichen Zukunft reichen, kann ich mich der weiteren Verantwortung, die sich aus solcher Einsicht ergibt, nicht entziehen. Um so wichtiger muß es sein, im persönlichen Bereich alles zu beseitigen, was der Vermittlung solcher Wahrheit im Wege stehen könnte.

Und was ist es denn, was vor allem der Vermittlung solcher Wahrheit im Wege steht? Es ist die allgemeine Schizophrenie, auf die H.M. Enzensberger schon im *Kursbuch* Nr. 33 hingewiesen hat – die Schizophrenie einer öffentlichen und privaten Existenz, die einerseits schwärzesten Gewißheiten gegenübersteht, andererseits in ihrer Lebenspraxis mit der geschichtslosen Verlängerung unserer gegenwärtigen Zustände rechnet. (Die tastenden Schritte einer möglichen Gegenkultur sind erst ein winziger Anfang.) . . .

Ich muß zugeben, daß der Eindruck der Wahrheiten, die ich als Autor zu vermitteln suche, geschwächt und neutralisiert wird durch die dem Arglosen tagtäglich vorgeführte Betriebsamkeit, die sich um die Aufstellung der Deckstühle auf der TITANIC streitet.“

Bernt Engelmann

. . . Ich meine, niemand, auch nicht der Feuilletonchef der FAZ, kann mit Bestimmtheit sagen, was in einem Menschenalter von unseren Arbeiten als Literatur gelten, was Bestand haben wird. Oder umgekehrt: Was von dem, das heute als belanglos abgetan, ja verhöhnt wird, dann hochgeschätzt, vielleicht allein noch als wertvoll gelten mag.

Ich erinnere nur an einen, der vor knapp 70 Jahren gestorben ist und zu Lebzeiten als größter Meister der zeitgenössischen Literatur galt. Er war mindestens so berühmt und produktiv wie Zwerenz, sein Ansehen und auch die Dotationen, die er erhielt, überragten noch die von Kunze. Mit seinen in 78 dicken Bänden gesammelten Werken errang er Auszeichnungen in Fülle. Der Kaiser selbst verlieh ihm den Großen Schillerpreis und den persönlichen Adel. Sogar der Literatur-Nobelpreis wurde ihm 1910 zuteil – aber dennoch ist er heute vergessen. Ich spreche von Paul Heyse. Noch vor 50 Jahren widmeten ihm die Lexika ganze Seiten mit Bild, heute noch sechseinhalb Zeilen, nur des Nobelpreises wegen . . .

Ich möchte noch an einen anderen erinnern, der zu seinen Lebzeiten sogut wie gar keine Anerkennung gefunden hat, dessen Werke, soweit sie nicht verschollen sind, zum Teil erst 60 und 80 Jahre nach seinem Tod veröffentlicht werden konnten. Er starb mit 23 Jahren im Exil, mit Haftbefehl steckbrieflich gesucht. Heute trägt einer der angesehensten Preise seinen Namen: Georg Büchner. Ich möchte aus seinem Brief an Karl Gutzkow vom 22. Februar 1835 ein paar Zeilen zitieren:

„Mein Herr! Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. . . . Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, . . . sich also nicht wundern, wenn ich Ihre Türe aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuskript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuskript so schnell wie möglich durchzulesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen, und sogleich zu antworten . . .“

Der Brief schließt:

„Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn es! zu flüstern. G. Büchner.“ Soweit Büchner. Ich hätte auch Kafka nennen können oder Lessing. Es ließen sich, was die Verkantheit zu Lebzeiten, die Zurücksetzung hinter Tagesberühmtheiten, ja, was das elende Zugrundegehen betrifft, sehr viele Beispiele anführen. Wir sollten nie vergessen, wieviele Große der deutschen Literatur buchstäblich auf der Straße verhungert sind – wie Johann Gottfried Seume –, in tiefste Verzweiflung, in den Wahnsinn oder in den Selbstmord getrieben wurden – wie Grabbe, Hölderlin oder Kleist. Aber auch die sogenannten Arrivierten durchlitten, wie es Franz Mehring so treffend in bezug auf Herder geschildert hat, „jenes Elend . . . dessen schlimmste Eigenschaft nicht einmal die Finanzklemme war, die gewöhnlich zu seinen Begleiterscheinungen gehörte, sondern der lähmende Druck auf die Spannkraft des Geistes.“ Das Mäzenatentum der deutschen Fürsten, das Mehring angeprangert hat, war nichts als eine Sklaverei. „Diese Potentaten,“ schreibt er, „spannten den Pegasus ins Ackergeschirr und werden dafür bis auf den heutigen Tag als Gönner von Kunst und Wissenschaft gefeiert.“

Es besteht durchaus Anlaß, sich dieser Tatsachen zu erinnern, auch für uns, die wir uns, klein bei klein, ein Stückchen Freiheit erkämpft haben. In fast 14jähriger Verbandsarbeit haben wir das von Böll einst proklamierte „Ende der Bescheidenheit“ zu realisieren begonnen. Wir haben uns die Bibliotheksausgabe erstritten und aus dieser das Autorenversorgungswerk und den Sozialfonds geschaffen. Wir haben den Literaturfonds durchgesetzt und darüber

hinaus den Anspruch auf Reisestipendien. Wir haben die vertraglichen Beziehungen zwischen Autoren und Verlegern endlich normiert, den Sumpf des oft Sittenwidrigen trockenzulegen begonnen. Seit kurzem gibt es endlich auch eine gesetzliche Kranken- und Altersversicherung für freiberufliche Autoren. Und wir haben, last not least, für unsere Mitglieder einen umfassenden beruflichen Rechtsschutz erreicht, was ohne unseren Gewerkschaftsbeitritt nicht möglich gewesen wäre.

(Insgesamt waren 1982 32 Verfahren anhängig. Sieben wurden vor Gericht abgeschlossen, vier davon durch Vergleich. Mit einem Kostenaufwand von 14 839,- DM wurden für die Kollegen 54 750,- DM vor Gericht, weitere 77 822,- DM außergerichtlich erstritten. Der Schwerpunkt der Rechtsstreitigkeiten lag bei der Abwicklung von Verlagsverträgen. Daneben gab es Urheberrechtsverletzungen, Auseinandersetzungen mit Behörden [Verfassungsschützämter etc.], Strafsachen usw. Die Beratertätigkeit hat kontinuierlich zugenommen; Verlagsverträge und Fragen des Urheberrechtes standen im Vordergrund. Steuerfragen und KSVG haben eine Fülle von Anfragen ausgelöst.) Dies alles und manches mehr kann man natürlich als „Kleinkram“ abtun, die mühselige Arbeit daran als Gschaftlhubelei, fern jeder Kunst. Man kann diejenigen, die unter erheblichen persönlichen Opfern ihre Arbeits- und Freizeit für besagten Kleinkram hergeben, als literaturferne Funktionäre beschimpfen, wohl in der Hoffnung, uns so zu spalten: Hier die wahren Künstler und Ästheten, die wirklichen Dichter und Schriftsteller, dort die allfalls Mittelmäßigen, die in der Vereinsmeierei ein wenig Selbstbestätigung finden – wo sie doch in Wahrheit jene Kärrnerarbeit tun, durch die unsere soziale Sicherheit geschaffen, die Muße der wahren Künstler oft erst möglich wurde.

Ich möchte den Kärrnerinnen und Kärrnern Dank sagen, den wenigen Hauptamtlichen, die – wie es bei der Verleihung der höchsten britischen Tapferkeitsauszeichnung heißt – beyond the call of duty, über die Pflicht hinaus, für den VS tätig sind, aber auch den anderen, die ihren Pegasus freiwillig ins Ackergeschirr der Verbandsarbeit gespannt haben, zu unentgeltlicher Fron für die Kollegen.

Warum wohl habe ich vorhin aus Büchners Brief zitiert, einem Brief, der ihm dann tatsächlich einen – übrigens miserablen – Verlagsvertrag für „Dantons Tod“ und einen kleinen, für seine Flucht aus Deutschland dringend benötigten Vorschuß einbrachte? Warum erwähnte ich Paul Heyse, den einst so berühmten, über die soziale Frage spottenden Dichterfürsten?

Weil ich meine, daß wir im VS weiterhin und definitiv darauf verzichten sollten, uns an unseren Büchern zu messen. Davor hat Dieter Lattman schon 1969 gewarnt. Und schon gar nicht messen sollten wir uns an unseren Preisen, unseren Plätzen auf den Sellerlisten, unserem Bekanntheitsgrad, auch nicht umgekehrt an dem Grad unserer Erfolglosigkeit. Jede und jeder muß uns als Kollegin und Kollege genau gleich viel wert sein!

Überlassen wir es den Feuilletons, jede Woche einen neuen absoluten Höhepunkt literarischen Schaffens zu entdecken, mal bei dieser, mal bei jenem, und uns nebenher zu verwursten. Denn anders kann man den Umgang, den ein Großteil der Medien mit uns pflegt, kaum noch nennen. Überlassen wir es der Nachwelt, das endgültige Urteil über uns, unsere Arbeit und über unsere Kritiker zu sprechen. Wollten wir den selbsternannten Präzeptoren und ihren süffisanten Empfehlungen folgen, müßten wir sogleich kollektiv Harakiri begehen. Der VS hätte sich sofort aufzulösen und in Grüppchen zu zerfallen, die einander mitleidlos befehlen müßten. So hätten sie es gern! Ob sie uns nun

die eilige Abkehr von politischer Garstigkeit empfehlen, ob sie den krassem Individualismus preisen oder die materielle Anspruchslosigkeit, ob sie uns in neokonservative Innerlichkeit locken wollen oder sich als seegrün-unkorrum-pierbare Verfechter reiner Lehren aufspielen und unsere angebliche Anbiederung an die „falschen“ Kommunisten verdammen; ob sie „Alle Macht den Passiven!“ fordern, durch Briefwahl vom stillen Kämmerlein aus, ohne Personen- und Sachkenntnisse und ohne Diskussion – immer stört sie ein Resultat unserer demokratischen Meinungs- und Willensbildung sowie unsere Solidarität bei der Durchsetzung des Beschlusses. Und dabei nützen sie vor allem denen, die unsere Solidarität aus ganz anderen Gründen nicht ertragen können.

Geradezu ein Musterbeispiel für grenzenlos naive, wild individualistische, aber vom Standpunkt unserer Arbeitgeber, der Herren Medienfabrikanten, aus lobenswert artige Argumentation gegen den VS war am 5. März 1983 in der SZ zu lesen. „Gefangen im sozialen Netz. Der Unfug der Zwangsversicherung für Künstler“ ist dieser Beitrag überschrieben. Er beginnt mit den Worten: „Vorgeblich wurde das Gesetz“ – gemeint ist das KSVG – „ersonnen, um kranke Künstler in ihrer Jugend nicht siechen und in ihrem Alter nicht verhungern zu lassen . . .“, und was dann folgt, liest sich, wie wenn es um 1880 im Auftrag des deutschen Patronates gegen die Bismarcksche Sozialgesetzgebung geschrieben worden wäre. So haben Junker und Zechenbarone damals argumentiert: „Man kann doch die Leute nicht verhätscheln und die Faulen noch belohnen! Man beraubt die Arbeiter der Freiheit, in der Gosse zu verrecken, wenn sie das unbedingt wollen, und man nimmt ihnen jeden Anreiz zu eigener Vorsorge! Und überdies kürzt man den Fleißigen noch den Lohn, denn ein guter Arbeitgeber kann doch nur das Gesetz missachten und seine Pflichtbeiträge zur Kranken- und Rentenversicherung einfach vom Arbeitsentgelt seiner Leute abziehen . . .!“ Das Erstaunliche an dieser Hymne auf ungezügeltes Manchesterum ist nur, daß sie mit hundert Jahren Verspätung in der SZ erschienen ist, wohl zu dem Zweck, uns Einzelgänger zu verunsichern, unsere Solidarität zu zerstören – jeder für sich und der Herr Patron für uns alle! Es gibt auch andere, ernster zu nehmende Attacken. Einer davon hat die FR, ebenfalls am 5. März, eine ganze Seite gewidmet. Ob die darin enthaltenen Vorwürfe berechtigt sind oder nicht, darüber wird noch ausführlich zu reden sein. Am Schluß des Beitrages aber heißt es: „Der Zustand des Verbandes ist so, daß keiner von mehreren angesprochenen Autoren für eine Gegenkandidatur gewonnen werden konnte . . . Es wird wohl von der personellen Zusammensetzung des übrigen Vorstandes abhängen, ob sich die verfehlte Vorstandspolitik der letzten eineinhalb Jahre trotz Engelmann . . . korrigieren läßt.“ Diese Schlußpassage trägt die Zwischenüberschrift: „Den VS nicht kampflos verlassen!“, was mir sehr läblich erscheint. Aber der Verfasser dieses bemerkenswerten Rundumschlagens, ohne Zweifel selbst ein namhafter Autor, denn sonst hätte ihm die FR doch schwerlich soviel Platz eingeräumt, hat sich bislang nicht erboten, für den Vorsitz zu kandidieren oder auch nur im Bundesvorstand mitzuarbeiten.

Was mich an dem Artikel persönlich betroffen – betroffen im doppelten Sinne – hat, sind die Worte „trotz Engelmann“. Daß ich nochmals für den Vorsitz kandidiere, hat seine Gründe. Es ist aber weder existentiell für den VS, daß ich gewählt werde, noch ist dies, wie ich in aller Bescheidenheit hinzufügen will, existentiell für mich. Hingegen ist es wirklich eine Existenzfrage für unseren Verband, daß das Resultat der Wahl, gleich wie sie ausfallen mag, von allen akzeptiert wird. Es darf keine Zerreißprobe geben. Wir müssen vorher einen

kollegialen, für alle annehmbaren Konsens finden. Es darf nie wieder vorkommen, daß einem von uns – wie es mir in Frankfurt bei unserem Buchmessen-Treff geschah – zugerufen wird: „Dir wünsche ich mal ein Jahr Zuchthaus!“ Abgesehen davon, daß ich über hinreichende Erfahrungen in 47 deutschen Gefängnissen, Zuchthäusern und Konzentrationslagern verfüge, ist diese Art der Auseinandersetzung für mich unakzeptabel, und das muß sie auch für alle anderen im VS sein.

Mir ist vorgehalten worden, ich hätte selbst kräftig dazu beigetragen, das Klima anzuheizen. Ich will gern bekennen, daß ich mich hie und da ungeschickt verhalten, auch daß ich – übrigens ohne solche Absicht – Kolleginnen und Kollegen verprellt hätte. Ich will das zugeben und mich auch dafür entschuldigen. Aber ich nehme für mich in Anspruch, niemals andere so unfair angegriffen zu haben wie sie mich. Und ich nehme weiter für mich in Anspruch, auch nicht völlig unsensibel zu sein. Mehr will ich dazu nicht sagen.

Als ich mich vor sechs Jahren dazu bereitgefunden habe, für den VS-Vorsitz zu kandidieren, war es ein Aufsatz von Kurt Tucholsky aus dem Jahre 1921, der für meine Entscheidung den Ausschlag gab, und das gilt noch heute (sh. dieses Heft S. 28 ff).

Ich wollte mich nicht drücken, obwohl auch ich lieber – um mit Günter Grass zu sprechen – „mich mit meinen Manuskripten beschäftige“. Ich habe Tucholskys strenge Mahnung zu absoluter Solidarität ernst genommen, und ich bitte auch Euch, sie ernst zu nehmen. „Es gibt keine Ausnahmen,“ heißt es am Schluß seines Aufsatzes aus seinem Geburtsjahr 1921. „Wir können keine Primadonnen brauchen – dazu ist die Zeit zu hart. Und wir werden Erfolg haben, wenn wir zusammenstehen, jeder, jede, jeder . . . Denn einzlig das wäre Solidarität.“

Das gilt – so sehe ich das – für die energische Vertretung unserer Berufsinteressen; das gilt für unser Ziel, die baldige Gründung der Mediengewerkschaft; das gilt aber auch für die Ausführung des gemeinsam und einstimmig gefaßten Beschlusses, eine aktive Friedenspolitik zu betreiben. Diesen Auftrag habe ich übernommen und nehme ihn ernst wie die Forderung nach absoluter Solidarität, die zu erfüllen ich Euch bitte.

Benutzte Quellen:

- Privatarchiv F. Hitler
Friedhelm Kron, Schriftsteller und Schriftstellerverbände. Schriftstellerberuf und Interessenpolitik 1842–1973, Stuttgart 1976.
Ende der Bescheidenheit. Die Texte der Gründungsveranstaltung des Verbandes Deutscher Schriftsteller (VS), Broschüre Köln 1969.
Einigkeit der Einzelgänger. Dokumentation des ersten Schriftstellerkongresses des Verbandes deutscher Schriftsteller, hrsg. Dieter Lattmann, München 1971.
Entwicklungsland Kultur, Dokumentation des zweiten Schriftstellerkongresses des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS), hrsg. Dieter Lattmann, München 1973.
Phantasie und Verantwortung. Dokumentation des dritten Schriftstellerkongresses des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in der IG Druck und Papier, hrsg. Horst Bingel, Frankfurt 1975.
VS vertraulich, IV. Schriftstellerkongreß, Dortmund und die Folgen hrsg. Bernd Engelmann, München 1978.
VS vertraulich, Band 2, hrsg. Bernd Engelmann, München 1978.
VS vertraulich, Band 3, hrsg. Bernd Engelmann, München 1979.
Bestandsaufnahme, V. Schriftstellerkongreß (VS) in München, München 1980.
Arnold Zweig, Über Schriftsteller, Berlin/Weimar 1967.
Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland. Eine Auswahl von Dokumenten, Berlin/Weimar 1967.
Aktionen, Bekenntnisse, Perspektiven, Berichte und Dokumente vom Kampf um die Freiheit des literarischen Schaffens in der Weimarer Republik, Berlin/Weimar 1966.

Werner Dürrson

„Es ist nicht mehr Zeit, zu betrachten“

Zum Werk des Expressionisten Ludwig Rubiner

Der Unbekannte

Zeitgenossen sahen in ihm den „Verkünder“ und „Fahnenträger einer neuen Zeit“, den „Vorkämpfer eines neuen Menschentums“, und nur der pathetische Einschlag solcher Vokabeln, die Rubiner selbst nicht fremd waren, kann die Ignoranz entschuldigen, unter der seit 1920 einer der wirksamsten Bewegter des Expressionismus im literarischen Grab blieb.

Nicht einmal jene politischen Gruppen, deren Konzept er weitreichend vorwegnahm, haben ihn zunächst für sich entdeckt. In der einschlägigen „Expressionismusdebatte“ hat er keine Rolle gespielt. Wer Auskunft sucht, findet wenig genug über ihn. Dazu mag jene ideologisch getrimmte Zurückstellung des Persönlichen beigetragen haben, zu der sich der Autor nicht nur im Rahmen der *Menschheitsdämmerung* (1920) bekannt:

Ludwig Rubiner wünscht keine Biographie von sich. Er glaubt, daß nicht nur die Aufzählung von Taten, sondern auch die von Werken und von Daten aus einem hochmütigen Vergangenheits-Irrtum des individualistischen Schlafrock-Künstlertums stammt. Er ist der Überzeugung, daß von Belang für die Gegenwart und die Zukunft nur die anonyme, schöpferische Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ist.

Pinthus hat in der neueren Ausgabe seiner Anthologie diesem durchaus bezeichnenden Vermerk die nötigsten Informationen hinzugefügt. Er bescheinigt dem vermutlich am 12. Juni 1881 in Berlin geborenen und dort (nach Aufenthalten in Paris und Zürich) am 26. Februar 1920 kaum neununddreißigjährig an der Nachkriegsgrippe gestorbenen Rubiner, „der leidenschaftlichste Vorkämpfer des Aktivismus“ gewesen zu sein, „fordernd den politischen Dichter, das ‚humanozentrische Bewußtsein‘, Erdballgesinnung“. Desgleichen, daß er trotz seiner erfolgreich gewährten Anonymität von großem Einfluß auf die expressionistische Generation war.

Noch am ehesten bekannt sind neben den fünf Gedichten in der *Menschheitsdämmerung* jene zusammen mit Friedrich Eisenlohr und Livingstone Hahn 1913 in Paris verfaßten und im selben Jahr von Kurt Wolff in Leipzig gedruckten *Kriminal-Sonette*, denen die Aktionslyrik des Jakob van Hoddis den Ton lieh, und die ihrerseits den Mackie-Messer-Balladen von Brecht voraustönen.

Rubiner als Lyriker gleich anderen Frühexpressionisten zunächst in dem 1911 von Kurt Hiller gegründeten Berliner Cabaret „Gnu“ aufgetreten. Hiller hat den „baumhaften blonden Juden“ dann auch ein Jahr später in seinem *Kondor*, der ‚frühen Expressionismus-Anthologie, mit drei Gedichten („Der Herrscher“, „Die Stadt“ und „Der Tänzer Nijinski“) zu Wort kommen lassen. Rubiners schmales, aber virulentes Gesamtwerk war bislang nur in verstreuten und längst vergriffenen Titeln auszumachen, so die Gedichte in dem 1916 zu Leipzig erschienenen Band *Das himmlische Licht* und in der 1919 zu Potsdam

von ihm herausgebrachten Anthologie *Kameraden der Menschheit*, denen die Gedichte der *Menschheitsdämmerung* zugehören. Zahlreiche Einzelveröffentlichungen – Aufsätze, Kritiken, Würdigungen, Glossen – zur deutschen, französischen und russischen Literatur, zu Theater, Musik, Malerei hat Rubiner teils in den Zeitschriften des Expressionismus, vöran in Pfemferts *Aktion* publiziert, teils in den von ihm selbst besorgten Bänden *Der Mensch in der Mitte* (1917) und *Die Gemeinschaft* (1919) sowie im *Zeit-Echo*, für das er im dritten Jahr (1917) als Herausgeber die Texte im Alleingang schrieb. Hinzu kommen seine da wie dort enthaltenen – zielbedingt pathetischen – Manifeste und Pamphlete. Genannt seien auch Rubiners Drama *Die Gewaltlosen* (1919) und die Kommentare zu seinen verdienstlichen editorischen Resultaten, wozu Tolstois 1918 in Zürich erschienenes Tagebuch von 1895 bis 1899 und eine vollständige Ausgabe der Romane und Erzählungen Voltares (1919) zu rechnen sind. Nebenbei hat Rubiner einzelnes von Michail Kusmin, Fjodor Sologub und Paul Verlaine übersetzt.

Kunst und Ideologie

Kurt Hillers kämpferische Natur hatte im jungen Rubiner zwar den Lyriker entdeckt; aber, wie bald darauf Pfemfert, fand er in ihm auch den leidenschaftlichen Mitverfechter der neuen Ideen. Gemeinsam war den beiden Aktivisten die Ablehnung alles Traditionellen, Impressionistischen und Epigonalen, der Beschreibungskunst ebenso wie der „hysterischen Angst vor Deutlichkeit und aufrichtigem Bekennen“; verspottet wurden „das mürrische Pathos dieser feierlichen Magister aus des großen George Seminar“ wie die Erzeugnisse „aller guten Lateiner“ und was die „lyrischen Hausbücher“ füllte.

Während jedoch Hiller hoch über den Gegenständen theoretisiert und sich geistesaristokratisch gebärdet, bleibt Rubiner, dem nichts „ruchloser als Exklusivität“ erscheint, eher beim Leisten und setzt in seinen außerlyrischen Arbeiten wiederholt zu einigermaßen faßbaren Vorstellungen einer expressionistischen Poetik an, die zunächst naturgemäß eine negative Lehre der Dichtung und des Schreibens sein mußte.

In formaler Hinsicht stößt er sich immer von neuem an George und dessen „Imitatoren“, denen er vorwirft, daß sie „das Rhythmishe ganz verwischt“ hätten und „nur das äußere Taktempo monoton wie Uhrpendel klappern lassen . . . (Merkwürdigerweise darf das in Deutschland ‚Form‘ genannt werden)“. Ihm erscheint gerade vom Formalen her der „Mut zur Profanation der Kunst“ notwendig, und anstelle des Dekorativen und Taktklopfenden die „rhythmische Tatsachenvorstellung“. Deshalb sei die ganze „Schule des dekorativen Denkens“ abzulehnen und der Formbegriff überhaupt problematisch: „Form wäre ja ein Zustand“ und Dekoration unter anderem Besönigung und der selbstgefällige Weg in die Monumentalität. Wenn schon, auf die „neue große Einfachheit der Form“ kommt es ihm an, auf Verständlichkeit ohne Verdummung. Impressionismus oder ‚Wie ich es sehe‘ sei als Ausdruck des Zufriedenseins mit dem Gegebenen so minderwertig wie Imitation. Schließlich wird, was sich Geschmack nennt, lang vor Adorno für überholt erklärt, da zum Kunstgewerbe gehörig, wie ja auch „Kämpfer unter uns das abgeklapperte

L'art pour l'art längst als Verschleierung der Talentlosigkeit nachgewiesen haben“. Stattdessen ruft Rubinier die Literaten auf: „Schreiben Sie nicht gewählt oder schön, überlegen Sie nicht lange. Seien Sie nicht feige, man könne Ihre Worte in fünfzig Jahren altmodisch finden oder unkonzentriert . . . Schreiben Sie: wozu sind Sie denn da! Pathetisch, rhetorisch, mit Lärmbeunruhigt, beunruhigen Sie die andern . . .“ dies freilich in entschiedener Abhebung von Erzeugnissen begeisterter Kriegsmilitärführer und „Konjunkturbuben“ aus Rubiners Sicht etwa Klabunds Soldatenliedern und anderen Überredungskünste altvaterländischer Tradition. (Klabund bezichtigt seinerseits Rubinier der „Gefühlspolitik“ und nennt ihn einen „Chauvinisten der Gesinnung“.) Besser gefällt Rubinier die „leichte Selbstverständlichkeit, sich durch Trümmer unseres Denk-Jargons dichterisch mitzuteilen“, wie es sein Dichterkollege Ernst Blaß vermag. Im übrigen wünscht er sich Lyrik so, „daß die böhmische Frau eines Berliner Trambahnschaffners sie abends, nach dem müden Essen, voller Glück begreifen kann“, im ziemlichen Gegensatz zu Kurt Hillers utopischem Intellektualismus, für den die Masse per se ungeistig ist und dementsprechend auch deren Handeln.

Der Stoff soll wieder vorrangig sein, und zwar „der Stoff, der Inhalt im gröbsten, unübertragensten Sinne“; er soll hinausführen über die individualisierende Ästhetik des verflossenen Jahrhunderts. Angesichts größter politischer und sozialer Bedrägnis verurteilt Rubinier die zu Schein-Themen und Schein-Inhalten herabgekommenen Sujets der Künste und hält beschwörend die neuen Gemeinschaftsprobleme dagegen. Es gehe nicht länger an, „sich ganz unwissend zu allem Nicht-Ich zu stellen, im Kunstwerk jede Realkenntnis der Dinge abzulehnen“. Weshalb auch, zeitlich nicht unweit von Kafka, die Psychologie im Bereich der Literatur strikt von ihm abgelehnt wird, „die Analyse individualisiert doch gerade“.

Fakten, nicht mehr „Empfindungsgrade“ und nicht mehr so sehr das „Erlebnis“ sollen die Dichtung ausmachen, sondern: Werte und Wertungen. „Wir zwingen die Ebenen, sich zu schneiden. Die Schnittlinie ist der Ort ‚Wert‘“. Und Wertungen seien, darauf kommt es ihm an – im Gegensatz zu irrealisierenden Mischgefühlen und im impressionistischen „Farbenschwindel“ – eben geistig. Der aktive Wert der Außenwelt wolle neu ermessen werden, aber nicht mehr im Sinn des unbeteiligten Sehers. Der heutige Dichter wisse, daß er gesehen habe. Das liege vor allen Ereignissen. „Er denkt. Er hat nicht die Angst vor dem Denken.“ Nicht nur für Rubinier will Kunst und namentlich die Dichtung zunehmend Erkenntnis werden, weshalb der Bergsonische Begriff der „Intuition“ ebenso verworfen wird wie die herkömmliche Gefühlsentzündung am Gegenstand. Stattdessen vorstrukturalistisch: „Kraftlinien bauen eine Dichtung“ und: „Es kommt darauf an, Erschütterungen zu erzeugen.“ Sie werde auch schon, die Dichtung, in einem erneuten Sinn *politisch*, schreibt er 1913 aus Paris. Das „Bewußtwerden vom Zusammenleben der Menschen auf dieser Erde“ ist ihm fortan nicht mehr nur eine „Raum-Angelegenheit“, fern jeder „Inselexistenz“, sondern zugleich die Erfahrung, in der unsere geistige Leidenschaft heute aufs stärkste erregt werde:

Der Dichter greift in die Politik, dieses heißt: er reißt auf, er legt bloß. Er glaubt

an seine Intensität, an seine Sprengungskraft . . . Der politische Dichter soll nicht seine Situation in Erkenntnissen aufbrauchen, sondern er soll Hemmungen wegschieben . . . Es gilt jetzt die Bewegung. Die Intensität, und den Willen zur Katastrophe.

Wie später durch Benn wird Entwicklungsfremdheit postuliert, jedoch keinesfalls als Gegensatz, Statik. An die Stelle der marmornen Herrschergestalt tritt – damals von Expressionisten wie von Neuromantikern und Jugendbewegten dringen erhofft und beschworen – der „Führer“ als Inbegriff eines erregenden Vorbilds.

Schließlich war Rubinier Walt Whitmans „ungeheure Liebesstimme für den Menschen“ aufgegangen und damit nur noch bewußter die Forderung nach dem politischen Dichter, vor dem sich, fand er, alles Reden von Wortkunst als Schwindel enthüllte.

Anders als „die Beschauer, die Gestalter von längst Gegebenem, die Vermittler von Gefühlen“ es taten, wird jetzt der Wille zur Tat, gerade auch zur literarischen, großgeschrieben, und revolutionäre Sprachgebärde motiviert sich unbedingt und emphatisch, die Welt zu ändern. Zeilen stellt sich Rubinier vor wie jene des Franzosen Pierre-Jean Jove, „reimlos, alexandrinerfern“, als „Schreie in riesenhafte Volksversammlungen . . .“ Mehr noch imponiert dem Herausgeber von Tolstois Tagebuch des Russen „öffentliches Bekenntnis für das Volk gegen die Autoritäten der Macht“, für die Besitzlosigkeit und das einfache Leben, besonders auch, daß er von der Kunst fortgegangen sei, „fort von der Vereinzelung, den Weg zum öffentlichen Menschen“. Denn: „Diese Tat ist eine ganz geistige Tat.“

Scharfe Kritik hingegen gilt der egoistischen Vereinzelung der unpolitischen Literaten: „sie geben kein Beispiel, sie sind keine Führer, sie sind keine Mitmenschen, sie sind nicht einmal Kameraden.“ Mit diesen Menschen der Öffentlichkeit, die mitnichten öffentliche Menschen seien, vielmehr „halbe Aufrührer und halbe Machtlecker“, habe sich der Leser zwar abgefunden: aber der einfache Mann, der selten lese, der verdeckteres Schreibgewebe nicht entwirren möge, der Mann des Volkes: ob der wisse, wie diese Schreiber der öffentlichen Meinung sein Kadaverschicksal umspielten?

Nicht nur die Literaten, allgemein werden die Schaffenden zur Entscheidung nach vorn gerufen. „Maler bauen Barrikaden“ hieß 1914 ein Aufruf Rubiners, der die Künstler und was sie erzeugen ins unprivate Politische hebt, schon weil in der herkömmlichen Kunst die kapitalistische Handlungweise hinter den Begriffen ‚Tradition‘ und ‚Stil‘ sich verberge. In den Arbeiten von Matisse zum Beispiel lobt er gerade jene „Stimmungslosigkeit“, die dem Maler zum Vorwurf gemacht werde. „Die Sachlichkeit hat nun eine neue Bedeutung gewonnen.“ Nicht Weltbeschönigung, sondern Weltveränderung soll auch dem Maler am Herzen liegen.

Noch entschiedener geht er ins Gericht mit der Musik, weil sie das Gegenteil sei von Moral, und die Kunst, sich auf die leichteste und bequemste Art seiner Verpflichtungen zu entziehen; überdies: weil sie „den Deutschen verdummt, und die beste Musik am meisten“. Ihm schwelt, beinah lutherisch, eine große einfache „Musik der Zusammenfassung“ vor, der Kraft und der Heiterkeit, die uns sozialisiere. Vor einem Jahrhundert sei dies die Musik Mozarts gewesen.

Im kritischen Anhören von Schönbergs Pelleas-Sinfonie hingegen findet er, wir würden bei dieser „mächtigen Auflösung unserer geheimen Gefühlsmathematik“ ganz „zu nicht“, was soviel heißt wie „ganz zu Ich“. Diese Musik sei eine schneidende Guillotinierung unseres Wirklichkeitsgefühls. Sie breite ihren Willen in unserem Inneren aus, zwinge uns ab von der Welt, mache uns ganz zu Einzelnen, eben zu „beziehungslosen Ichs“. Dennoch, verwerflicher ist ihm ein Pfitzner, den er des dauernden dreißigjährigen Hinterherhinkens zieht. Die „Arbeit an der Änderung unseres Bewußtseinsstandes, diese Gigantearbeit“, war eben schon jene der Expressionisten, vorweg Rubiners. Auch von daher versteht sich die Ablehnung der „Kulturkonservativen“. Die seien fürs „konsequente Zu-Ende-Führen. Sie sind dafür, daß Schutzleute schießen . . . Daß Gastarbeiter zu Krüppeln geschlagen werden . . .“ schrieb er bereits 1910. „Du gehörst zur Reaktion oder zur Revolution“ läßt er den *Schauspieler* wissen, und: „der Mensch ist wichtiger als die Kunst.“ Dem folgt politischer Klartext: Kämpfer der neuen Menschheit ist das Proletariat, zu welchem, schon wegen seiner ungesicherten sozialen Situation und angesichts der gleichen „Kulturaufgabe“, auch der Theatermensch zähle, wie übrigens jeder Künstler. Es geht Rubiner um die neue ethische Expression. Überdies will er das wiedererwachte Schöpfertum der Menschheit auch beim Zuschauer sehen. Kunst dürfe nicht länger als „Verschleierung des kapitalistischen Prinzips“ kreiert werden. Sie ist demnach nichts mehr in sich und für sich Bestehendes, schon gar nicht für das „wählerische, doch indifferente Bürgertum“, sondern „erst ein letzter Widerschein und Ausdruck der inneren Bewegung des Volkes“.

„Wir brauchen keine Messiasse. Seid Politiker. Seid Handelnde!“ Ruft er den Schaffenden in berauscht Optimismus zu. „Seien wir Partei! . . . Seien wir Weltverbesserer . . . Seien wir Politiker, trocken, hart, listig, gütig, erschütternd.“ An anderer Stelle: „Ich weiß, daß es nur Katastrophen gibt. Feuersbrünste, Explosionen, Absprünge von hohen Türmen, Licht, Umsichschlagen, Amokschreien.“ Über alldem steht Rubiners Forderung nach dem geistbestimmten Dasein, in dem das Wort Tat werden soll und die Tat ihrerseits Wort. Auch nur so, und fern von konkretem Kalkül künstlerischer Verfahrensweise, hat das, was er gegenüber jeglicher Statik als „Aktualismus“ bezeichnet, mit Kunst zu tun:

Wenn wir handeln, begehen wir oft Unrecht. Es ist falsch, darum vom Handeln abzulassen. Unsere Vereinzelung, die des Nichthandelnden, begeht viel größeres Unrecht . . . Wirkliches Handeln ist aber stets: Handeln für den Geist. Noch 1920 hört sich die – freilich sehr abstrakte – Überwindung der Kunst durch die Kunst in ihrer politisch-philosophischen Tendenz und Diktion nicht viel anders an. Rubiner, der die soziale Revolution erhoffte, die klassenlose Gesellschaft, und späteren Kunsttheorien in vieler vorausging, distanzierte sich schon deshalb vehement von einem Verständnis des Literarischen, das elitär in sich selber kreist. Den wirklichen Kreativen, glaubt er, sei ihre Kunst nur Verständigungszeichen. Jedoch nicht das Zeichen, nicht einmal die Verständigung sei wichtig. Wichtig sei halt allein, worüber man sich verständige, also Inhalt und Wertung. In dieser Bedeutung sind die apodiktischen (und im Druck durchweg gesperrten) Zeilen zu lesen:

Wir sind gegen die Musik – für die Erweckung
zur Gemeinschaft.
Wir sind gegen das Gedicht – für die Aufrufung
zur Liebe.
Wir sind gegen den Roman – für die Anleitung
zum Leben.
Wir sind gegen das Drama – für die Anleitung
zum Handeln.

Und:

Wir sind gegen das Bild – für das Vorbild.

Die Sozialisierung der Kunst und damit die Politisierung des Ästhetischen war bestimmt das vorderste Anliegen des Aktivisten Rubiner: Kunst als Methode, die menschlichen Ziele und Aufgaben sichtbar zu machen. Wie dies konkret zu bewerkstelligen sei, darüber bleiben seine theoretischen Auskünfte spärlich.

Aktivismus und Dichtung

Ludwig Rubiner war wie viele revolutionäre Köpfe durchdrungen von dem fatalen Glauben, nur die Leidenschaft der Beschwörung könne im Individuum die Gemeinschaft freisetzen und also letztlich die Welt verbessern. Diese gerade auch den wirksamsten Expressionisten eigene Überzeugung hat seine lyrische Potenz nicht nur getragen, sondern zugleich gestört und durchbrochen. Jener zielbewußten Willenstätigkeit, als die sich der expressionistische Aktivismus verstand, mußte formale Ästhetik als Fessel und Zwang erscheinen. Andererseits läßt das Prinzip möglichster Kunstlosigkeit von Kunst gerade die Substanz des Gedichts rasch zerfallen. Auch Realitätszerträumerung will poetisch bewältigt sein.

Die Aufhebung der Kluft zwischen Leben und Kunst bedingte im Literaten, davon war Rubiner überzeugt, vorweg den politischen Menschen und damit auch dem Polemiker. Wo das Gedicht bleibt, wenn es diese Arbeit nicht mitzuleisten vermochte, war ihm ganz nebensächlich, und gewiß trifft auch auf ihn Loerkes Feststellung zu, das Ethische in der Dichtung trete jetzt „vielfach tyrannisch“ auf, zu deutlich höre er den „Peitschenknall hinter der Aktivität“. In der Tat sind Rubiners Gedichte durchdrungen vom Pathos einer geistigen ‚Mobilmachung‘, voller Aufruf und Anruf. Weithin zeigt sich poetische Verwandtschaft mit Dichtern wie Otten, Becher, Ehrenstein, Stadler, auch Hasenclever und Wolfenstein. Von Nietzsches lyrischen Tonlagen abgesehen, ist Rubiner noch unmittelbarer von Whitman beeinflußt, von dessen Traum einer allumfassenden Brüderlichkeit wie vom rhapsodischen Duktus seiner Gedichte, den er gewissermaßen eindeutsch und mit der Gehetztheit des Willens dehnt bis zur Hypertrophie. Nicht mehr stehen formalästhetische Bemühungen dem Inhalt zwingend im Weg wie beim frühen Rubiner. Beschwörender Aufruf zum Handeln, Umsetzung weitgespannter Hoffnung in Ausdruck, ethische Prinzipien bestimmen den Versfluß des Dichters, dessen radikaler Idealismus stofflich verzweifelt nach neuer Substanz verlangte. Streckenweise wird freilich nur ekstatisch Zeitung versifiziert, wird das Mosaik späturbanistischen Rollenspiels in den gereimten Langvers geschüttet. Der

unermüdlich beschworene „Führer“ und „Lichtmensch“ will nicht recht sichtbar werden.

In der kurz vor seinem Tod erschienenen Sammlung *Kameraden der Menschheit*, die neben deutschen Expressionisten französische Poeten wie Pierre-Jean Jouve und Marcel Martinet einbegreift, wurde die politische Komponente vollends bestimmend: programmatische Untertitel wie „Die Internationale“, „Nieder mit dem Krieg“ und „Die rote Schar“ sollten den neuen Weg aufzeigen. Rubiners Aktivismus war nun Partei geworden. In der „Botschaft“, seinem wohl bedeutendsten Poem, warf er die feindlichen Kräfte der Welt gegeneinander. Wie durch einen Teleskop ließ er seine Zeitgenossen den „riesigen südleuchtend gewölbten Strahlenball“ ihrer Zukunft erblicken, eine neu aufscheinende Erde. Die eigentliche poetische Kunde war eine „Botschaft vom Menschen“, eine kosmopolitische Apotheose, der Sieg des Menschen über sich selbst und damit über seine Produkte, Technik und Krieg. Allerdings wußte er auch

wie es im/roten Licht der Nacht gegen eine rohe Überzahl von Teufeln geht und das gewaltsame Sterben sich noch lange fortsetzen würde.

Der Einbruch aktivistisch-politischer Thematik und

Rhetorik – unter ziemlicher Preisgabe der formalen Zusammenhänge – bewirkte Rubiners starke Tendenz zum dynamischen Prosagedicht, das sich gegenüber dem Untergangs-Chic vieler anderer Texte seiner Generation durchaus zukunftsbejahend verhielt:

Eine Botschaft kam, und der Weltball unserer Erinnerungen sank wie ein Mond ins Meer.

Wir verströmen unser Leben, wie sprengen unsern/ Leib hinaus in die Katastrophen des dunklen/ Raumes: Die Erde des Menschen ballt sich/ neu daraus! Unser Tod über Jahrtausende/ hin streut auf die Erde ein Lächeln der/ Menschen, einen Blick auf den Sonnengang, und für alle Früchte und Blumen.

Schillerndes All- und Übermenschentum wurde zwar auch bei anderen Expressionisten thematisch, führte bisweilen zu verbal-narzistischer Selbstentzündung, die dann knallend ins Leere schoß. Nicht so bei Rubiner, der gleich Majakowski die Selbstbespiegelung vermied und die soziale Frage menschlicher Künftigkeit nie aus seinem Denken entließ.

*

Der literarische Expressionismus ist ohne seine gesellschafts-politische Komponente nicht denkbar, auch wenn er, angesichts einer höchst fälligen Erneuerung, zum Modell einer künftigen Gesellschaft nur Grundbegriffe und konzeptionelle Bruchstücke hat liefern können. Was Ludwig Rubiner als Anreger und Mitträger jener Epoche geleistet hat, vor allem als einer der führenden Autoren im Aktionskreis um Franz Pfemfert, bleibt geistes- wie literaturgeschichtlich bedeutsam. Durch sein Werk irrlichtert überdies weit über die damalige Zeit hinaus fast das gesamte Spektrum (allerdings teils höchst

verhängnisvoller) späterer Ideologien. Seine Tragik, wenn man so will, ist die des Vorkämpfertums und also der uneingestandene Verzicht auf Ankunft am utopischen Ziel. Vollends mußte der immense Versuch, dieses Ziel dichterisch zu erlangen über den Abbau und letztlich die Selbstzerstörung der poetischen und künstlerischen Basis überhaupt, nicht nur an den bemessenen Kräften eines kurzen Lebens, sondern am eigenen Anspruch scheitern.

Manche, wie Heym oder Trakl, die ihre enthusiastische Verzweiflung, der Begabung entsprechend, ganz ihrer Dichtung widmeten und sie in herkömmliche Formen zwangen, haben dieses Scheitern im literarischen Sinn überdauert: Dichtung, noch in ihrer zerschlagenen Erscheinung, war für sie ein durchzustehendes Gestaltungsproblem. Indessen bleiben ihre Resultate, im Gegensatz zu Ludwig Rubiners überhöhten und unzulänglichen, aber ins Künftige ziellenden Projektionen, reiner Abgesang.

So gilt für ihn wie für die anderen progressiven Expressionisten, daß „der damals ausgelöste Prozeß die Kategorien aufgefressen“ hat, „in deren Namen er begonnen wurde“. Die Kunst mußte daher „gegen das sich wenden, was ihren eigenen Begriff ausmacht . . .“ (Adorno).

Zum andern steht die Kluft, die Rubiners Werk durchfurcht und seinem Gedicht oft das Zwingende nimmt, zugleich für die reale Unzeitigkeit das Erhofften wie für das unverzichtbare der Hoffnung selbst. Vielleicht läßt sie sogar den Schluß zu, Nietzsche und aller Machbarkeit zum Trotz, das neuere Gedicht habe, gerade in der Selbstzerstörung und im Nichtgelingen, mit der Annäherung an die Wahrheit zu tun und also mit dem, was zerfällt, und dem andern, das noch nicht sein kann . . . Ludwig Rubiner war, auch aus dieser Sicht, ein politischer Dichter. Wer heute schreiben will, muß ihn bedenken.

Bibliographische Anmerkung:

Neuerdings tauchen in Zeitschriften vereinzelt Gedichte und Briefe von ihm auf. 1971 erschien in der DDR eine Neuauflage von „Kameraden der Menschheit – Dichtungen zur Weltrevolution. Eine Sammlung. Herausgegeben von Ludwig Rubiner“ sowie 1976: „Ludwig Rubiner, der Dichter greift in die Politik. Ausgewählte Werke 1908 bis 1919. Herausgegeben mit einem Nachwort von Klaus Schuhmann.“ Beide Bände im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. Der letztere ist 1976 bei Röderberg in Frankfurt/Main als Taschenbuch erschienen. Eine Einführung mit Textauswahl und Bibliographie hat Klaus Petersen 1979, unter dem Titel „über Ludwig Rubiner“ in der Reihe „Abhandlungen zur Kunst. Musik und Literaturwissenschaft“, Bd. 261, im Verlag Souvier in Bonn herausgegeben.

Werner Jung

Der rasende Torpedokäfer

Ein biographisches und literarisches Porträt Franz Jungs.

Auf dem hiesigen literarischen Markt erlebt ein weitgehend vergessener Literat eine Renaissance. Gleich mehrere Verlage präsentieren wohlfeile und gutausgestattete Ausgaben der Werke Franz Jungs¹. Dabei wirkt das stets Anrührende und Geheimnisvolle wie auch das spektakulär in Szene Gesetzte an diesem Lebenslauf besonders absatzfördernd. Doch reicht das allein aus, um das neuerliche Interesse zu erklären? Wer war dieser Franz Jung eigentlich, auf dessen Jahrzehntelange Abwesenheit vom literarischen Markt Literaturkritik wie Literaturwissenschaft durch Nichtbeachtung reagiert hat?²

I) Kindheit, Jugend und erste Schreibversuche – „Die grünen Jahre“

In seiner Autobiographie „Der Weg nach unten“ handelt Jung recht großzügig die ersten dreißig Jahre seines Lebens ab; von der Geburt in dem oberschlesischen Provinzstädtchen Neisse 1888 bis zum Kriegsende und der in Berlin erwarteten und dann mitinszenierten Novemberrevolution. Dem Untertitel des ersten Buches der Biographie, „Die grünen Jahre“, fügt er ein Motto des mittelalterlichen Mystikers Thomas von Kempen bei, das schon 1915 einem Heft der von Jung mitherausgegebenen Flugblattserie „Freie Straße“ vorangestellt wird.

1921 taucht dann an zentraler Stelle in Jungs theoretisch-psychoanalytischem Essay „Die Technik des Glücks“ dasselbe Motto wieder auf, von wo ab es in ständig neuen Variationen wiederholt wird und eine grundsätzliche Thematik von Jungs literarischem Werk kennzeichnet: die Suche des Außenseiters nach einem festen Halt in der Gemeinschaft. „Warum suchst du Ruhe, wenn du zur Unruhe geboren bist“, heißt es bei Thomas von Kempen, und Jung versteht die Unruhe bei Kempen als „Suche zu Gott“, die er in die Suche um Gemeinsamkeit überhaupt, in „das Suchen und Aufgeben in der Gemeinschaft“ umdeutet³. Der Wunsch, sich in einer diffusen Masse, der Gemeinsamkeit, aufzugeben, wird begleitet von dem Gefühl, ein Außenseiterdasein am Rande der Gesellschaft, allein und verlassen, zu führen. Freunde von Jungs Eltern berichten bereits über das Kind, daß es von den frühesten Jahren an „abweisend“ und „scheu gegen Zärtlichkeiten“ gewesen sei und „mit einem bösen Gesicht“ auf das Beiseite-gestellt-Sein, wie Jung das Verhalten der Eltern ihm gegenüber ausdrückt, reagiert habe (vgl. SuB 1, 229). Einen tiefen Schock hat der fünfzehnjährige Junge beim Tod seiner älteren Schwester erlitten. Ihm, dessen böses Gesicht nicht nur die Eltern, sondern auch die Lehrer ständig in Rage brachte, der nie lachen konnte, hält die todkranke Schwester stotternd und unter Tränen vor, daß er lacht⁴. Die verheerenden psychischen Auswirkungen kann man sich unschwer vorstellen; das Gefühl des Außenseitertums steigert sich zur Manie: „Die drei Jahre, die ich nach dem Tode der Schwester noch in Neisse zu bleiben genötigt war, sind ein wüster Trümmerhaufen von Erinnerungen, die alle das eine gemeinsam haben: Panik, allein zu sein, eine zunehmende Unfähigkeit sich anzupassen und sich ordnungsgemäß zu bewe-

gen, wie ich die anderen sich täglich bewegen sah. Die Verschlossenheit, sich jemandem zu offenbaren, zu jemandem zu sprechen oder selbst angesprochen zu werden“. (SuB 1, 233) Die Folge davon ist eine Flucht in die Literatur, sowohl in die Lektüre klassisch-romatischer Autoren wie auch in den unmittelbaren persönlichen Umgang mit jungen Literaten um Max Hermann-Neisse, deren gemeinsames Bewußtsein, nur unverstandene Außenseiter zu sein, im exzessiven Alkoholkonsum ertränkt wurde.

Jung war Alkoholiker, wofür es aber gute Gründe in den Erfahrungen des Jugendlichen mit seiner Umwelt und Familie gibt. Man lese nur Jungs Berichte in „Das Erbe“ über das gegenseitige Nichtverstehen von Vater und Sohn, das Nichtverstehenkönnen weil Nichtverstehenwollen und die daraus folgenden Auseinandersetzungen und Streitigkeiten, die den Jüngeren noch über den Tod des Vaters hinaus lange belastet haben. In der Mutter, von der er sich nur gestört fühlte, sieht er die geheime Komplizin des Vaters, ja in späteren Jahren sogar die treibende Kraft, die den Vater fortwährend animiert hat. Diese schmerzlich erfahrene Gegnerschaft der Eltern scheint mir auch ein plausibler psychologischer Grund für die frühen, ungefähr gleichzeitig mit der Trennung vom Elternhaus einsetzenden Prosaversuche zu sein, für die es freilich einen ebenso gewichtigen soziologischen Hintergrund gibt, den wieder der Erbe-Text zu entschlüsseln versucht. Der Muff des kleinbürgerlich-elterlichen Uhrmachersgeschäftes in abgeschiedener Provinz, der für den Vater alles bedeutende und vom Sohn nur mit Geringschätzung honorierte soziale Aufstieg zum beachteten Lokalpolitiker, dazu die „Kälte“ verbreitende, stille Auseinandersetzung des asketischen Protestantismus der Mutter mit dem bieder frömmelnden Katholizismus des Vaters, was – unentschieden bis zum Schluß – dazu geführt hat, daß der Sohn jahrelang „ohne geringste Vorstellung irgendeines menschlichen Zuges der Eltern“ (N 267) geblieben ist, vereinen sich in der Wahrnehmung des Kindes und des Jugendlichen zu einem die ganze Welt beherrschenden bürgerlichen Kosmos, dessen ideologisches Rüstzeug das Bewußtsein des Sohnes gesichert sieht durch die Institution Familie. Sie hinterläßt dem Kind als Erbe, speziell im väterlichen Anteil an der Erziehung, den Tradition geheißenen Bestand an Normen und Konventionen, Klischees und Werten usw., gegen die schon der junge Franz Jung heftig kämpft. Er revoltiert gegen dieses Erbe, weil er nicht als Nachgeborener Dinge, für die andere, die Väter, zur Rechenschaft gezogen werden müßten, verantworten will. „Ich will heraus aus der Reihe, los von der Kette. Ich will nicht geboren sein. Ich bin nicht geboren. Ich bin frei. Ich will frei sein. Hörst du – du Erpresser, du Vergewaltiger, du erdrückst mich, du Vater du.“ (N 277) Beides, die Geste der Verweigerung gegenüber einer auf purer Konventionalität beruhenden entfremdeten Gesellschaftsordnung und die ohnmächtige Wut über die für jene Ordnung Verantwortlichen, die Väter als Repräsentanten für die Selbstgenügsamkeit einer Klasse, der Jung schon bald den richtigen Namen geben wird, der Bourgeoisie, drückt die frühe Prosa aus. Der desolate Zustand eigener familiärer Verhältnisse wird Jung zum Sinnbild für die Gesamtgesellschaft. Was hier gleichsam en miniature geschieht, prägt dort en gros alle menschlichen Verhältnisse, deren gesellschaftlicher Charakter in der Form sachlich-unpersönlicher Beziehungen verkleidet ist. „Sie wissen das nicht, aber

sie tun es“, meinte Marx im *Kapital* mit dem Blick auf das im Kapitalismus deformierte Einzelbewußtsein, das vollständig, statt die Sachen zu kontrollieren, selbst unter die Kontrolle von deren Bewegung geraten ist. Eben das unpersönlich-sachliche Verhalten und Verhältnis der Menschen zueinander reflektieren Jungs erste Prosaarbeiten. Beherrschendes Thema des Erzählbandes „Das Trottelbuch“ wie auch der darauffolgenden kurzen Romane und der Zeitschriftenveröffentlichungen ist der „Ruf nach . . . Hilfe“ (SuB 1,269), wie es später Jung im „Weg nach unten“ ausdrückt. Die Beziehungen der Menschen sind hoffnungslos zerstört. Was sie aneinanderketten sind ererbte und internalisierte Verhaltensnormen, die die Väter in einer sachlichen Form, nämlich in Gestalt eines gewaltigen Überbaus aus komplizierten juristischen Reglementierungen und einem dazugehörigen Staatsapparat kodifiziert haben. Ausfälle gegen die bürgerliche Norm enden, wo nicht strafrechtlich verfolgt, in Anpassung und Resignation.

Exemplarisch gestaltet Jung in der Emma-Schnalke-Novelle, dem Kernstück des Trottelbuches, die Schwierigkeiten einer Frau, eine feste Beziehung außerhalb bestehender Konventionen zu knüpfen und sie nach selbstgesetzten Vorstellungen zu realisieren. Am Anfang steht die Suche Emma Schnalkes nach einem geeigneten Partner, dem „neuen Menschen“, wie es – expressionistisches Pathos verkündend – in dem kurze Zeit nach dem Trottelbuch geschriebenen Prosatext „Dagne“ heißt (W 73), mit dem man etwa Neues; das neue Leben beginnen kann. Der Student Werner begegnet ihr und beide verlieben sich ineinander. Das vermeintlich neue Leben bricht an, bis es schnell von den alten Gewohnheiten eingeholt wird. Ernüchtert muß Emma Schnalke feststellen, daß es das nicht war, was sie erwartet hatte. „Wochenlang lebten sie nebeneinander her, es keimte Mißtrauen zwischen ihnen“ (N 39). Die Kommunikation zerbricht, und enttäuscht sucht sie wieder eigene Wege zu gehen. Auch wenn, vom Ende der Novelle betrachtet, dem äußeren Anschein nach beide ihr altes neues Leben restauriert haben, so ist doch endgültig etwas zerbrochen: die Illusion, einander näher gekommen zu sein, und außerhalb der von den anderen gelebten Konventionen stehend, ein Leben, das ganz auf Liebe, Zärtlichkeit und gegenseitiger Achtung beruht, in und gleichzeitig neben der Gesellschaft führen zu können! Stattdessen entfremden sich beide immer mehr voneinander, und Werner, der nun die Rolle des Suchenden übernommen hat, muß, selbst passiver Beobachter bürgerlich-geschäftigen Lebens und Treibens, dessen er mit weinselig-verschleiertem Blick vom Wirtshaustisch gewahr wird, neidvoll die verschwiegene Gemeinschaft dieser verhaßten Bürger zugestehen. „Da sah er die Maler, den Athleten, den Kapellmeister, den Kaufmann, den Studenten, den Schauspieler, den Herrn v. B., ein langer Zug, an sich vorbeiziehn. Oh, wer so glücklich ist, dabei zu sein, dachte er“ (N 58). Was diese Versammlung unterschiedlicher Menschen in den Augen Werners eint, ist ihr Gemeinschaftsrhythmus, der auf den Takt der vom Bürgertum komponierten Melodie abgestimmt ist und der ihm und Emma fehlt. Der reflektierende Beobachter, der den schönen Schein bürgerlicher Gemeinschaft als Vorspiegelung falscher Verhältnisse begreift, kommt selbst nicht dazu, das Wahrheitsmoment, nämlich die Möglichkeit einer Gemeinschaft diesseits ihres kapitalistisch bornierten Zuschnitts als purer

Zweckgemeinschaft, zu realisieren. Weder gelingt es dem Paar, seine insulare, auf Liebe begründete neue Gemeinschaft innerhalb des bürgerlich-kapitalistischen Gemeinschaftsrhythmus auszuleben, noch die richtige Idee von der Gemeinschaft, als „Waffe der Kritik“ (Marx) gebraucht, gegen die etablierte Ordnung und falsche Gemeinsamkeit einzusetzen.

Jungs frühe Arbeiten, wie umstritten auch immer von den Zeitgenossen beurteilt, K. Hiller z. B. schrieb eine vernichtende Kritik über das Trottelbuch ⁵, können als paradigmatische Beispiele expressionistischer Prosa gelesen werden. Das typische Thema, die Suche nach dem neuen Menschen, den man dunkel ahnt und von dem ausgehend der Aufbruch in eine neue Epoche gewagt werden soll, faßt Jung rückblickend auf die expressionistische Bewegung zu der Aufgabenstellung zusammen, „das Ich in den Mittelpunkt zu stellen gegen die Einwirkungen der Umwelt“, gleichzeitig damit aber auch die bestehende Gesellschaftsordnung zu attackieren (SuB 1, 289).

Dazu gehört dann, über den engeren Rahmen des singulären Ich hinauszugehen und „die Beziehung als Forderung“ (SuB 1, 489) zu thematisieren. Gleichzeitig stößt die expressionistische Bewegung in Jungs Arbeiten, die durchaus selbstkritisch mit ihren propagierten Vorstellungen umgehen, auf eine unüberwindbare Schranke. Indem Jung, eingeschränkt auf das Problemfeld partnerschaftlicher Beziehungen, sowohl in der Emma-Schnalke-Novelle wie insgesamt in den literarischen Arbeiten bis etwa 1918 ⁶, die Unmöglichkeit einer grundsätzlichen und umfassenden Reform der menschlichen Beziehungen in dieser Gesellschaft und damit dieser Gesellschaft überhaupt sichtbar macht, zeigt er die aporetische Struktur der expressionistischen Ideologie und ihrer kulturrevolutionärer Geste: Er beweist die Unmöglichkeit einer Reform der höheren ideologischen Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft mit ideellen Mitteln, die das materielle Substrat, die kapitalistische Produktionsweise, die ihrerseits die Verkehrswise der Menschen untereinander und miteinander bestimmt, unbekümmert lassen! Letztenendes sogar sind die kulturrevolutionären Propagandisten ärger betroffen als die anderen Menschen; sie verlieren mit der Illusion, eine Veränderung herbeizuführen, auch die Hoffnung und zerstören sich und ihre Beziehungen. Auf den in letzter Konsequenz selbstzerstörerischen Zug weisen übereinstimmend Kritiker wie Verehrer der frühen Jungschen Prosa hin. O. Flake charakterisiert 1915 in einer Sammelbesprechung zur jüngsten Literatur Jungs „Sophie“ als „ein Buch ohnmächtiger sexueller Aufrührung, konstitutionellen Masochismus, der sich an den Wänden der Abhängigkeit den Kopf einstößt, mit jenen gelegentlichen Wüstheiten, die nicht viel mehr als das Zahnefletschen eines gehetzten Tieres sind (. . .)“ ⁷, worauf K. Pinthus, Jung verteidigend, im selben Jahr noch repliziert, daß manchem die neue expressionistische Literatur wie ein „sexualer Wirbel“ erscheine, „in dem, so bei Franz Jung, aus Dämmerung tauchend, Mann und Frau gegeneinanderragen, sich zerpeinigend, zerstechend, ohne, wiewohl sie's ersehen im Geist, einander helfen zu können, gut und milde zu sein“ ⁸. Jungs skandalöse Texte sollen den Zeitgeist treffen, dem sie mit Haß und Polemik begegnen. Keinesfalls sollte man sie, wie dies der Jung-Biograph A. Imhof vorschlägt, als „nicht engagiert“ einschätzen, da sie explizit „keinerlei Bezug zur Zeitgeschichte“ aufwiesen. ⁹ Einer kritischen Lektüre erscheinen Jungs

expressionistische Texte gleichzeitig als Ausdruck verkehrter Verhältnisse wie als „Protestation gegen das wirkliche Elend“ (Marx), dem im Akt des Schreibens durch minutöses Beschreiben endgültig die Maske des schönen Scheins, hinter der sich die kapitalistische Verkehrsweise immer schon gern versteckte, entrissen wird. Hier einzuwenden, daß Jung auf der Stufe bloß abstrakter Negation verharre, ohne mögliche Perspektiven oder gar den Entwurf einer positiven Utopie zu gestalten, die doch als permanente Forderung nach einer neuen Gemeinschaft stets mitschwingt, hieße, die historische Optik erkennen, deren sogar zeitgenössisch – linker Blick, korrumptiert von der imperialistischen Kriegshetze, sich zur Idee einer über allen Klassen schwelbenden, geeinten deutschen Volksgemeinschaft eintrübte. Erst nach der Desillusionierung durch den Ersten Weltkrieg, vor allem aber nach der Oktoberrevolution und dem nun erwarteten schleunigen Aufbau einer neuen Gesellschaft kam Jung ähnlich vielen anderen ehemals expressionistischen Autoren zur Formulierung einer alternativen sozialistischen Zielvorstellung, was den meisten Intellektuellen vor dem Krieg völlig unmöglich war. Imhof weist an der zitierten Stelle auch wenn er dies als Gegensatz zum fehlenden Engagement konstruieren möchte, auf die für Jung herausragende Bedeutung des Psychoanalyse hin, deren Dimension er in Jungs Werk an den „tiefsten Abgründen menschlicher Psyche“, die Jungs Texte ausmessen, abliest¹⁰.

Vor allem die Arbeiten des Psychoanalytikers und Freud-Schülers Otto Gross, den Jung 1911 als Student in München im Kreis, von Caféhaus-Bohème und Anarchisten aus Mühsams Tat-Gruppe kennengelernt hatte und mit dem er sich rasch befriedete, sind es, die nicht nur den jungen Literaten, sondern weite Kreise der jüngeren expressionistischen Intelligenz nachhaltig beeindrucken. Gross war mit Arbeiten über die Schizophrenie und andere spezifische Wahnvorstellungen, mit Arbeiten aus dem Grenzgebiet zwischen Kriminologie und Psychiatrie, sowie verschiedenen Schriften, die sich kritisch mit der Freudschen Lehre auseinandersetzen, bekanntgeworden. Durch seine Arbeit als Analytiker in München und die tägliche Beschäftigung mit zwischenmenschlichen Beziehungsschwierigkeiten, die ihm zusehends als letztinstanzlich gesellschaftlich determinierte und durch die Sozialisationsinstitution Familie, den „Herd aller Autorität“¹¹, vorab konditionierte erschienen, faszinierte er Franz Jung, der sich von ihm Antworten auf eigene, ähnliche Fragen erhoffte. Gross entwickelte 1913 in einer Serie kurzer Artikel, die in Franz Pfemferts Zeitschrift *Die Aktion* publiziert wurde, seine neuen, über Freud hinausgehenden und schon an W. Reich erinnernden Gedanken, die Psychologie des Unbewußten sei die Philosophie der Revolution, weil sie „den Menschen zur Freiheit innerlich fähig (mache)“, indem sie ihn über seine verschiedenen Obsessionen und die inneren Konflikte zunächst aufkläre¹². Gross begreift die bereits im frühen Kindesalter durch Autorität (= das Fremde) unterdrückte Sexualität (= das Eigene) als das „universelle Motiv“ für alle späteren Konflikte, Krankheiten und Psychosen. Allgemeiner Repräsentant der Autorität und damit alles Fremden ist der Familienvater, auf den sich demgemäß der Haß des aufgeklärten, therapierten Revolutionärs konzentriert und auf dessen Beseitigung die folgende plakativ-griffige Forderung zielt:

„Der Revolutionär von heute, der mit Hilfe der Psychologie des Unbewußten die Beziehungen der Geschlechter in einer freien und glückverheissenden Zukunft sieht, kämpft gegen Vergewaltigung in ursprünglichster Form, gegen den Vater und gegen das Vaterrecht“¹³.

Für Franz Jung müssen diese Gedanken eine enorme Bedeutung gehabt haben, da sie ihm halfen, Antworten auf eigene Fragen und Probleme zu finden, von denen er sich sporadisch durch die hektische Produktion von literarischen Texten zu befreien versuchte. Die frühen Texte, denen bekanntermaßen persönliche Erfahrungen zugrundeliegen – so reflektiert Jung in der häufiger schon erwähnten Emma-Schnalke-Novelle die chaotische Beziehung zu seiner ersten Frau Margot – haben für ihren Produzenten vorwiegend die Funktion, zumindest schreibend mit lebenspraktischen Aufgaben, die er handelnd nicht ausleben kann, zurechtzukommen. Schreiben erscheint wie eine Flucht; schreibend verdrängt Jung die eigene Unfähigkeit, mit seinen Berziehungsproblemen praktisch fertig zu werden. „Ich fing an, diese Novelle herunterzuschreiben, als säße mir jemand im Nacken, gehetzt und gestoßen und unter einem schmerzlichen Druck. Ich sah keinen Ausweg und auch kein Ziel. Eine Überfülle von Fragen, auf die ich mir selbst hätte antworten sollen. Ich habe die Antwort nicht gefunden. (. . .) Ich schrieb (. . .) diese Novelle aus der Gewißheit, mehr vielleicht aus der Erwartung heraus, daß ich all die unbeantworteten Fragen damit zudecken könnte, wegschieben zum mindesten – – –“ (SuB 1, 269). Präzise formuliert Jung hier die eigentümliche Verdrängungsfunktion, die er den eigenen literarischen Werken zumäßt. In der Zeitspanne, da er diese Schriften publiziert, lernt er Otto Gross kennen. Nicht nur daß Gross ihn wie der gesamten Schwabinger Bohème Sinn für psychoanalytische Vorstellungen und therapeutische Modelle vermittelt, darüber hinaus findet Jung einen Leidensgenossen, der eine auf frappante Weise ähnliche Lebensgeschichte aufweist. Wie Jung, der aus kleinbürgerlich-provinziellen Elternhaus kommt, hat sich auch der Sohn großbürgerlicher Eltern, Otto Gross, nur leidvoll und unter großen Anstrengungen von einem einflußreichen, despatischen, dabei universell gebildeten Vater, dem Kriminologen Hans Gross, lösen können.

Bei Kriegsbeginn 1914 melden sich Jung wie etliche seiner Berliner und Münchner Freunde schon sehr früh als Kriegsfreiwillige. Ob aus dem edlen Motiv, wie F. Mierau annimmt, um die Direktiven Mühsams zu befolgen, der die Parole ausgab: direkt an der Front gegen den Krieg zu arbeiten¹⁴, oder vielmehr aus tatsächlicher, spontaner Kriegsbegeisterung, was O. M. Graf in seinem Erinnerungsbuch „Wir sind Gefangene“ glauben machen will¹⁵, bleibt ungeklärt. Gründe gibt es für beide Hypothesen. Tatsache ist die frühe Desertion Jungs nach einer leichten Verwundung, die Gefangenannahme auf der Flucht und ein ungefähr halbjähriger Gefängnisaufenthalt, den Jung nutzt, um weitere Werke zu schreiben, die, wie fast alle zwischen 1913 und 1919 entstandenen, in Pfemferts Aktionsverlag publiziert werden. Nebenbei versucht er ständig, was zum Charakteristikum seines weiteren Lebens wird, sich entsprechend seiner juristischen und nationalökonomischen Qualifikation als Handelskorrespondent zu etablieren, um zumindest materiell gesichert zu sein. Die Zeit ausschweifender Tourneen durch Cafés und Kneipen scheint

nun endgültig vorbei zu sein. Auch mehren sich die Zeichen für eine allmähliche Entfernung von den expressionistischen Gesinnungsgenossen. Der Bruch erfolgt schließlich, als Jung, der sich politisch vom engeren Kreis der Aktionsmitarbeiter durch seine Unterstützung des Spartakusbundes (1917) ohnehin schon entfernt hat, die von Tzara, Huelsenbeck, Hausmann und anderen inszenierten Dadaaufführungen und Manifeste, alle unüberhörbar – mit den Worten Hausmanns – „gegen die bürgerliche Verklitterung, gegen einen verschrobenen Expressionismus und gegen eine unwahre Pathetik“ gerichtet¹⁶, mitorganisiert und mitunterzeichnet.

So gehen die grünen Jahre ihrem Ende zu, damit auch die vag-unbestimmten Hoffnungen, die von der keimenden politischen Einsicht in die historische Notwendigkeit einer umfassenden sozialen Revolution nun eindeutig in die Richtung weg von der eigenen Klasse und hin zur theoretischen wie praktischen Solidarität mit dem kämpfenden Proletariat gelenkt werden.

II) Politiker und Revolutionär. Literatur als „Waffe im Klassenkampf“ – „Die roten Jahre“

Wenn man äußere Daten liebt, dann könnte man zwei ungefähre markieren, zwischen denen sich Franz Jungs rote Jahre abspielen: 1917, als Jung mit der Unterstützung der illegalen Propagandaarbeit des Spartakusbundes beginnt, und November 1923, in dem Jung nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Sowjetunion nach Deutschland zurückkehrt. Auffällig ist der Kontrast zwischen der tatsächlichen Bedeutung dieser Jahre für die politische Entwicklung der ersten deutschen Republik wie auch für die eigene politische Biographie und ihre Darstellung in Jungs Autobiographie. Rückblickend erscheinen dem alten Franz Jung die wenigen Jahre wie eine beiläufige Episode in seinem wechselvollen Leben. Dabei muß die kurze Zeitspanne als wohl wichtigste Phase im Leben des Literaten, in der die meisten der bedeutenderen Arbeiten entstehen und über den Malik-Verlag und die kommunistische Presse erfolgreich eine massenhafte Verbreitung erfahren, angesehen werden. Mit Jungs später Selbstdarstellung werden wir uns noch zu beschäftigen haben; hier genügt die Feststellung, daß Jung sowohl der persönlich-politischen Entwicklung als auch den literarischen Arbeiten jener Jahre gegenüber wenig Verständnis entgegengebracht hat. Was Jung als bloße Episode seines Lebenswegs wahr haben will, klingt immer abenteuerlich selbst noch in der philologischen Version einer penibel-minutiösen Chronik, die man kaum ausführlicher, als Fritz Mierau dies getan hat¹⁷, schreiben könnte. Die Ereignisse überschlagen sich und eine Aktion jagt die andere, wo die politischen Verhältnisse zum prompten Reagieren nötigen und kaum Zeit zur kritischen Reflexion, wie zur theoretischen Verarbeitung lassen. Alles ist häufig spektakulär in Szene gesetzt, vor allem unter den Augen einer lüsternen Skandal- und Sensationspresse, daß dem weniger literarisch als politisch interessierten heutigen Zeitgenossen von weitem der Name Franz Jungs als der Name von einem linkskommunistischen Terroristen und Schiffsentrüher entgegenklingt der, um einen Parteiauftrag pflichtgemäß auszuführen, spornstreichs ein Schiff samt Besatzung entführt und vom geplanten Kurs weg und in Richtung Sowjetunion lenkt. In aller Kürze hier nur einige wenige herausragende Vorkommnisse zur

Orientierung: 1919 Beteiligung an den Januarkämpfen im Berliner Zeitungsviertel, Verhaftung und Flucht. Nach achtmonatiger Mitgliedschaft in der KPD wird Jung zusammen mit der linken Opposition aus der Partei ausgeschlossen; im April 1920 gründet er dann mit Alexander Schröder, Alexander Schwab und Bernhard Reichenbach die KAPD, in deren Auftrag er nach Moskau entsandt wird, um Lenin und der Kommunistischen Internationale den Standpunkt der KAPD darzulegen. Mehrere Unterredungen finden mit Lenin, Bucharin, Sinowjew und Radek statt, wobei sich Lenin wohl sichtlich in den kritischen Ergebnissen, zu denen er in seiner Untersuchung über den Linksradikalismus, „Der linke Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus“, gelangt, durch die verworrenen und abenteuerlichen Vorstellungen der deutschen KAP-Genossen bestätigt gefühlt hat. Jung bemüht sich um die Aufnahme der KAPD in die KI, damit die Partei überhaupt erst den Anschluß an die kommunistische Weltbewegung findet – ein Standpunkt, den die Mehrheit der KAPD-Delegierten später auf dem ersten Parteitag ablehnt. Nach der Rückkehr aus der Sowjetunion wird Jung wegen „Schiffraubs auf hoher See“ verhaftet, allerdings nach einem halben Jahr Untersuchungshaft gegen eine Kautions der Sowjetregierung wieder bis zur Hauptverhandlung freigelassen. Als Mitglied der Kampforganisation der KAPD organisiert Jung die März-Kämpfe (1921) mit; er wird nach deren Scheitern auf dem Weg nach England in Holland erneut verhaftet. Wie bei früheren Gefängnisaufenthalten entsteht auch jetzt eine Reihe literarischer Arbeiten. Von Holland, das zu einer Auslieferung an deutsche Behörden nicht bereit ist, geht Jung in die Sowjetunion (August 1921), er will längere Zeit hier leben und arbeiten. Er wird führender Funktionär von Münzenbergs Internationaler Arbeiterhilfe, tritt unterdessen aus der KAPD wegen ihrer Gegnerschaft zu Sowjetrußland und zur Komintern aus und versucht sich in praktischer Arbeit, zunächst beim Aufbau einer Zündholzfabrik in Nowgorod und dann beim Wiederaufbau einer Petrograder Werkzeugfabrik. Nachdem seine Projekte gescheitert sind, kehrt er unter falschem Namen nach Deutschland zurück, wo er von 1924 bis 1928 in Berlin lebt, sich als Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften ausweist und seine alten Geschäfte als Handelskorrespondent wieder aufnimmt. Neue Versuche jedoch, an die alte Publizität seiner Werke aus den frühen 20er Jahren anzuknüpfen, scheitern nicht zuletzt deshalb, weil, wie dies marxistische Literaturhistoriker zu Recht festgestellt haben, Jung sich praktisch schon nach der Rückkehr aus der SU von der Arbeiterbewegung losgesagt hat; damit verliert er den ehemals stabilen sozialen Hintergrund für den Inhalt seiner Texte, für die Darstellung des proletarischen Alltages und proletarischer Klassenkampfaktionen aufgrund der Überzeugung von der historischen Mission der Arbeiterklasse¹⁸. Wieder einmal steht der orientierungslose Außenseiter vor der ungewissen Zukunft. Nachdem die „grünen Jahre“ der Jugend und der Hoffnung im Aktionismus der „roten Jahre“ erschöpft worden sind, beginnt die neuerliche „Suche nach dem Halt“ (SuB 1, 505) Jung beendet in der Autobiographie das Buch über die roten Jahre, deren Ende mit der Ankunft in Deutschland bezeichnenderweise zusammenfällt, mit den Worten: „Ich war am Ende einer langen Reise. – Nach Hause – oder vielmehr von wo ich hergekommen war, zurückgekehrt“ (SuB 1, 483).

Bereits 1921, also auf dem Höhepunkt von Jungs Aktivitäten während seiner roten Jahre, schrieb der um einige Jahre jüngere Wieland Herzfelde, damals schon Herausgeber des *Gegner* und Leiter des Malik-Verlages, einen vielbeachteten Aufsatz, der unter dem Titel „Gesellschaft, Künstler und Kommunismus“ von den Schwierigkeiten proletarischer Literatur und speziell von den Problemen der aus dem Bürgertum kommenden und sich dem Proletariat anschließenden Literaten handelt. Äußerst scharfsichtig analysiert er die häufig übertrieben-emphatischen Vorstellungen jener Autoren, die als Erbschaften in ihre neue Rolle noch unbewältigte Reste der eigenen bürgerlichen Vergangenheit mitbringen. Ohne daß Herzfelde ausdrücklich bestimmte Autoren erwähnt, trifft er mit seiner Einschätzung doch ziemlich genau jenen Typus linksbürgerlicher Autoren, der – wie Franz Jung – zunächst ultralinke Positionen vertritt, um dann nach Einsicht in die Vergeblichkeit spontaner, in direkter Aktion die Verhältnisse revolutionär-verändernder Klassenkampfaktionen schon nach kurzer Zeit im Fatalismus und bei der Verabschiedung des Proletariats als des revolutionären Subjekts der Geschichte zu enden. Diese Künstler und Literaten sind in den Augen Herzfeldes Individualisten in der schlechten Bedeutung dieses Wortes. Mit ihren Dünkeln gegenüber den Vertretern der proletarischen Klasse auf der einen Seite und mit peinlicher Wahrung eigener Privilegien auf der anderen verstehen sie sich selbst den Weg einer Annäherung ans Proletariat.

„Sie lassen Pinsel und Feder liegen, konspirieren, sind heute da, morgen dort, haben sechs Namen, blicken geringschätziger auf alles, was nicht illegal lebt, leben selbst sehr schlecht und kleiden sich ärmlich, brechen tatsächlich die Brücken hinter sich ab (je nach Charakter aus politischem oder romantischem Bedürfnis). Sie gehen ins Proletariat. (...) Und so führt der Weg ins Proletariat gemäß den unentzerrbaren Gesetzen gesellschaftlicher Zugehörigkeit in ein anderes, ebenso überflüssiges Milieu wie das, dem man entflohen: in die proletarische Bohème. Die setzt sich zusammen aus verfolgungswahnsinnigen Radikalen, aus Leuten, deren Ehrgeiz und Ungeduld sie vom Arbeitsplatz oder aus dem unerträglich gewordenen bürgerlichen Heim trieb, aus Spitzeln, Scharlatanen und Hochstaplern, aus pathologischen, neurasthenischen, phantastischen Neulingen – unter ihnen die Künstler, welche nun glauben, der Klasse anzugehören, der die Zukunft gehört, die in Wirklichkeit aber auf die meisten jener Klasse wie auf Feinde blicken. „Kleinbürger“ ist ihr zweites Wort – und die Meinung, daß man den im wesentlichen Proletariat tatsächlich nur zu tief wurzelnden kleinbürgerlichen Geist nur durch Aufklärung und Propaganda, nur durch die Liebe, mit der man seinem verirrten Bruder naht, nicht aber durch Verachtung, Einschüchterung und Gewalt überwinden könne – diese Meinung nennen sie opportunistisch“¹⁹.

Wenn Herzfeldes Darstellung der linksbürgerlich-linkssektirischen Literaten, ein wenig überzeichnet erscheinen mag, was nicht zuletzt auf biographische Gründe – Herzfelde selbst versuchte sich von der seine Kindheit und Jugend prägenden bürgerlichen Umwelt und deren Einfluß zu lösen²⁰ – zurückzuführen ist, so beweist seine Einschätzungen doch ein beachtenswertes Maß an Weitsicht, deren antizipatorischer Gehalt sich erst nachträglich beim Rückblick auf den miteinander vergleichbaren Lebensweg verschiedener

Literaten und Künstler erschließt.

Franz Jungs Entwicklung von 1917 bis 1923 ist exemplarisch für eine ganze Reihe von bürgerlichen Künstlern, deren Anfänge im Expressionismus liegen, und die durch die weltgeschichtlichen Ereignisse, durch den Zusammenbruch der alten Welt im Weltkrieg, die Oktoberrevolution und den Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion, nun nach gesellschaftlichen und politischen Alternativen suchen und dabei vorübergehend sich dem Proletariat und seinen Organisationen anschließen. Deutlicher als bei jedem anderen literarischen Zeitgenossen spiegelt sich diese Entwicklung in den literarischen Erzeugnissen Jungs, die den historischen Zeitraum von der Novemberrevolution und deren Scheitern bis zur Restauration der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung in ihrer Weimarer Variante Mitte der 20er Jahre behandeln.

Zwei Themenkreise vor allem sind es, die Jung in seinen Arbeiten, insbesondere jenen, die sämtlich 1920 in Gefängnissen geschrieben wurden, variiert: einmal die Darstellung von Klassenkampfaktionen auf nationalem wie internationalem Boden sowohl im Stil einer Reportage („Joe Frank illustriert die Welt“) als auch als Roman oder Erzählung („Proletarier“, „Die rote Woche“) und als Drama („Die Kanaker“, „Wie lange noch?“), zum anderen die Beschreibung der mühsamen, aufopferungsvollen Aufbauarbeit des Sozialismus in der SU („Reise in Rußland“). In beiden Komplexen verarbeitet Jung eigene Erfahrungen, sowie er auch seine politischen Vorstellungen hier unterbringt, die als Möglichkeiten, auf konkrete historische Situationen adäquat zu reagieren, durchgespielt werden. Die ästhetische Dimension interessiert Jung scheinbar überhaupt nicht; wenn er seine Arbeiten dennoch mit den Untertiteln Erzählung oder Roman versieht, dann nur, um den Leser auf die spezifischen Unterschiede zwischen einer parteilichen Dokumentation fortlaufender Ereignisse im Reportagestil und der romanhaften Darstellung, die vor dem Hintergrund historischer Fakten literarische Fiktionen in ihre Handlung mit aufnimmt, hinzuweisen. Entscheidend ist immer der Gebrauchswert von Literatur, die Jung schon früh, lange vor den programmatischen Forderungen des BPRS, als „Waffe im Klassenkampf“, d. h. als ideologische Orientierungshilfe zur Vorbereitung der nächsten praktisch-revolutionären Schritte begreift. Unbestritten bei linken und marxistischen Literaturwissenschaftlern gilt heute die Auffassung, daß Jungs literarische Arbeiten der frühen 20er Jahre alle vergleichbaren proletarischen weit überragen. Die für die DDR-Germanistik repräsentative Geschichte der deutschen Literatur spricht Jungs Werken, den Romanen ebenso wie den Stücken, aber vor allem den Reportagen, ein deutliches Lob aus²¹. Doch steht die höhere Qualität, namentlich der Bücher aus dem Malik-Verlag, mit der Jung ausgezeichnet wird, in einem seltsamen Mißverhältnis zur faktischen Nichtbeachtung der Person Jungs, ja zu ihrer Degradierung zu einer Figur zweiten Ranges. Die einzige Erklärung dafür muß man in den freilich verworrenen linkskommunistischen Vorstellungen Jungs wie in seinem kurzfristigen Engagement für die antikenunistisch ausgerichtete KAPD suchen. Erst neueren Arbeiten von linken Literaturwissenschaftlern der BRD, die darum bemüht waren, die einseitige Fixierung auf den Expressionisten Jung zu durchbrechen, gelang eine differenziertere Auseinandersetzung mit den literarischen Arbeiten der roten Jahre und der dort propagierten

Ideologie²². In all diesen Arbeiten dreht es sich um die Darstellung exemplarischer klassenkämpferischer Aktionen, um heroischen proletarischen Widerstand wie um die Finessen der Bourgeoisie und die Inszenierung konterrevolutionärer Strategien. Entstanden nach dem Scheitern der Novemberrevolution und dem offenen Terror der „Noskiten“ beschäftigen sich die Texte mit der Frage, welche Mittel und Wege nun einzuschlagen sind, um den, wie man zu unrecht und mit ökonomistischem Denkschema im Kopf annahm, allmäßlichen Zusammenbruch des Kapitalismus zu beschleunigen. Die KAPD, später auch kurzfristig die KPD, gaben die Orientierung aus, zu offensiven Aktionen zu finden, worunter man den bewaffneten Aufstand und den Kampf um die Diktatur des Proletariats um jeden Preis und – vor allem – unabhängig vom realen Kräfteverhältnis der Klasse verstand. Wie abenteuerlich diese Taktik heute anmuten mag, so erfuhr sie zeitweise einige Verbreitung und bestimmte maßgeblich die Taktik der Märzkämpfe von 1921. Selbst Lenin mußte in einer Fußnote zum Nachtrag seiner Arbeit über den Linksradikalismus zugeben, daß es den „linken“ Kommunisten der KAPD durch ihre geschickte Agitation und durch gezielte Slogans besser gelang, damit unter den Massen Anhang zu finden²³. Vor dem historischen Hintergrund verschärfter Klassenauseinandersetzungen lesen sich Jungs Texte wie Illustrationen zu den Strategievorstellungen linkskommunistischer Theoretiker; sie sind – mit den Worten von Fähnders, Karrenbrock und Rector – „funktionaler Bestandteil“ von Jungs eigener politischer Praxis jener Jahre²⁴. In der Erzählung „Proletarier“ wie im Roman „Die Rote Woche“ bilden Leben und Kampf, Siege und Niederlagen des städtischen Proletariats und der mit ihm verbundenen Landbevölkerung im Nachkriegsdeutschland den Gegenstand. Ausgangspunkt der Erzählung ist eine friedliche Demonstration, die von der Polizei brutal niedergeknüppelt wird. Jung zeigt, wie sich das Klassenbewußtsein, das zunächst nur im dumpfen Gefühl gemeinsamen Demonstrierens auftritt, allmählich bildet, um schließlich zum bestimmenden Faktor zu werden. Ähnlich auch die Problemlage im Roman. Hier schildert Jung die Chronik revolutionärer Aktivitäten auf dem Land, die durch die Terrorakte weißer Truppen ausgelöst worden sind. Nicht zuletzt die Frage nach dem richtigen Bewußtsein, dem proletarischen Klassenbewußtsein und Gemeinschaftsgefühl, steht wieder im Vordergrund und entscheidet über Sieg oder Niederlage. Alles konzentriert sich darauf, ob sich das Proletariat dessen versichert und damit auch seines natürlichen Bewußtseins als des Bewußtseins vom Unterdrücktsein habhaft wird, Jung faßt dies zusammen: „Denn schließlich dringt einmal das durch, was sie alle wollen, und was immer von neuem wieder verschüttet wird; sie wollen mal alle alles gemeinsam machen und endlich untereinander alle zufrieden und glücklich sein. Wie die Sonne durch feinstes Gewölk dringt das durch, und läßt dann die Menschen aufatmen“ (RJ 1, 157f).

Die ebenfalls wie „Proletarier“ und „Die Rote Woche“ im Gefängnis geschriebenen Stücke „Die Kanaker“ und „Wie lange noch“ exponieren dramatisch dieselbe Idee, daß es auf die Bildung des Bewußtseins zum Klassenbewußtsein ankomme. In diesen Stücken, von denen Piscator meinte, daß sie mit ihrem politischen Inhalt und auch in ihrem formalen Aufbau, der eine neue Linie zeigte, am weitesten vorstießen in Richtung auf eine proletarische Bühnen-

kunst²⁵, klingen außerdem deutlich selbstkritische Momente an, in denen scharf die Fehler der proletarischen Klasse, vornehmlich ihre Lethargie, daneben auch ihr Neid und ihre Mißgunst sowie der dauernde Konkurrenzkampf untereinander angeprangert werden. Der zuletzt veröffentlichte Text aus den roten Jahren, „Die Eroberung der Maschinen“ (1923), knüpft an die historischen Ereignisse der Märzkämpfe an und expliziert noch einmal die linkskommunistischen Revolutionsvorstellungen. Interessant ist der Roman vor allem deshalb, weil es Jung hier zum ersten Mal gelingt, konsequent alle gültigen Form- und Strukturprinzipien des bürgerlich-realistischen Romans zu durchbrechen. Während Jung in dem Handlungsschema der „Proletarier“ noch das Einzelschicksal des Arbeiterfunktionärs Friedrich Küter integrierte, verzichtet er jetzt zugunsten der Aktionen des einzigen Klassensubjekts, des Proletariats, völlig auf die Darstellung einzelner Figuren und ihrer Entwicklung. Man hat diesen wie auch die früheren Texte Jungs deshalb als literarische „Pionierleistungen“ und als „avancierteste Ansätze“ auf dem Gebiet einer proletarisch-revolutionären Romanliteratur der 20er Jahre bezeichnet²⁶; verschwiegen werden sollte aber trotzdem nicht, daß sie sicherlich auch zu den am wenigsten leicht zu verdauenden Texten zählen, weil sie bewußt gegen alle tradierten Erwartungshaltungen, die eine gewohnte Romanlectüre erzeugt, konzipiert sind. Stattdessen schwiebt Jung die Konstruktion eines durch gemeinsamen Leidensdruck erzeugten und durch erste spontane Streik- und Kampfaktionen gefestigten neuen proletarischen Lebens- und Gemeinschaftsrhythmus vor, der – mit naturgesetzlicher Gewalt endlich hervorgebrachten – insgesamt für eine neue Lebensqualität sorgen wird. In den Schlußpartien des Buches erträumt ein namenloser Gefangener künftige Zeiten wahrer Gemeinschaft, nachdem mit der Revolution die Vorgeschichte der Menschheit abgeschlossen worden ist: „Er fühlte sich glücklich und frei. Er reckte sich hoch. Er fühlte, alles geht weiter und geht einen guten Weg. Der Gleichschritt aller Arbeitenden erklingt, er wird stärker und stärker. Manche seiner Bedingungen sind noch dunkel. Die Nachunkommenden werden, es besser wissen. Unser Sieg ist wie ein ehernes Naturgesetz. Im Blick bereits glüht das Glück freier Menschen. Es ist gleich, ob es heute oder morgen sein wird. Aber es wird. Und es ist!“ (RJ 2, 205f).

Daß diese visionäre Schau gerade von einem Gefangenen als Vermächtnis den Nachgeborenen mit auf den Weg gegeben wird, hat eine tiefere Bedeutung. Abgesehen vom überall gegenwärtigen biographischen Hintergrund, der in die literarische Gestaltung eingeflochten ist, hat das Gefängnis, ähnlich übrigens wie in den frühen Arbeiten Jungs die psychiatrische Anstalt, Symbolcharakter. Es ist der drastischste Ausdruck von Disziplinierungsmaßnahme, zu denen die bürgerliche Gesellschaft greift, wenn sie, politisch ohnmächtig, nicht mehr weiter weiß. Damit setzt sie jedoch eine verhängnisvolle Dialektik in Gang, deren Ergebnis das Gegenteil der beabsichtigten Disziplinierung ist. Denn der proletarische Gefangene erlebt sich – in den Augen Jungs – in dieser Ausnahmesituation als notwendig unterdrückt in dieser Gesellschaft von der herrschenden Klasse dieser Gesellschaft. Das Gefängniserlebnis stärkt das Gemeinschaftsgefühl und befestigt im Leiden das Klassenbewußtsein; so heißt es in einigen für Jungs Stil charakteristischen Sätzen aus einem Kapitel des

Romans, das den bezeichnenden Titel „Im Zuchthaus“ trägt: „So ging das von einem zum anderen, sie halfen sich gegenseitig und wurden wie ein einziger großer Stahlblock, an dem alle Versuche, sie niederzubrechen, zerschellten. Das Bürgertum wurde ohnmächtig. Die gefangenen Arbeiter hatten das Mittel gefunden, den Verwesungsversuch einer absterbenden Gesellschaft unschädlich und wirkungslos zu machen; die Gemeinsamkeit und das Gemeinschaftsbewußtsein“ (RJ 2, 97).

Interessant ist die Diktion, in der sich das neue Bewußtsein und die Erkenntnis über das revolutionäre historische Subjekt artikulieren. Von einer Rezeption des Marxismus ist wenig zu spüren; nachweisbar in den literarischen Texten sind allenfalls – Jung spricht zumindest häufiger von den Personen – Einflüsse des Frühsozialisten Fourier und der theoretischen Schriften Mühsams. Sehr viel deutlicher dagegen ist Jungs politische Vorstellungswelt auch in den Roten Jahren immer noch von den Lehren des Otto Gross beherrscht, dessen Revision der Psychoanalyse zu einer kritischen Sozialwissenschaft, die sozial- und massenpsychologische Prozesse bedenkt, Jung für seine Ansichten vom proletarischen Klassenkampf operationalisiert. Am zusammenfassendsten stellt Jung seine theoretische Überzeugung in der Essaysammlung „Die Technik des Glücks“ dar, der später dann noch ein zweiter Teil „Mehr Tempo! Mehr Glück! Mehr Macht!“ (1923) folgte. Obwohl 1921 erschienen, fußen die Überlegungen Jungs auf Gedanken, die schon aus der Zeit von 1915/16 als Jung gemeinsam mit Gross die Zeitschrift „Die Freie Straße“ plante, stammen. Insgesamt sind sechs Folgen der Vorarbeit zu dieser nie herausgekommenen Zeitschrift fertiggestellt worden, in denen bereits das ganze Programm der Technik des Glücks enthalten ist. Wenn Jung im „Weg nach unten“ davon spricht, daß er in der „Technik des Glücks“ seine Stellung zur Gesellschaft und zur menschlichen Umgebung fixieren wollte (vgl. SuB 1, 423), dann stimmt diese Einschätzung nur zur Hälfte, weil sie verschweigt, daß hier an Überlegungen aus der Zeit der beiden ersten Kriegsjahre angeknüpft und im Prinzip nur wenig Neues verhandelt wird. „Neuordnung der Beziehung (Tribe und Empfindungen)“ bei gleichzeitigem Kampf gegen das alltägliche kranke Leben in der bürgerlichen Gesellschaft, so lautet die Parole 1915 (vgl. W 111), die mit der Forderung, einen neuen Gemeinschaftsrhythmus zu suchen, endet: „Und ich und du und Du und alle miteinander erheben. Miteinander erlebensfähig werden. Miteinander ohne Zu und Gegen, ohne Klischees wie Haß und Liebe, Religion, Weltgefühl und Zahnweh (Ichgefühl). Überhaupt ohne Gefühl, sondern voll Wissen und Sein“ (W 160). Der Weg dahin führt über die Befreiung der eigenen Sexualität, die Lösung von allen herkömmlichen Bindungen und die Erziehung zum „Sexualimmoralismus“ worunter so etwas wie persönliche Entfaltung verstanden wird; „Entfaltung – lebe Dein Erleben, damit Wir leben. Revolution um Sexualität! Nur Sexualität!“ (W 170). Was hier noch in gesellschaftlicher Perspektive reichlich unspezifisch und unverbindlich formuliert wird, ergänzt die „Technik des Glücks“ durch die Benennung eines historischen Subjekts als des Trägers des neuen Gemeinschaftsgefühls. Nur das Proletariat ist imstande, das Gefühl der Gemeinsamkeit, das noch über dem Klassenbewußtsein liegt, ja aus diesem hervorgeht, zu erleben, weil sich im Proletariat Leid und Unterdrückung konzentrieren und dem

geknechteten, proletarischen Bewußtsein seine Arbeit als „gehemmte Begierde“, wie es Hegel einmal ungewohnt anschaulich formulierte, erscheint. Die Arbeit bildet; abgesehen davon, daß sie als entfremdete begriffen wird, schweißt sie die Massen, die sich in den riesigen kapitalistischen Produktionsstätten gemeinsam als Industrieproletariat erleben, erst zusammen. Der neue Lebensrhythmus, den das Proletariat und damit zur Aufhebung des Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit durch den proletarischen Klassenkampf. Das Kapital zu beseitigen, heißt, „Gegenrhythmus und Leidquelle“ aus der Welt zu schaffen²⁷.

Jung apostrophiert das Kapital als Gegenrhythmus, damit die Herrschenden als unfähig zur Revolution. Demgegenüber „ist nur die Klasse der Ausgebeuteten und Unterdrückten, der Besitz- und Wertlosen revolutionsfähig, revolutionsreif, revolutionssiegreich“²⁸. Das proletarische Gemeinschaftsgefühl ist der ständige Motor der sozialen Revolution und auch die Quelle eines neuen Liebes- und Glücksempfindens: „Glück ist, (. . .), im Bewußtsein des Einzelnen die rhythmische Gemeinsamkeit im Erleben der Gemeinschaft, ein fortgesetzt pulsierendes Geschehen, das, vom Bewußtsein in den Zustand und in das Sein verankert, Ruhe und Sicherheit ausdrücken würde“²⁹. Liebe ist gesteigertes Glücksempfinden; sie ist „das Glück der Gemeinschaft wie das lebendige Bewußtsein der Gemeinschaft des Glücks des einzelnen ist“³⁰. Das Erleben des neuen Gemeinschaftsgefühls ist ein Weg wieder zurück in die erste eigentlich organische Natur des Menschen; und mit rousseauistischem Pathos wird dieses Zurück, jener „Grundsinn“ aller Revolutionen, von Jung dann auch beschworen. „Nur ist eben Natur nicht die Wiese mit Blumen und Tieren, nicht der Bach und Wald in seiner Gefühlsverknüpfung von Himmel, Traum und Jungfräulichkeit, sondern Natur ist der gleichschwingende seelische Kontakt mit der Umwelt, das organische pflanzliche Gemeinschaftsbewußtsein, das Mitströmen im Strom des Lebendigen des All“³¹.

Diese letzten Sätze vor allem machen klar, daß die „Technik des Glücks“, auch wenn diese das Proletariat meint und von seiner Revolution häufig redet, letztenendes ein Weltbild illustriert, das stark von psychoanalytischen Überlegungen, aber auch, worauf schließlich der alte Franz Jung immer mehr zurückgreifen sollte, von biologisch-vitalistischen Gedanken beeinflußt ist. Jungs Theorie hat mit der wissenschaftlichen Weltanschauung des Marxismus/Leninismus nichts gemein, seine Vorstellungen von einer neuen Gemeinschaft ebensowenig mit der zeitgleichen praktischen Aufbauarbeit des Sozialismus. Beides, die Theorie wie die Praxis des Sozialismus, tauchen in den „Technik des Glücks“ nicht auf, wobei sich der Mangel einer durchdringenden ökonomischen Analyse, die als notwendige Voraussetzung zur Einschätzung der Bedingungen einer Revolution angesehen werden muß, bei einem immerhin ausgebildeten Ökonomen um so schmerzlicher bemerkbar macht. Den materiellen Ursachen, die zu revolutionären Situationen führen, schenkt Jung in der „Technik des Glücks“ keine Aufmerksamkeit. Ihm geht es vielmehr um den subjektiven Faktor, um die psychische Disposition des Subjektes vor und in der Revolution und um die Bereitschaft des Subjekts, ausgehend von der gemeinsam erlittenen Unterdrückung ein neues kollektives Gemeinschaftsgefühl resp. -bewußtsein aufzubauen. Daß dieses kaum mehr etwas mit dem marxistischen

Klassenbewußtseinsbegriff zu tun hat, der zur selben Zeit von Theoretikern der europäischen Arbeiterbewegung nachdrücklich, wenn auch oft mit nicht weniger problematischen Konsequenzen diskutiert wurde, braucht nicht ausführlich dargelegt zu werden: Der Appell an die nebulöse Gemeinschaft verwischt tendenziell die Klassenschranken, wo er diese nicht gar aufzuheben trachtet!

Für das Verständnis Franz Jungs aber kann die „Technik des Glücks“ nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nicht nur markiert sie Jungs idealistische Theoreme der 20er Jahre, deutlicher als dies die Romane und Erzählungen erkennen ließen, sie formuliert dabei zugleich Antworten auf Probleme und Fragen, mit denen sich schon die Arbeiten aus dem expressionistischen Jahrzehnt befaßten. Darüber hinaus entwirft die „Technik des Glücks“ auch zum ersten Mal in Jungs Schaffen die positive Utopie einer neuen, Herrschaft und Zwang entbehrenden Menschengemeinschaft, deren Bild noch die Hintergrundfolie jener Berichte und Reportagen, die die Mühen sozialistischer Aufbauarbeit in der SU dokumentieren, abgibt. Wichtiger als die veränderte Basis der gesellschaftlichen Produktion, die sozialistischen Eigentumsverhältnisse, sind für Jung der neue Lebensrhythmus und das neue Gemeinschaftsgefühl, was die Menschen miteinander verbindet. In der sozialistischen Aufbauarbeit der jungen Sowjetrepublik sieht Jung eigene theoretische Vorstellungen praktisch realisiert. In der Autobiographie spricht Jung deshalb auch vom großen Erlebnis seines Lebens und datiert den Beginn einer völlig neuen Weltsicht auf den ersten kurzen Aufenthalt in der SU 1920 zurück. „Es ist das große Erlebnis meines Lebens geworden. Das war es, was ich gesucht habe und wozu ich seit Kindheit ausgezogen bin: die Heimat, die Menschenheimat. Immer, wenn ich in den Jahren nachher mich vor die Niedertracht der Menschen gestellt sah, die abgrundtiefe Bosheit, Treulosigkeit und Verrat im Charakter des Menschen (. . .), brauchte ich nur diesen 1. Mai in Murmansk ins Gedächtnis zurückzurufen, um mein inneres Gleichgewicht wiederzufinden.“ (SuB 1, 360) Ein Fazit der positiven Eindrücke vom zweiten Arbeitsaufenthalt von August 1921 bis November 1923 zieht er ebenfalls im „Weg nach unten“: „Es ist für mich ein gewaltiger Auftrieb gewesen. Ich habe erstmalig angefangen, die Welt neu zu sehen und mit anderen Augen“ (SuB 1, 461). Ihren literarischen Ausdruck erhalten die Ansichten vom sozialistischen Aufbau in einem Betriebsroman und in vier Berichten und Reportagen, die, zwischen 1919 und 1923 entstanden, die Entwicklung der SU widerspiegeln. Schon in der ersten Arbeit „Reise in Rußland“, die die wichtigsten Eindrücke der ersten kurzen Reise protokolliert, macht Jung klar, daß es ihm, abgesehen von der Authentizität der Darstellung, auch um eine pädagogische Dimension, nämlich um die ideologische Aufrüstung des deutschen Proletariats, dem das Bild einer siegreichen Revolution vor Augen geführt wird, geht. Die letzten Sätze der Vorbemerkung sprechen die Funktion dieses Berichts aus, sie könnten aber zugleich auch vor den anderen dokumentarischen Arbeiten stehen. „Dem deutschen Volk an dem russischen Beispiel den Gedanken der Selbstdisziplin, der Gemeinschaft, der Brüderlichkeit und der gegenseitigen Hilfe näher zu bringen, das ist der Zweck dieser schnell hingeworfenen Skizze“ (SuB 1, 43). Den Sieg des Sozialismus, von dem selbst allerdings wenig die

Rede ist, führt Jung auf Gefühle wie die der Gemeinschaft und Brüderlichkeit – ein Kult, den die „Technik des Glücks“ bereits überschwenglich entwickelte – zurück, um damit die Zurückgebliebenheit und Führerhörigkeit namentlich des deutschen Proletariats zu kontrastieren. Das ängstliche Schießen der proletarischen Führer vor allem aus den Reihen der KPD auf Sowjetrußland – „Sie schielen ständig nach Moskau, unsicher, was der Meister sagt, und ängstlich besorgt, auch ja keinen Fehler zu machen. Sie studieren. Von früh bis abends, sie schreiben und schreiben. Aber es wird alles Mist“ (SuB 1, 73) – ist für Jung ebenso erbärmlich und verhängnisvoll wie die deutsche Krankheit, sich immer und überall theoretisch mit dem Weltgeschehen abzugeben. Einen Prototyp für diese Haltung verkörpert der deutsche bürgerliche Intellektuelle, aus dessen wenig schmeichelhafter Charakteristik in der „Reise in Rußland“ uns auch Züge von Selbsthaß entgegentreten: „Ich hasse die Leute, die hinterm Schreibtisch sitzen und durch Hornbrillen sich die Ereignisse belesen. Denen ein Weltgeschehen auf Befehl vorgeführt wird, damit sie ihre Analysis, die sie sich ersessen, wie andere Hämorrhoiden, daran erproben können. Die sozialistischen und kommunistischen Theoretiker in Deutschland sind von solchem Schlag. Man sollte sie allesamt aufhängen, damit besseres Licht in Deutschland wird“ (SuB 1, 9). Gerade von den Intellektuellen („den abgerichteten deutschen Hohlköpfen[n]“ (SuB 1, 74) fordert er mehr revolutionär-praktisches Engagement anstelle von theoretischen Weisheiten, deren Kenntnis und Propagierung Jung als Privilegien verdächtigt. Das alte Mißverhältnis zwischen der Hand- und der Kopfarbeit wird hier angesprochen, diesmal von einem kopflastigen Intellektuellen, der sich der eigenen Vergangenheit schämt und der sich halsüberkopf, ohne mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben, einer neuen Rolle verschrieben hat: Berichterstatter der proletarischen Kämpfe zu werden! In erster Linie erfordert das die „Achtung vor der Gemeinschaft“ und die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, die Jung als bewußtseinsmäßige Voraussetzungen dem proletarischen Führer wie dem proletarischen Künstler abverlangt, und ohne die allenfalls Politik wie auch Kunst von oben für das Proletariat entsteht. Stattdessen müsse jedoch das Proletariat aus sich selbst, aus dem Bewußtsein und Gefühl seiner Gemeinschaft heraus seine Politik und Kultur, seine Kunst entwickeln. Dabei kommt dem Intellektuellen die Aufgabe zu, Sprachrohr zu sein.

In einem Aufsatz von 1920 über „Proletarische Erzählkunst“ formuliert Jung Überlegungen, in denen man Gedanken, die Jahre später von Gramsci detaillierter ausgearbeitet worden sind, erkennen kann. Ähnlich wie Gramsci, der die Formel vom organischen Intellektuellen aufgebracht hat als – im Gegensatz zum traditionellen Intellektuellen – demjenigen, der organisch-gesetzmäßig gleichzeitig mit der Klasse und aus der Klasse auftritt, um dieser „Homogenität und das Bewußtsein ihrer eigenen Funktion zu verliehen“²³, argumentiert auch Jung, bezogen auf das Gebiet der Kunst, für klasseneigene Produktionen, die von Intellektuellen aus der Klasse für die Klasse geschaffen worden sind. Scharf greift er den Proletkult an, der ihm „noch eine rein bürgerliche Angelegenheit ist“ und der „nichts zu tun hat mit proletarischer Kunst“. Diese ist „im Gegensatz zur allgemeinen marktgängigen Anschauung ausschließlich Produkt der Klasse, der Klassenideologie und des Klassengegen-

satzes“ (W 241). Paradigmatische Bedeutung kommt den Schriften Jack Londons zu, in denen Jung, was er für das charakteristische Moment der neuen proletarischen Kunst hält, „den Rhythmus kollektiven Geschehens“ sieht (W 243). An anderer Stelle beschreibt er London, den „Dichter der Arbeiterklasse“, als einen Schriftsteller, der „aus dem Leben und den sozialen, psychologischen und proletarischen Bedingungen heraus geschrieben (hat)“ (W 283), der also – mit Gramsci zu reden – organisch aus dem Proletariat herausgewachsen ist und diesem nun literarisches Selbstbewußtsein einflößt. Die beiden charakteristischen Typen intellektueller Entäußerung in der proletarischen Klasse sind der Politiker und der Künstler; Prüfstein für ihre Treue ist die Massenverbundenheit, die sie in ihrer Arbeit stets unter Beweis zu stellen haben. So berechtigt für beide auch die Forderung klingt, sich der eigenen Massen- bzw. Klassenbasis stets zu versichern, nimmt sie doch in den Jungschen Formulierungen eine groteske Verzerrung an. Dem aus dem Kleinbürgertum stammenden und über lange Jahre der Irritation und permanenten Suche endlich auf Seiten der unterdrückten Klasse gelangten Literaten Franz Jung, sitzt der Haß auf das ganze Bürgertum, auf die bürgerliche Kultur und besonders ihre Hohenpriester noch zu tief im Nacken, als daß er ohne Ressentiments die Aufgabe eines proletarischen Intellektuellen beschreiben könnte. Aus Angst vor dem Autonomiegeplänkel der schönen Seelen, die sich gemein machen allenfalls mit Gleichgesinnten in abgeschiedener Bohème-Idylle – ein Bild, das Jung allzu vertraut war aus der Münchner und Berliner Vorkriegszeit, – will er den proletarischen Intellektuellen bedingungslos dem Willen der Gemeinschaft unterwerfen. Genau daran aber zeigt sich der tiefe Unterschied zwischen dem Konzept Gramscis, dessen proletarischer Intellektueller, da er ein Kind seiner Klasse ist, es gar nicht nötig hat, sich unbedingt zu unterwerfen, und den Forderungen Jungs an die Intellektuellen, die, auch wo sie noch so aufopferungsvoll kämpfen und sich der Gemeinschaft abheimstellen, immer als Überläufer aus dem Bürgertum von Jung angesehen werden, die mithin „nur“ traditionelle Intellektuelle sind, denen man am besten dauernd auf die Finger schaut. Jung selbst übernimmt alte Vorurteile der Arbeiterbewegung gegenüber den Intellektuellen, wobei es die Ironie in seiner Entwicklung will, daß im Fall des Franz Jung das Vorurteil einmal mehr bestätigt worden ist. Jungs emphatische Propaganda eines neuen Gemeinschaftsrhythmus, an dessen praktisch-gelebtem sowjetischen Vorbild sich die Arbeiterbewegung allerorten zu orientieren hat, bricht schon schnell zusammen als 1923 der vermeinte Rhythmus außer Takt gerät und auch der Klang Jung zu mißfallen beginnt: Die Sowjetunion plant mit dem Programm der Neuen ökonomischen Politik den Sozialismus in einem Land aufzubauen, während sich gleichzeitig in Westeuropa die Arbeiterklasse auf einen längerfristigen Klassenkampf mit der wiedererstarkten Bourgeoisie einrichten muß und deshalb linksradikale Vorstellungen vom unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch des Kapitalismus verabschiedet. Jung, der alle dem mit politischem Unverständnis begegnet, macht, nachdem er enttäuscht aus der SU zurückgekehrt ist, das Proletariat insgesamt für sein Versagen verantwortlich. Mangelnder Gemeinschaftsgeist als die Quelle der politischen Fehler, lautet seine simple These.

III) Der rasende Torpedokäfer

Das weitere Leben Jungs nach der knapp sechs Jahre währenden Etappe der Roten Jahre ist nicht weniger spektakulär. Das folgende Jahrzehnt bis zum Beginn der Hitlerdiktatur verlebt Jung meist in Berlin, wo er als Handels- und Wirtschaftskorrespondent und Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften sein Auskommen findet. Auch eine Verlagsgründung wie die Finanzierung einiger Aufführungen der Piscator-Bühne fallen in diese Zeit. Nur mit der Publikation der eigenen literarischen Arbeiten jener Jahre hat Jung Schwierigkeiten. Häufig ist von Ablehnungen die Rede; seine Stücke seien zu koplastig, die Romane zu nüchtern. Abgesehen von verschiedenen kleineren Zeitschriftenbeiträgen hat Jung schließlich nach 1931, als sein Roman „Hausierer“ erscheint, bis 1961 überhaupt keine eigenständige Buchveröffentlichung mehr veranstaltet. Dabei zählen die Jahre literarischer Abstinenz finanziell noch zu den erfolgreichsten.

Nach der Freilassung aus Gestapohaft 1936 emigriert Jung erst nach Prag, wo er an den Deutschland-Berichten der SPD mitarbeitet, dann nach Paris und Genf (1938), von wo er sich nach Budapest wendet, um dort fünf Jahre (von 1939 bis 1944) zuzubringen. Die Kriegsjahre sind die Jahre seines Lebens, die nicht von materieller Misere überschattet sind, wie der Jung-Biograph Imhof feststellt. „Durch den ‚Central European Service‘ fand er Zugang zum Maklertum, zum schweizerischen Banken- und Versicherungswesen, zum internationalen Handel und internationaler Wirtschaft. Aus den vielen Unternehmungen floß reichlich Geld, das ihn zeitweise in die Lage versetzte, den durch die Vertreibung aus Deutschland verarmten Freunden zu helfen“.³³ 1944 wird Jung dann wieder verhaftet, doch gelingt ihm die Flucht. 1945 erfolgt die neuerliche Verhaftung in Norditalien und eine „Odyssee durch Arbeitslager, Festungsfängnisse und Gefangenengelager“.³⁴⁾ Nachdem ihn die Amerikaner schließlich freigelassen haben, beginnt der buchstäbliche „Weg nach unten“. Alle Versuche, in Europa Fuß zu fassen, scheitern. Jung geht in die USA, wo er von 1948 bis 1960 ununterbrochen erst in New York, später in San Francisco lebt und als Wirtschaftsstatistiker und Wirtschaftskorrespondent verschiedener, auch deutscher Zeitschriften arbeitet. Parallel dazu versucht er, wieder in der literarischen Welt zu reüssieren. Mit geringem Erfolg freilich. Die letzten drei Lebensjahre verbringt der alte Mann rastlos in Europa, in Wien, San Giovanni Rotondo und Salzburg wie in der Provence und Paris, meist allein und finanziell abhängig von den Freunden und Bekannten. Wenig beachtet stirbt Jung 1963 in einem Stuttgarter Krankenhaus an Herzinfarkt.

An literarischen Arbeiten entstehen während der letzten Jahre die Autobiographie „Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit“ und mehrere Essays, die – für den Rundfunk geschrieben – Jungs neue Interessen schwerpunkte dokumentieren. Besonders gründlich hat sich Jung mit der Biosophie Ernst Fuhrmanns auseinandergesetzt³⁵, daneben ragen das Interesse an den psychoanalytischen Schriften Wilhelm Reichs, den Jung bereits seit 1929 kannte und den er als direkten Nachfolger seines Freundes Otto Gross einschätzte³⁶, und die alte Vorliebe für Jack London heraus³⁷. Aber auch die Geschichte des Aberglaubens und der Hexenkultur sowie „die Magier, die Wahrsager, die Asozialen in der heutigen Gesellschaft“ (SuB 2, 1 103) üben

eine Faszination auf Jung aus, der ihnen in einer Studie über „Die Albigenser“ ein Denkmal gesetzt hat. Zu recht konstatiert Imhof, daß Jungs Sympathien immer den „Sternen gegen die Gesellschaftsordnung“, „die von dieser mißverstanden, geächtet und verurteilt wurden“, gehörten. Einen ebensolchen Stern gegen die Gesellschaftsordnung führt uns Jung auch in seiner Autobiographie vor. Wenn vieles in ihr nachträglich stilisiert scheinen mag, wie z. B. die völlig negative Einschätzung seiner Roten Jahre, so zeigt sich doch ein typischer Charakterzug in der Entwicklung Jungs Individualismus, der ihn schon früh drängt, sich als Außenseiter in der Gesellschaft zu empfinden. Doch gleichzeitig ist dieses Außenseiterbewußtsein stets auf der Suche nach der neuen Gemeinschaft, auf der Suche nach Ruhe und Geborgenheit in der Gemeinschaft, die es vorübergehend glaubt, im Proletariat und seinem Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft und für neue Formen menschlicher Gemeinsamkeit gefunden zu haben. Die Enttäuschung über fehlgeschlagene Aktionen und die ausbleibende Weltrevolution, ein Resultat von Jungs Rastlosigkeit und Hektik, dem Fehlen von so etwas wie revolutionärer Geduld, verschafft sich Luft im Rückzug aus der Tagespolitik und im Haß auf jegliche Organisationsform, bis sie sich schließlich in monomanischer Selbstanalyse zerfleischt. Letzteres zeigt der „Weg nach unten“ deutlich. Jungs später Egomanie ist alles egal, Gott und die Welt überflüssig und der Leser ein verabscheuungswürdiges Subjekt. Die Provokationen sind verletzend, und genau so sind sie auch gemeint: „Ich möchte nicht gerade prätentiös erscheinen, aber ich kann nur sagen, es ist mir völlig gleichgültig, was die Leute denken und reden, damals wie heute. Ich habe ausreichend mit mir selbst zu tun, viel bitterer in der Eigenbewertung als sich diese Figuren das vorstellen können“ (SuB 1, 594). Über die Absicht des Buches schreibt er an seinen alten Bekannten und Schriftstellerkollegen Emil Szittya, der Jung seine kritischen Bemerkungen nach der Lektüre des Buches mitteilte, daß es ihm nicht darum gegangen sei, „eine Weltanschauung oder sonst was niederzulegen“, vielmehr beabsichtigte er „eine Darstellung, Wiedergabe und versuchsweise eine Erklärung (seiner) eigenen Reflexe zu den Vorgängen um (sich) herum“ (SuB 2, 1 265). Ähnlich klingt eine Stelle in der Autobiographie: „Ich versuche eine Analyse anzudeuten, leider nicht zu geben, einer durchschnittlichen Entwicklung an einem Einzelwesen, in seiner Stellung zur Umwelt, in der Widerspiegelung, im Strudel dieser Zeit, in der Auflösung aller Tradition und Bindung, in der Unfähigkeit, der Gesellschaft dafür einen Ersatz zu schaffen. In dieser Entwicklung die Aufenthalte, die Hemmungen, die Widerstände aufzuzeigen gegen diese Zeit, gegen diese Gesellschaft und für den einzelnen gegen sich selbst . . .“ (SuB 1, 605). Schreiben ist demgemäß Mittel zum Zweck, und schreibend vergegenwärtigt sich der Autor die Stationen seiner Entwicklung. Unbändiger Haß entsteht gegenüber dem stillen Voyeur, dem „interessierten Leser“, dem er in Briefen an Leonhard Frank, an Cläre Jung und Karl Otten (vgl. SuB 2, 1 076, 1 081, 1 087) am liebsten den Garaus machen würde: „Sollte einer beim Lesen vor Ärger einen Herzschlag kriegen, das wäre mein größter Triumph“ (SuB 2, 1 992). Man merkt, daß hier einer gegen sich selbst wütet. Ein einzelner, der ein literarisches und gesellschaftliches Außenseiterdasein führt, kämpft um einen Platz in der Welt. Das eindringlichste Bild, das uns Jung

von sich überliefert hat, ist das des Torpedokäfers aus dem gleichnamigen Kapitel im „Weg nach unten“:

„Das Ziel ist groß genug. Das Ziel ist geradezu drohend, in abschreckender Klarheit, überdimensionale Präzision. Es wird sein, daß mehr Anziehungskraft ausgeht von diesem Ziel, als in dem motorisierten Antrieb des Fluges sich umsetzen ließe . . . Ein sehr schmaler Eingang, der Durchgang zum Ziel, der verdeckt ist und sich wahrscheinlich verschiebt, in der Blitzsekunde des Anpralls; daher der Sturz. Dieser Sturz wird sich wiederholen. Es ist die biologische Eigenschaft des Torpedokäfers, daß er das Ziel anfliegt und stürzt. Einmal am Boden, ist dann alle Kraft gewichen. Es ist Schaden entstanden. Der weiche Rücken ist im Sturz verletzt. Die Platten sind angeschlagen, später auch gebrochen. Am Boden klaut sich der Käfer zusammen, bewegt, was sich noch bewegen läßt, schlepppt sich zurück und kriecht – für den Beobachter steht es bereits fest: Der Käfer wird es nicht schaffen. Aber er schafft es. Wieder zurück zu dem Punkt, von wo aus er startete.“

Der Start muß warten. Die Verletzungen müssen heilen, die Schäden auswachsen. Leben schwingt bereits wieder in vorbestimmtem Rhythmus. Der Körper pulst und wird sich weiter straffen. Der pflaumig weiche, der ungeschützte Rücken, würde jemand die Hand darüber streifen lassen, ist warm – und würden aus dieser Liebkosung Worte sich bilden können, so wären sie voller Zutrauen und Zuversicht.

Ich habe den Flug unzählige Male in mir selbst erlebt, bei Tag und bei Nacht. Das Ende ist immer das Gleiche gewesen: Anprall, Sturz, Kriechen am Boden, sich zurückzubewegen zum Ausgangspunkt, zum Startplatz – mit Mühe und jedesmal unter größeren Anstrengungen.

Die Wand, gegen die der Käfer anfliegt, ist solide gebaut. Generationen von Menschheit stehen dahinter. Möglicherweise ist die schmale Öffnung, die angepeilt wird und die noch von Zeit zu Zeit aufleuchtet, vorher wie nachher, nur ein Trugbild und sie besteht in Wirklichkeit nicht. In der Folge von Generationen wird sie erst geschaffen, in Opfern herausgemeißelt und aufgesprengt werden –“ (SuB 1, 620f).

Der minutiösen Beschreibung von den Flugversuchen des Käfers unterlegt Jung eigene Erfahrungen. Ähnlich dem Käfer, der „wie ein Torpedo“ vorwärts getrieben wird (SuB 1, 619), dem Ziel zu, jener kleinen Öffnung nach draußen, durch die schon Licht schimmert, fühlt sich auch der Autor Franz Jung zum Licht hingezogen. Und so wie der Käfer gegen die Wand, die ihm den Weg versperrt, fliegt, abprallt und neue Versuche unternimmt, endlich den Weg ins Freie zu finden, so trifft der Autor auf eine Wand festgefügter Normen und Konventionen, auf eine grundsolide Mauer bürgerlicher Verhältnisse, woran er sich stößt: „Anprall, Sturz, Kriechen am Boden, sich zurückzubewegen, zum Startplatz“. Einzig Hoffnung läßt ihn leben, die Hoffnung auf eine nicht näher präzisierte Alternative: auf den neuen Menschen etwa, auf neue menschliche Beziehungen und eine andere Gesellschaft? Jedenfalls auf etwas, das die Menschen nicht in beschaulicher Kontemplation erträumen können, sondern in harter Arbeit erst herzustellen haben. Eine „schmale Öffnung“ in die stabile Ordnung zu meißen, erfordert „Opfer“, Vorkämpfer, die den Hoffnungsgedanken aufrechthalten, Autoren nicht zuletzt, die selbst in Zeiten der Ver-

zweiflung noch den utopischen Gedanken von einem nahen Beschuß der auf Ausbeutung und Unterdrückung beruhenden Vorgeschichte der Menschheit vertreten.

In dem gelungenen Vergleich mit dem Bild vom Torpedokäfer, der arg geschunden zwar, dennoch der Wand widersteht und beharrlich nach einem Ausweg sucht, straft der Autor auch sein eigenes Selbstporträt vom unverstehenden, skeptischen Außenseiter Lügen. Eine frühere Edition der Autobiographie ist von den Herausgebern unter dem Titel „Der Torpedokäfer“ veröffentlicht worden³⁸, mit einem Recht, denn vom Torpedokäfer-Kapitel ausgehend die Autobiographie zu lesen, heißt Person und Werk Franz Jungs in ihrer Gesamtheit und Widersprüchlichkeit in den Blick zu nehmen und sich nicht von der vielfach irreführenden Selbsteinschätzung Jungs verführen zu lassen, der schon mit dem Titel „Der Weg nach unten“ – die Rezeption deutlich auf seine späte Position, die mit der Leugnung bzw. Mißachtung früherer Lebensetappen und Werke einhergeht, fixieren wollte.

Anmerkungen

¹ In erster Linie beschäftigte ich mich in diesem Aufsatz mit der von Petra und Uwe Nettelbeck im 2001-Versand erschienenen Ausgabe „Franz Jung: Schriften und Briefe. 2 Bde. Frankfurt/M. 1981“ (abgekürzt = SuB). Darüber hinaus benutze ich den ersten Teilband der auf zehn Bände angelegten Werkausgabe von Lutz Schulenburg: „Franz Jung: Feinde ringsum. Prosa und Aufsätze 1912 bis 1963. Werke Bd. 1/1. Edition Nautilus. Hamburg 1981“ (= W) Inzwischen sind auch der Band 1/2 (Hamburg 1982) erschienen, und der Band 2 steht unmittelbar vor der Veröffentlichung.

Durchaus empfehlenswert ist der Band „Franz Jung: Der tolle Nikolaus. Prosa, Briefe. (Hg.) C. M. Jung und F. Mierau. Röderberg. Frankfurt/M. 1981“ (= N). Zusätzlich sei noch auf folgende Textausgaben verwiesen: „Franz Jung: Gott verschläft die Zeit. Frühe Prosa. (Hg.) K. Ramm. Edition Text und Kritik. München 1976“ (= FP); „Franz Jung: Joe Frank illustriert die Welt. Die roten Jahre 1. (Hg.) W. Fähnders, H. Karrenbrock und M. Rector. Sammlung Luchterhand. Darmstadt/Newried, 1972 (= RJ1) sowie „Franz Jung: Die Eroberung der Maschinen. Die roten Jahre 2. (Hg.) W. Fähnders, H. Karrenbrock und M. Rector. Sammlung Luchterhand. Darmstadt/Neuried 1973“ (RJ2); die beiden gut edierten und kommentierten Bände sind leider nicht mehr im Buchhandel erhältlich.

² Die Literatur über Franz Jung ist mehr als rar. Besonders hervorgehoben zu werden verdiensten, abgesehen von den verschiedenen Vor- und Nachworten der zitierten Editionen, die Arbeit von W. Fähnders und M. Rector: „Linksradikalismus und Literatur. Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik. Bd. 1. Reinbek 1974. S. 159–220“ und die bislang einzige Jung-Monographie von A. Imhof: „Franz Jung. Leben-Werk-Wirkung. Bonn 1974“. – Recht fragwürdig dagegen kommt mir der Aufsatz von Th. Meyer vor, der, auch wenn er bei der Interpretation von Jungs Autobiographie zu teilweise einleuchtenden Erklärungen vorstößt, räumend die „Entideologisierung Franz Jungs“ beschwört und statt sozialer und politischer Erklärungen nach Gründen in der „individuell-charakterologische[n] Kausalität“ von Jungs Misere sucht. (Th. Meyer: Revolte und Resignation. Eine Analyse von Franz Jungs „Torpedokäfer“, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 23 (1979). S. 416–467. Zitate S. 428 Anm. 30).

³ Franz Jung: Die Technik des Glücks. Psychologische Anleitungen in vier Übungsfolgen. Berlin 1921. S. 68.
⁴ Vgl. dazu den autobiographischen Text „das Erbe“ (in: F. Jung: Der tolle Nikolaus a. a. O. S. 233–285) S. 247; Jung verarbeitet darüber hinaus den Tod der Schwester literarisch in dem frühen Roman „Kameraden . . .“ (Heidelberg 1913). Dort heißt es ähnlich der Schilderung im Erbe-Text, wobei Jung im Roman allerdings zugibt, am Totenbett geacht zu haben: „Die Erinnerung an seine Schwester stieß auf. Er sprach sich schuldig an ihrem Tod. Er sah, wie er Tag für Tag gebetet hatte, daß sie stirbe, er konnte ihr Kranksein nicht ertragen, wie er jeden Abend einschließ mit der Hoffnung: vielleicht morgen, wie er sich freute, daß alle Mädchen ihn bemitleiden würden. Er spürte wieder, wie es nach Kampfer roch, er hatte gelacht, als die Sterbende stotterte, er war hinausgewiesen worden, und dann war von drinnen gellendes Heulen gekommen“ (S. 14).

⁵ K. Hiller: Rezension des Trottelbuches, in: Weisheit der Langeweile. Leipzig 1913. 1. Bd. S. 166–170.
⁶ Beherrschendes Thema der drei Romane „Kameraden . . .“, „Sophie“ (Berlin 1915) und „Opferung“ (Berlin 1916) ist einmal die Suche nach einer neuen partnerschaftlichen Beziehung ohne Eifersucht und Betrug, und zum anderen die Unmöglichkeit, tatsächlich eine solche Beziehung realisieren zu können. Wüste Rasereien, Brutalität und Mord (Kameraden), sowie exzessive Rauschgiftdrogen und Selbstmord (Sophie) sind die Folge. – Gleichzeitig verarbeitet Jung in all diesen Texten autobiographische Erlebnisse. In den „Kameraden“ taucht der Tod der Schwester ebenso auf wie die Tourneen durch Bohème-Kneipen als Student. „Sophie“ thematisiert die Beziehung des Freunds Otto Gross zur schwerkranken Sophie Benz (vgl. dazu auch E. Hurwitz: Otto Gross. Paradies-Sucher zwischen Freud und Jung. Frankfurt a. M. 1979. S. 122), und in „Opferung“ literarisieren Jung seine erste Ehe mit der Tänzerin Margot Hader.

⁷ Otto Flake: Von der jüngsten Literatur, in: Expressionismus. Der Kampf um eine literarische Bewegung. (Hg.) P. Raabe. München 1965. S. 60f.

⁸ K. Pithus: Zur jüngsten Dichtung, in: Expressionismus a. a. O. S. 73

⁹ A. Imhof: Franz Jung. Leben-Werk-Wirkung. Bonn 1974. S. 20.

¹⁰ A. Imhof ebd.

¹¹ Otto Gross: Zur Überwindung der kulturellen Krise, in: Die Aktion 3. Jg. (1913). Sp. 386.
 Neuerdings liegt ein Textband vor, der die kleineren Arbeiten von Otto Gross wieder zugänglich macht. Dieser Band geht übrigens, wie sein Herausgeber anmerkt, auf einen Plan Franz Jungs aus dem Jahre 1923 zurück, in dem Jung die Arbeiten seines Freundes posthum einem breiteren Leserkreis vorführen wollte: „Otto Gross: Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe. Mit einem Textanhang von Franz Jung. Herausgegeben und kommentiert von Kurt Kreiler. Frankfurt/M. 1980“.

¹² O. Gross ebd.

¹³ O. Gross a. a. O. Sp. 387

¹⁴ vgl. F. Mierau: Leben und Schriften des Franz Jung. Eine Chronik (in: W. S. 10–65). S. 18.

¹⁵ vgl. O. M. Graf: Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis. München 1981 (= dtv 1612), S. 143: „Das Café des Westens war leer. In allen Kneipen, wo wir gesucht hatten, tauchte Jung nicht mehr auf. Er und seinesgleichen waren total verschwunden. Ich stand allein auf weiter Flur, allein und mir selbst überlassen. Wo waren sie alle hin, die mich gelehrt hatten, daß ein Anarchist dem Staat auf keinem Fall dienen darf, daß er vor allem jeden Militär- und Kriegsdienst verweigern muß? Als Kriegsfreiwillige waren sie in Scharen in die Kasernen gelaufen“.

¹⁶ R. Hausmann: Club Dada. Berlin 1918–1920, in: Expressionismus Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen. (Hg.) P. Raabe. Olten und Freiburg i. Br. 1965. S. 233.

¹⁷ F. Mierau a. a. O. – Die folgenden Daten und Fakten sind Mieraus Chronik entnommen (vgl. Mierau a. a. O. S. 21 ff).

¹⁸ Vgl. z. B. F. Albrecht: Deutsche Schriftsteller in der Entscheidung. Wege zur Arbeiterklasse 1918–1933. Berlin/Weimar 1970. S. 131f.

¹⁹ W. Herzfelde: Gesellschaft, Künstler und Kommunismus, in: W. Herzfelde: Zur Sache. Geschrieben und gesprochen zwischen 18 und 80. Berlin/Weimar 1976. S. 54–91. Zitat S. 71f.

²⁰ Darüber berichtet Herzfeldes Autobiographie „Immergrün. Merkwürdige Erlebnisse und Erfahrungen eines fröhlichen Waisenknaßen“. (Berlin 1949)

²¹ vgl. Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 10. 1917–1945 (Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hans Kaufmann) Berlin 1973. S. 60, 121, 119 sowie S. 97.

²² vgl. die in Anmerkung 2 genannte Arbeit von Fähnders und Rector.

²³ vgl. W. I. Lenin: Der „linken Radikalismus“, die Kinderkrankheit im Kommunismus, in: Ausgewählte Werke in drei Bänden. Bd. III. Berlin 1970. S. 476, Fußnote 1.

²⁴ vgl. die Einleitung zu RJ 1, S. 11.

²⁵ vgl. E. Piscator: Das politische Theater. Schriften 1. Berlin 1968. S. 39.

²⁶ vgl. die Einleitung zu RJ 2, S. 18 und Fähnders und Rector u. a. O. S. 219.

²⁷ Franz Jung: Die Technik des Glücks a. a. O. S. 23.

²⁸ Jung a. a. O. S. 51.

²⁹ Jung a. a. O. S. 70.

³⁰ Jung a. a. O. S. 82.

³¹ Jung a. a. O. S. 29f.

³² A. Gramsci: Die Herausbildung der Intellektuellen, in: A. Gramsci Zu Politik, Geschichte und Kultur. Frankfurt a. M. 1980. S. 222–230. Zitat S. 222.

³³ Imhof a. a. O. S. 40.

³⁴ Imhof a. a. O. S. 41.

³⁵ Vgl. den Essay „Erinnerung an einen Verschollenen. Ernst Fuhrmanns Lehre von den Zusammenhängen“ (in Sub 1, 835–865) Aus demselben Jahr (1962) stammt auch eine von Jung betreute Auswahlausgabe der Schriften von Ernst Fuhrmann: E. Fuhrmann: Grundformen des Lebens. Biologisch-Philosophische Schriften. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Franz Jung. Darmstadt 1962. – In Briefen ist darüber hinaus die Rede davon, weitere Schriften Fuhrmanns zu edieren. (vgl. SuB 2, 1 269).

³⁶ vgl. SuB 2, 999f. – Insgesamt zu Reich vgl. Jungs Essay „Der Psychoanalytiker Wilhelm Reich“ (SuB 1, 867–894).

³⁷ Davon zeugt der Essay „Das tragische Schicksal Jack Londons“ (SuB 1, 799–834).

³⁸ Der Torpedokäfer. Unveränderter Nachdruck von „Der Weg nach unten“. Neuved/Berlin 1972.

Hans Koch

„... unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen“

Bemerkungen über Karl Marx und die Kulturpolitik der DDR

Karl Marx – 28, Dean Street, Soho, London – am 25. März 1852 an Joseph Weydemeyer in New York:

„Glückauf für den neuen Weltbürger! Man kann in keiner famoseren Zeit auf die Welt kommen als heutzutage. Wenn man in sieben Tagen von London nach Kalkutta fährt, werden wir beide längst geköpft sein oder Wackelköpfe haben. Und Australien und Kalifornien und der Stille Ozean! Die neuen Weltbürger werden nicht mehr begreifen, wie klein unsre Welt war.“¹

Inzwischen beträgt die Flugroute London–Kalkutta keine zwölf Stunden. Und was hätte sich dadurch verändert am Weltzustand? Gibt nicht gerade der Bagatellfall einer derartigen Gratulation die „Fortschrittsgläubigkeit des neunzehnten Jahrhunderts“ ihre Nichtigkeit preis – drei Jahre, nachdem eine Revolution europäischen Ausmaßes ausgetreten und die Führer des Bundes der Kommunisten eben damit befaßt waren, sich von der voreiligen Hoffnung auf das Wiederaufflammen des Feuers und die bevorstehende „Revolution in Permanenz“ zu verabschieden? „Die Geschichte hat uns und allen, die ähnlich dachten, unrecht gegeben“, schrieb Engels. Wasser auf die Mühlen der Marx-Töter? Der notorischen Fortschritts-Bezweifler?

„... solche Fehler der Giganten des revolutionären Denkens, die das Proletariat der ganzen Welt über die kleinlichen, alltäglichen Groschenaufgaben zu erheben suchten und erhoben, sind tausendmal edler, erhabener, historisch wertvoller und wahrhafter als die banale Weisheit des zopfigen Liberalismus, der deklariert, lamentiert, trumpetet und orakelt über die Eitelkeit der revolutionären Eitelkeiten, über die Vergeblichkeit des revolutionären Kampfes...“ entgegnet Lenin und stellt den faden Tröpfen anheim, sich zu brüsten mit der „Unfehlbarkeit ihrer revolutionären Untätigkeit“.³ Der reale Sozialismus, als die Gestaltung der Ideen von Marx, ist praktische Antwort auf die Zweifel an der Möglichkeit des gesellschaftlichen Fortschrittes. Auch des kulturellen Fortschritts, der sich als unabdingbares Entwicklungselement jedweden sozialen Progresses ausgewiesen hat.

Mit dem realen Sozialismus ist eine Gesellschaft gewachsen, deren Politik und gesellschaftliche Praxis, deren Ideologie, Kultur und Moral Ausdruck realer humanistischer Bestrebungen der Menschen in dieser unserer Zeit ist. Auch auf deutschem Boden vermochte es in der DDR die Arbeiterklasse unter der Führung ihrer marxistisch-leninistischen Partei, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“.⁴

Heute verfügt der reale Sozialismus in der Konzeption von der Gestaltung bzw. Vervollkommnung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft über eine theoretisch begründete und praktisch erprobte Gesellschaftsstrategie. Sie wird ihm Leitfaden sein für lange Zeit. Die grundlegenden Marxschen Prognosen, entsprechend ihren heutigen Anwendungsbedingungen, sind in diese Strategie

eingeschmolzen, auch was die weiteren tiefgreifenden kulturellen Veränderungen betrifft, in denen der entwickelte Sozialismus Gestalt annimmt.

Wie der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muß es der Zivilisierte, und er muß es in allen Gesellschaftsformen und unter allen möglichen Produktionsweisen. Mit seiner Entwicklung erweitert sich dies Reich der Naturnotwendigkeit, weil die Bedürfnisse; aber zugleich erweitern sich die Produktivkräfte, die diese befriedigen. Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehen, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehn.

Karl Marx, Das Kapital. Dritter Band. In: MEW, Band 25, S. 828.

Das Wichtigste ist geschehen: Die Expropriateurs sind expropriert; die Ausbeutung ist abgeschafft. Die „assoziierten Produzenten“ – in volkseigenen Betrieben und in Genossenschaften – haben mittels der sozialistischen Planwirtschaft „ihren Stoffwechsel mit der Natur“ unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle gebracht und sind, großen Schwierigkeiten zum Trotz, mit zunehmendem Erfolg dabei, ihn rationell zu regeln. Über welche Unzulänglichkeiten man immer schimpft: es geht dabei kaum noch um Stimmungen von Unmut oder gar Resignation, von den Verhältnissen der Produktion „als einer blinden Macht beherrscht zu werden“.

In die recht schwierig dingfest zu machende Bewußtseins- und Gefühlslage der Menschen, die ihr tatsächliches soziales Sein reflektiert, geht mehr und mehr jener von Engels formulierte Gedanke ein, „daß es sich darum handelt, eine solche Lebenslage für alle Menschen zu schaffen, daß ein jeder seine menschliche Natur frei entwickeln, mit seinem Nächsten in einem menschlichen Verhältnisse leben kann und vor keinen gewaltsmäßen Erschütterungen seiner Lebenslage sich zu fürchten braucht“.⁵

Die Berichte des DDR-Fernsehens über solche „gewaltsmäßen Erschütterungen“ der Lebenslage in anderen Breitengraden sind manchem Bürger der DDR zu viel und zu grell. Doch die Drehung am Kanalwähler bestätigt ihm vielfach, manchmal noch greller, die Tatbestände.

Reagans haßvolle Drohungen wider den realen Sozialismus im Ohr, die neuesten Bilder aus Detroit vor Augen, wird man nachdenklicher und aufnahmefähiger für einen der ersten Sätze des wissenschaftlichen Sozialismus: „Das wahrhaft menschliche Leben mit allen seinen Bedingungen und Bedürfnissen wollen wir so wenig zerstören, daß wir es im Gegenteil erst recht herzustellen wünschen.“⁶

Dies hat, wie alles in den Grundlagen der Gesellschaft, mit Kultur zu tun: schließlich ist das ökonomische Grundgesetz des Sozialismus gerichtet auf die immer bessere Befriedigung der wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnisse der Werktätigen und die allseitige Entwicklung des Menschen der

sozialistischen Gesellschaft; dafür nötig ist die ständige Entwicklung und Vervollkommnung der Produktion auf der Grundlage der fortgeschrittensten Wissenschaft und Technik und der ständigen Steigerung der Arbeitsproduktivität.

Hohes Wirtschaftswachstum (die Erfahrungen von 1981/82 bestätigen mögliche Wachstumsziele im Plan 1983 von 4,2 % mehr Nationaleinkommen, um 4,5 % höherer industrieller Warenproduktion, 4,0 % Steigerung der Arbeitsproduktivität, 16,0 % höheren Export, einen um 9,0 % geringeren spezifischen Material- und Energieverbrauch), hohe Wachstumsraten schlagen nur selten in einem direkt ablesbaren quantitativen und qualitativen „Kulturwuchs“ zu Buche. Doch beide sind durch ein im gesamten Gesellschaftskörper wirksames System kommunizierender Röhren untrennbar verbunden.

Ursula Püschel hat kürzlich im *kürbiskern* festgestellt, wie niedrig das Materiell-Produktive in aller Subtilität sozialistischer Poesie in der DDR gehängt ist.⁷ Stimmt, die Ausnahmen, über die gerechterweise zu reden wäre, bestätigen nur die Regel. Doch dieser Nicht-Zusammenhang gilt nicht für die grundlegende Auffassung von Kultur, die der kulturpolitischen Zielstellung der marxistisch-leninistischen Partei in der DDR traditionell entspricht.⁸ Die „weite“ Kulturauffassung, die den Zusammenhang kultureller Vorgänge mit allen Grundprozessen der Gestaltung der neuen Gesellschaft ausdrückt, reicht bis zur 1. Kulturkonferenz der KPD 1946 zurück. Im Mai 1948, auf dem 1. Kulturtag der SED, sprach Anton Ackermann gegen die bürgerliche Deutung von Kultur als bloßer Entwicklung und Weiterbildung des geistigen Lebens oder als bloße Gesittung:

„Kultur ist nicht Zustand, sondern Tätigkeit und Arbeit. Kultur entsteht aus dem unablässigen Ringen des Menschen mit dem Urzustand der Natur, mit den in ihr enthaltenen Stoffen, Kräften und Möglichkeiten.“

Mit zwingender Notwendigkeit ergibt sich aus diesen Feststellungen, daß Kultur nicht nur aus geistiger, sondern nicht minder aus manueller Tätigkeit entsteht. Damit ist aber das Wesentliche getroffen: Arbeit ist die Quelle aller Kultur. Die Kulturgüter sind nichts anderes als die Produkte gewonnener und aufbewahrter materieller und geistiger Arbeit . . .

Eine solche . . . Auffassung der Kultur hat nicht nur theoretische Bedeutung. Aus ihr ergeben sich unmittelbar neue praktische Konsequenzen und Forderungen.“⁹

Trotz der hohen Ziffern materiellen Verbrauchs und Konsums lehnen wir es ab, von unserer Gesellschaft etwa als einer „Konsum-“ oder „Wohlstandsgesellschaft“ zu sprechen. Nicht nur, weil solche oberflächlichen Ausdrücke doch vorhandene, z. T. herbe Unterschiede in Umfang und Niveau des Verbrauchs übertünchen. Für unsere reale Richtung der sozialen Entwicklung ist (dem geistig-kulturellen Gehalt nach) nicht nur die marxistisch-leninistische Weltanschauung und Ideologie kriterienbildend, nicht nur das Schaffen kultureller Werte als solcher. Es sind zumindest drei grundlegende Faktoren, die im gesamten gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß gewährleisten, daß die „assoziierten Produzenten“ ihn „unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen“ vollziehen:

Erstens die Zusammengehörigkeit, Durchdringung und das teilweise In-

einander-Umschlagen des Materiellen und des Kulturellen bei der Erhöhung des Lebensniveaus des Volkes, beim Reicherwerden der Individuen.

Zweitens die Aufgabe – wie es im Programm der SED heißt – „alle Bedingungen zu schaffen, damit sich die gesellschaftlichen Beziehungen und die körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Menschen voll entfalten können, alle Möglichkeiten zu eröffnen, daß sie ihr Leben inhaltsreich und kulturvoll zu gestalten vermögen . . .“¹⁰

Drittens, die weitere komplexe Entwicklung der sozialistischen Kultur in allen ihren Teilen auf hohem Niveau und ihre gleichzeitige sinnvolle Verbindung mit allen gesellschaftlichen Bereichen, den grundlegenden wirtschaftlichen, innen- und außenpolitischen, sozialen, ideologischen, militärpolitischen und anderen Prozessen der weiteren Gestaltung des entwickelten Sozialismus. Dabei tritt in den 80er Jahren neben den Anforderungen des Ringens um Frieden und Abrüstung die Fülle der geistig-kulturellen (inkl. bildungsmäßigen, wissenschaftlichen, moralischen etc.) Voraussetzungen für unseren weiteren volkswirtschaftlichen Leistungsanstieg stark in den Vordergrund.

Auf diesem Wege schuf sich die DDR eine Kultur, die nicht nur in Hinsicht auf ihre sozialen Grundlagen (als Kultur der Arbeiterklasse und der mit ihr verbündeten Werktäglichen, besonders der sozialistischen Intelligenz), sondern auch nach der in ihren geistigen Bereichen vorherrschenden Ideologie, nach ihren Wert-Systemen und den gesamtgesellschaftlichen Zielsetzungen völlig wesensverschieden ist vom historischen Typ der beispielsweise in der Bundesrepublik herrschenden Kultur. Daß die Dinge im Fluß sind, daß vieles noch zu tun bleibt, daß es handfeste Widersprüche gibt – all das ändert nichts daran, daß sich die Konturen eines historisch neuen Typs der Kultur in unserem Land herausgebildet haben – gegen einzelne Rückschläge oder Fehlentwicklungen nicht gefeit, aber historisch unumkehrbar.

Dabei ist sehr wichtig, wenn sich sagen läßt: Das in der DDR verwirklichte kulturelle Lebensniveau ist in der Summe und Synthese aller qualitativen und quantitativen Faktoren höher als in hochentwickelten kapitalistischen Ländern, darunter auch die BRD.

Einiges Offensichtliche ist dabei schwer zu wägen: Was bedeutet z. B. die Flucht aus der Perspektivlosigkeit des Lebens in die Scheinwelt der Drogen gegen die schmerzliche Enttäuschung, z. B. nicht den gewünschten, vielleicht geliebten Beruf ausüben zu können und sich mit einer anderen Arbeit, anderen Lehrstelle abfinden zu müssen? Was steht der sozialen Geborgenheit als Seinsgrund kultureller Entfaltung denn eigentlich für ein realer Verlust kultureller und menschlicher Bereicherungsmöglichkeit bei Arbeitslosigkeit gegenüber?

Zur kulturellen Überlegenheit des Lebensniveaus der Menschen im Sozialismus gehören viele Faktoren. Zum Beispiel die Tatsache, daß hierzulande die Werktäglichen in und mit ihrer täglichen Arbeit ihre Persönlichkeit verwirklichen und entfalten können, daß keiner davon ausgeschlossen ist, Unschätzbares dem Kulturwert der Arbeit abzugewinnen und mit ihr ein reiches soziales Beziehungsfeld erschließen zu können.

Die Gleichheit der Bildungschancen für alle Kinder und Jugendlichen hat in der zehnklassigen polytechnischen Pflichtschule solide Grundlagen; konse-

quent humanistische Bildungsinhalte in allen allgemeinbildenden Fächern sowie deren Verbindung mit polytechnischer Ausbildung, mit Körperkultur und Sport realisieren zunehmend besser die – nach Marx – einzige Methode zur Heranbildung „vollseitig entwickelter Menschen“.¹¹

Es ist nachweisbar, daß von den Bürgern der DDR insgesamt mehr (und in der Regel Besseres) gelesen wird als durchschnittlich in der BRD. Sie gehen im Durchschnitt öfter ins Theater, ins Kino, ins Konzert und zu anderen künstlerischen Veranstaltungen, besuchen in größerem Umfang Ausstellungen und Museen. Dabei ist die „Rundfunkdichte“ gleich, die „Fernsehdichte“ bei uns etwas höher: offenbar beginnt sich das Verhältnis zwischen dem sozialen Gebrauch der Massenmedien einerseits und dem Verhalten zu anderen Werten und Leistungen der künstlerischen Kultur andererseits zu verändern.

Weitaus stärker als in vergleichbaren kapitalistischen Ländern ist die aktive Teilnahme an den verschiedensten Formen des geistig-kulturellen Lebens. Das gilt besonders für die ganze Skala des künstlerischen und kunsthandwerklichen (nichtprofessionellen) Volksschaffens. Auch das wissenschaftliche und technische Laienschaffen nimmt rasch zu, ebenso die Teilnahme an der Erhaltung und Pflege kulturellen Erbes als sinnvolle Freizeitbetätigung; sehr viele Menschen widmen zahllose Freizeitstunden gesellschaftlich nützlichen Leistungen zum Schutz von Natur und Umwelt.

Offenkundig ist die breitere Teilnahme an Körperkultur und Sport, besonders bei Kindern und Jugendlichen.

Die Ausformung einer dem Sozialismus gemäßen materiellen Kultur steht noch in den Anfängen. Ja, Milliardenzuwendungen für kulturelle Zwecke kommen aus dem Staatshaushalt, den Etats der örtlichen Organe und den Kultur- und Sozialfonds der Betriebe. Doch Vorrang haben entschieden die riesigen Aufwendungen, um die Wohnungsfrage als soziales Problem bis etwa 1990 zu lösen.

Nebenbei sei angemerkt, daß heute schon die materiell-kulturellen Normative für neu zu bauende Stadtviertel in der Anzahl der Schulen, Turnhallen, Kindergärten und -krippen, Jugendclubs etc. (bezogen auf die Einwohnerzahl) sowie die künstlerische Ausgestaltung weit über dem in entwickelten kapitalistischen Ländern Üblichen liegen.

Gutes und finanziell sorgenfreies Wohnen, eine gediegene Einrichtung, die (bis hin zum Besitz von Büchern) ein kulturvolles Leben in den eigenen vier Wänden ermöglicht, verbesserte materielle Arbeitsbedingungen, Ausbau von Erholungsmöglichkeiten – das sind gegenwärtig die Hauptstränge der Entwicklung der materiellen Kultur des Sozialismus. Diese schließt ein (durchaus verbesserungswürdiges) Angebot hochwertiger, zweckmäßiger und formschöner Konsumgüter ein – aber die materielle Kultur des Sozialismus kann und wird nicht erstrangig durch noch so verführerische „Warenkataloge“ in Korrespondenz mit den durch sie erzeugten Bedürfnisstrukturen geprägt sein.

In letzter Zeit wird in der DDR viel darüber gesprochen, die Vorzüge des Sozialismus – auch das System seiner kulturellen Leistungen, seiner großen Bildungsressourcen – „produktionswirksamer“ zu machen. Es ist kein Geheimnis, daß die Arbeitsproduktivität in der DDR mit der in Großbritannien etwa gleichauf ist, aber erheblich niedriger als in der Bundesrepublik.

Warum hat sich jener Kreis zwischen der rationellsten Regelung des Stoffwechsels mit der Natur einerseits und deren Vollzug unter den der menschlichen Natur „würdigsten und adäquatesten Bedingungen“ andererseits noch nicht geschlossen?

Dafür sind bestimmte innere ökonomische Ursachen (darunter unsere wirtschaftliche Herkunft von einem Kartoffelacker und daraus folgende strukturpolitische Zwangsscheidungen) sowie auch außenwirtschaftliche Umstände und Bedingungen eines fast rohstofflosen Landes ebenso maßgebend wie auch Realitäten, die in der BRD in einen mit der schönen Lösung „Humanisierung der Arbeitswelt“ beschrifteten hohen Himmel gehängt werden.

Sozialismus ist das Ende eines Zustandes, bei dem „sich alle Methoden zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit auf Kosten des individuellen Arbeiters“¹² vollziehn.

Dabei geschieht in der langen Periode, ehe sich der Sozialismus in jeder Hinsicht auf seinen eigenen Grundlagen entwickelt, daß sich das Streben nach jenen „der menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen“ zu einem Teil auch auf Kosten der „Steigerung der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit“ vollzieht.

Da der Arbeiter den größten Teil seines Lebens im Produktionsprozeß zubringt, so sind die Bedingungen des Produktionsprozesses zum großen Teil Bedingungen seines aktiven Lebensprozesses, seine Lebensbedingungen . . .

Karl Marx, Das Kapital. Dritter Band. In: MEW, Band 25, S. 96.

In der Deutschen Demokratischen Republik hat sich der Begriff „sozialistische Arbeitskultur“ eingebürgert. Er steht für das Ensemble von Bedingungen und Umständen, von produktiven Prozessen, menschlichen Beziehungen etc., unter denen die Werktätigen ihre Produktionstätigkeit als einen persönlichkeitbestätigenden und -fördernden Wert zu empfinden vermögen. Er umfaßt das komplexe Wirken zahlreicher sozialer, materiell-technischer, technologischer, organisatorischer, physischer, hygienischer, ethischer, ästhetischer und anderer Faktoren, die in ihrem Gesamtzusammenhang mitbestimmen, daß die Menschen ihre Produktion realiter „unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen“ regeln und vollbringen. Dazu gehören Ordnung und Sauberkeit am Arbeitsplatz ebenso sehr wie die Arbeitssicherheit (von 1961 bis 1981 ist zum Beispiel die Zahl der Arbeitsunfälle je 1 000 Berufstätige von 49,3 auf 18,5 gesunken). Dazu gehören Rationalisierungskonzepte und Maßnahmen wissenschaftlicher Arbeitsorganisation, die ebenso auf größere Effektivität wie auf ein höheres soziales Wohlbefinden der Arbeiter gerichtet sind. Dafür braucht es – auch in alten Produktionsgebäuden, die aus Sparsamkeitsgründen nicht abgerissen und völlig neu errichtet werden können – ein gehöriges Netz von sozialen Einrichtungen, Möglichkeiten medizinischer Betreuung usw. bis hin zu einer ästhetisch ansprechenden Gestaltung des Arbeitsmilieus. Bei alledem sind Erfolge erzielt, die sich sehen lassen können: noch Vieles und immer Neues bleibt zu tun.

Keiner der genannten Faktoren darf außer acht gelassen werden. Doch verschieben sich Schwerpunkte. Es wächst das Bedürfnis und die Forderung,

daß schon bei der Projektierung von Arbeitsmitteln nicht bloß „rein technische bzw. technologische“ Gesichtspunkte ausschlaggebend sein sollten, sondern daß interessante Arbeitsinhalte und gute Arbeitsbedingungen der Werktätigen bereits als „Planungsgrößen“ in Betracht gezogen werden müssen. Es sind noch immer zu viele „kosmetische“ Operationen, die später auf Drängen der Arbeiter vorgenommen werden müssen. Aber sie erweisen sich sowohl sachlich wie finanziell als wenig effektiv. Bei zunehmender Technisierungshöhe nimmt der Wirkungsgrad solcher nachträglichen „sozialen“ Verbesserungen ab, bei steigenden Kosten.

Gleichzeitig treten andere Kategorien sozialistischer Arbeitskultur sichtlich stärker in den Vordergrund.

Systematische Untersuchungen im Kreis Saalfeld ergeben:

„Unsere Erfahrungen und die Anforderungen, die die Werktätigen selbst . . . stellen, besagen, daß es dabei vor allem um solche Kriterien geht wie:

- das aufmerksame, verständnisvolle Verhalten jedes Leiters gegenüber jedem einzelnen Arbeiter, gegenüber den Kollektiven;
- die noch wirkungsvollere Anwendung des Prinzips der Einheit von materieller und moralischer Würdigung der Leistungen;
- die breitere Entfaltung der Demokratie innerhalb des Wettbewerbes auf allen Ebenen;
- die Wertschätzung der gesamten Persönlichkeit des Arbeiters, die sich nicht auf die Anerkennung seiner Arbeitsergebnisse beschränken darf;
- die Förderung des Gemeinschaftsgeistes im Kollektiv;
- die gegenseitige sozialistische Hilfe und solidarische Unterstützung innerhalb und zwischen den Kollektiven;
- die Förderung kulturvoller Umgangsformen.“

Allmählich und sicherlich für lange Fristen rücken neuartige Fragen der Arbeitskultur in den Vordergrund dieses Elementarbereiches sozialistischer Kulturentwicklung.

„. . . daß nur die Arbeiterklasse . . . die Wissenschaft aus einem Werkzeug der Klassenherrschaft in eine Kraft des Volkes verwandeln, die Männer der Wissenschaft selbst aus . . . Bundesgenossen des Kapitals in freie Vertreter des Geistes verwandeln kann! Die Wissenschaft kann nur in der Republik der Arbeit ihre wahre Rolle spielen.“

Karl Marx, Erster Entwurf zum „Bürgerkrieg in Frankreich“.

In: MEW, Band 17, S. 554.

Die Wissenschaften – zunächst die marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften, dann aber auch immer mehr die Natur- und Technikwissenschaften – werden in der sozialistischen Gesellschaft immer mehr zu einem essentiellen Teil der geistigen Kultur. Sie dringen durch die Fachbildung der Zehn-Klassenschule wie auch in zahlreichen anderen Formen in beachtlichem Umfang ins geistige Leben des Volkes ein.

Der antikommunistischen bundesrepublikanischen Presse zufolge, werden die Leute in der DDR, nachdem sie der Zehn- oder Zwölf-Klassenschule entronnen sind, zu „Schulungen“ einfach „abkommandiert“. Man stelle sich ein administratives „Kommandounternehmen“ folgender Größenordnungen vor:

für 1 665 000 Kommunisten und Parteilose Teilnahme an den verschiedenen Kursen und Formen des Parteilehrjahres, in denen sie marxistisch-leninistische Grundkenntnisse erwerben und vertiefen;

für ca. 1,6 Millionen Jugendliche, die sich zu den verschiedenen Schulungszirkeln der Freien Deutschen Jugend eingeschrieben haben und dort monatlich entweder philosophische, politökonomische oder geschichtliche Themen studieren;

für rund 2,9 Millionen Gewerkschafter, die sich an den „Schulen der sozialistischen Arbeit“ beteiligen (die Zahl hat sich in den 70er Jahren verzehnfacht);

für 25 % der Berufstätigen Teilnahme an Foren beruflicher Aus- und Weiterbildung (so haben beispielsweise die Erwerbstätigen in der Landwirtschaft heute zu 89 % eine abgeschlossene Berufsausbildung – gleicherweise Frauen wie Männer).

Dazu kommen für das Jahr 1981 weiterhin

9 186 000 Teilnehmer an wissenschaftlichen und allgemeinbildenden Veranstaltungen der Kultur- und Klubhäuser;

6 980 000 Teilnehmer an Veranstaltungen des Kulturbundes der DDR;

12 116 000 Teilnehmer an Vorträgen der URANIA (Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse).

Dieser Trend hält an, die Idee lebenslangen Lernens bricht sich Bahn.

Hier soll indes nicht so sehr von den Gesellschafts- und Geisteswissenschaften die Rede sein als vielmehr von den Natur- und Technikwissenschaften, auf die (berufliche Qualifikation hier ausgenommen) der weitaus geringere Teil aller genannten Zahlen entfällt.

Für die kapitalistische Situation schrieb Karl Marx: „Die Wissenschaft als das allgemeine geistige Produkt der gesellschaftlichen Entwicklung, erscheint hier . . . dem Kapital direkt einverlebt (die Anwendung derselben als Wissenschaft, getrennt von dem Wissen und Können der einzelnen Arbeiter, auf den materiellen Produktionsprozeß), . . . weil sie vom Kapital der Arbeit gegenüber ausbeutet wird, als Produktivkraft des Kapitals gegenüber der Arbeit wirkt, erscheint als *Entleerung des Kapitals* und um so mehr, als für die große Mehrzahl die *Entleerung des Arbeitsvermögens* gleichen Schritt damit hält.“¹³ Bis zu welchem Grad der „Entleerung des Arbeitsvermögens“ das Wechselspiel von Krisenhaftigkeit und wissenschaftlicher Rationalisierung unter Kapitalbedingungen führt, wird gerade durch die Massenarbeitslosigkeit bezeugt.

In der sozialistischen Gesellschaft ist *diese Wirkungsweise wissenschaftlich-technischen Fortschrittes* schwer vorstellbar geworden. Den wissenschaftlich-technischen Fortschritt mit dem Wissen und Können der einzelnen Arbeiter zu verbinden, ist eine Hauptrichtung der Arbeitsentwicklung. Die Zahl der Berufstätigen mit Neuererleistungen – technische und technologische Verbesserungen im Produktionsprozeß – stieg von 820 000 (= 19,2 %) im Jahre 1971 auf 1 789 000 (= 32,8 %) im Jahre 1981. Die Teilnehmerzahl an den „Messen der Meister von morgen“, wissenschaftlich-technische Leistungsschauen der jungen Generation, wuchs im gleichen Zeitraum von 840 000 auf 2 485 000 Teilnehmer an.

Doch dieser Anstieg schöpferischer Interessen an Wissenschaft und Technik

kann nicht gewisse Widersprüche übersehen lassen, die sich im Verhalten zu Wissenschaft und Technik als Element unserer Kultur zeigen – und die insbesondere in bestimmten künstlerischen Tendenzen reflektiert werden. Teilweise werden Kunst und Wissenschaften nicht als komplementäre, sondern sich ausschließende Formen von Kreativität gesehen und einander gegenübergestellt. Das (angebliche) Fehlen von Emotionalität, Spontaneität, Sensibilität, die anders strukturierte Phantasie gäbe – so wird etwa argumentiert – dem wissenschaftlichen, „pragmatischen“ Schaffen, wenn überhaupt, einen weitaus geringeren humanen Stellenwert als dem künstlerischen. Mancher fühlt sich emotional gehoben durch Pflege einer Art von wissenschaftlich-technischen Banausentum, in dem deutlich genug die unverdaute Erinnerung an die seinerzeitige „Kapitalfunktion“ der angewandten Wissenschaften nachwirkt. Heute verbreitet die (als solche uralte) Ambivalenz der Verwertungsmöglichkeiten wissenschaftlicher Ergebnisse – z. B. der Pharmakologie, der Atomphysik, der Bakteriologie, der Chemie, der Geophysik und (in Kunst und Kritik besonders heftig diskutiert) der Genetik – hier und da einen ausgeprägten „Wissenschaftspessimismus“, der Wissenschaftler und wissenschaftlichen Fortschritt als solchen für die qualitativ neuen Gefährdungen der Menschheit verantwortlich macht. Nicht das imperialistische System des sozialen Gebrauches der Ergebnisse der Wissenschaften wird als Ausgangspunkt und Ursache der Gefahren angesehen, sondern das angebliche moralische Zurückbleiben „der Menschheit“ hinter der explosiven Ausdehnung ihrer wissenschaftlichen Kräfte. „Zurück zu Rousseau!“ kann auch im Zeitalter der möglichen nuklearen Menschheitskatastrophe keine Alternativlösung sein. Die Marxsche Analyse des – wie Christa Wolf es nannte – „Entfremdungssyndroms der Industriegesellschaft“ (und zwar nicht nur die aus den Frühschriften, sondern die viel tiefere, weitergehende der „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“, des dritten Bandes des Kapitales, der „Theorien über den Mehrwert“) besitzt eine außerordentliche aktuelle Brisanz. Dort allerdings ist die kapitalistische Produktion von relativem Mehrwert als Kernpunkt, die Profitmacherei als realer Prozeß jener Entfremdung exakt nachgewiesen. In erster Linie dient die Wissenschaft natürlich der Entwicklung der materiell-technischen Basis. Aber gleichzeitig formt sie entscheidend das „kulturgewordene“ – also nicht-natürliche – Lebensmilieu der Menschen, legt die Grundlagen seiner Bildung und Erziehung, bestimmt entscheidend geistige Horizonte und kulturelle Profile der Menschen. Sie ist ein wesentliches geistiges, wie angewandt gegenständliches Repertoire der sozialen Vererbung der erworbenen Fähigkeiten, Wissens- und Willenskräfte, Talente, schöpferischen Vermögen, entwickelten Bedürfnisse der Gattung Mensch. Sozialistische Kulturpolitik ist darauf gerichtet, daß der einzelne an diesem „Gattungs-Reichtum“ soviel wie nur immer möglich partizipieren möge. Auch in diesem Sinne führt an der Aneignung des wissenschaftlich-technischen Fortschrittes kein Weg vorbei. Die mühevolle Entfaltung der „Kultur-Funktion“ der Wissenschaften ist nicht nur unentbehrlich für eine komplexe Entwicklung der sozialistischen Kultur und ihrer nötigen gesamtgesellschaftlichen Wirkung. Prof. Dr. Werner Scheuer, Präsident der Akademie der Wissenschaften der DDR, hob die Wechselbeziehungen zwischen den Wirkungen hervor, welche die Wissenschaft auf die

produktive wie auf die geistige Sphäre der Gesellschaft ausübt. Eine Wissenschaft, die sich ihrer kulturellen Funktionen beraubt, hat keine Zukunft. Er machte auf einen Beitrag Erwin Schrödingers aufmerksam, in dem es heißt: „Parallel zu der Mißachtung historischer Verknüpfung gibt es eine Tendenz zu vergessen, daß alle Wissenschaft verbunden ist mit menschlicher Kultur überhaupt, und daß wissenschaftliche Ergebnisse, sogar solche, die im Augenblick als am fortgeschrittensten, esoterischsten und am schwierigsten zu begreifen erscheinen, außerhalb ihres kulturellen Zusammenhangs bedeutungslos sind. Eine theoretische Wissenschaft, die sich nicht dessen bewußt ist, daß diejenigen ihrer Bestandteile, die als relevant und bedeutungsvoll betrachtet werden, schließlich dazu bestimmt sind, in Konzepte und Worte eingefügt zu werden, die eine prägende Kraft auf die gebildete Gemeinschaft auszuüben, und Teil und Parzelle des allgemeinen Weltbildes zu werden – eine theoretische Wissenschaft, so sage ich, in der dies vergessen ist und in der die Eingeweihten fortfahren, miteinander nachzudenken in Begriffen, die bestenfalls nur von einer kleinen Gruppe von ‚fellow travellers‘ verstanden werden, wird notwendigerweise abgeschnitten von dem Rest der kulturellen Menschheit. Auf lange Sicht ist sie dazu verurteilt, zu verkümmern und zu verknöchern.“

... daß, im Gegensatz zur alten Gesellschaft mit ihrem ökonomischen Elend und ihrem politischen Wahnwitz, eine neue Gesellschaft entsteht, deren internationales Prinzip der Friede sein wird, weil bei jeder Nation dasselbe Prinzip herrscht – die Arbeit!

Karl Marx, Erste Adresse des Generalrats über den Deutsch-Französischen Krieg. In: MEW, Band 17, Seite 7.

Traditionell – und für die 80er Jahre besonders – geht unsere Kulturpolitik davon aus, daß die Kultur unseres Landes über bedeutende Potentiale des Friedenskampfes verfügt. Die Förderung einer Kultur, dem Frieden, dem Humanismus und der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft verpflichtet, ist ausdrückliches Verfassungsgebot (Artikel 18,1); die Verfassung verbietet jeden gegen den Frieden, gegen das Leben und die Würde des Menschen gerichteten Mißbrauch der Wissenschaft (Artikel 17, 3). Auf Friedensförderung, Friedenssicherung richten sich äußerst vielseitige kulturelle und kulturpolitische Aktivitäten.

Es würde zu weit führen, hier auf die Fülle solcher Veranstaltungen einzugehen wie „Schriftsteller lesen für den Frieden“, Friedensmanifestationen der wissenschaftlichen und künstlerischen Intelligenz, das jährliche „Festival des politischen Liedes“ bis hin zu der Show „Rock für den Frieden“ im Palast der Republik.

Auf internationalen Treffen waren Stimmen zu hören, die – teilweise wider besseres Wissen – die kulturelle Friedensbewegung in der DDR traditionslos darstellen wollen.

Der Bericht an den III. Parteitag der SED (1950) hebt die starken Friedensbekundungen der Intellektuellen hervor. Gleichzeitig warnt er davor, als Friedensbewegung nur die von Künstlern und Wissenschaftlern getragenen nationalen und internationalen Aktivitäten anzuerkennen.¹⁴

Johannes R. Becher wies in jenen Jahren darauf hin, daß seit 1945 keine einzige große Veranstaltung des Kulturbundes, später auch anderer Organisationen wie des PEN-Clubs, stattgefunden habe ohne leidenschaftliches Friedensengagement: „Man kann um den Frieden nicht bitten, wie man um Schönwetter bittet, man kann um den Frieden nicht betteln, als handle es sich darum, den Frieden aus den Händen derer wie ein Almosen zu empfangen, die Macht haben über Krieg und Frieden. Man muß um den Frieden ringen, man muß um ihn kämpfen, *man muß den Frieden erzwingen.*“¹⁵

Die derzeitige kulturelle Bewegung für den Frieden in der DDR sieht sich zudem in einer europäischen Tradition, deren wissenschaftliche Aufarbeitung herangereift ist. Zu ihr gehören Berta von Suttner's Revue „Die Waffen nieder“ wie Karl Liebknechts antimilitaristische Streitschriften, Wilhelm Lamszus Roman „Das Menschenschlachthaus“, Kurt Eisners Auftreten im Ersten Weltkrieg und während der Revolution, der junge Knud Hamsun, Henri Barbusse und die Gruppe „Clarté“, „Die Weißen Blätter“ und „Die Aktion“. Sie umschließt Lenins Direktive für das Auftreten der sowjetischen Delegation auf der Friedenskonferenz 1922 in Den Haag und Maxim Gorkis Frage „Mit wem seid ihr, Meister der Kultur?“. Viele Initiativen der 20er Jahre gehören hierher, bei denen u. a. kommunistische Künstler und Geistesarbeiter sich trafen mit Carl von Ossietzki, Arnold Zweig, Käthe Kollwitz, Hellmut von Gerlach, Helene Stöcker, Ernst Toller, Alfred Kerr und vielen anderen. In dieser Traditionslinie steht der von Barbusse und Romain Rolland einberufene Amsterdamer Kongreß gegen Kriegsgefahr und Faschismus 1932, für den sich u. a. Albert Einstein, Sigmund Freud, Ernst Rowohlt, Paul Klee, Hugo Gropius, André Gide engagierten. In dieser Tradition stehen die Internationalen Schriftstellerkongresse von Paris und Madrid, oder der Heinrich-Heine-Klub im mexikanischen antifaschistischen Asyl . . .

Das marxistisch-leninistische Verständnis fordert Verbindung, Zusammenhang des kulturellen Mühens mit allen Seiten und Ebenen des innen- und außenpolitischen, sozialökonomischen, diplomatischen, moralischen, militär-politischen, konfessionellen Kampfes für den Frieden. Welche spezifische Verantwortlichkeit könnte gebieten, sich etwa zur sowjetischen Initiative des Verzichtes auf den Ersteinsatz atomarer Waffen ablehnend oder gleichgültig zu verhalten? Was wäre durch Abstinenz von der Diskussion der „Prager Deklaration des politisch beratenden Ausschusses der Warschauer Vertragsstaaten“ substantiell gewonnen?

Im Geflecht internationaler Beziehungen vermögen Kultur und Kunst heute einen unmittelbaren Beitrag zur Gestaltung der internationalen Beziehungen nach den Prinzipien der friedlichen Koexistenz und somit zur Friedensförderung zu leisten. Die DDR ist sehr an solchen Beziehungen interessiert und leistet einen beachtlichen Beitrag dazu. Nicht zuletzt dadurch hat sich das Netz persönlicher Begegnungen und Treffen von Künstlern und Wissenschaftlern über Ländergrenzen hinweg spürbar geweitet, konnte Vertrauen wachsen. Durch die Beteiligung am Friedensappell europäischer Schriftsteller, die von Stefan Hermlin einberufene „Berliner Begegnung zur Friedensförderung“, die Teilnahme am „Haager Treffen zur Weiterführung der Friedensinitiative europäischer Schriftsteller“, an INTERLIT Köln 1982, am vierten Sofioter

Schriftstellertreffen bewiesen Schriftsteller der DDR aktives Interesse an jeder sinnvollen speziellen Form von Friedensinitiativen „über alle Grenzen von Staaten und Gesellschaftssystemen, über alle Meinungsverschiedenheiten hinweg . . .“

Immerhin wurde die Breite des Spektrums weltanschaulicher und politischer Standpunkte unter den jeweils anwesenden Schriftstellern der DDR von den westlichen Massenmedien zunächst als Sensation vermarktet. Nach INTERLIT ließ sich kaum noch der Eindruck gewinnen, daß diesen Medien jene tatsächliche weltanschauliche und politische Breite im Bündnis für den Frieden so sehr recht sei, wenn immer sie ernsthafte Gemeinsamkeit in dem einen entscheidenden Punkt fördert: Abwehr einer nuklearen Katastrophe.

Stefan Heym ging auf Schwächung dieser Gemeinsamkeit aus und stellte die denunziatorische Behauptung auf, wonach christlich-pazifistische Positionen „Staatsfeind Nummer Eins“ für die DDR seien. Ein in seiner politischen Plumpheit weltanschaulich und kulturhistorisch merkwürdiger Gedanke. Zu jenem Zeitpunkt lag die politische Erklärung des Mitglieds des Politbüros und Sekretärs des Zentralkomitees der SED, Prof. Kurt Hager, vor: „In der Friedensbewegung vereinen sich Marxisten, Christen und Pazifisten. Dieses Bündnis hat bekanntlich tiefe historische Wurzeln. Wenn ich die Namen Ernst Thälmann, Carl von Ossietzki und Pastor Bonhöfer nenne, so spreche ich von dem gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus und von den gemeinsamen Opfern, die in diesem Kampf gebracht wurden. Und heute vereint uns Marxisten mit Pazifisten und Christen das gemeinsame Streben nach Verhinderung einer nuklearen Katastrophe und nach wirksamen Schritten zur Abrüstung. Dieses gemeinsame Streben ist und wird stärker sein als alle Meinungsverschiedenheiten.“¹⁶

Im Verständnis der Marxisten ist der Pazifismus eine Utopie – richtig im Endziel, einer Welt ohne Waffen, einer vollständigen und endgültigen Abrüstung, realitätsfern aber in dem Glauben, dies bereits unter den Bedingungen der Existenz des aggressiven Imperialismus, des Urhebers der Kriegsgefahr, durch Preisgabe eigener Verteidigungsmöglichkeit und -bereitschaft des Sozialismus erreichen zu können. Marx hat im Zusammenhang mit der Pariser Kommune gezeigt, daß die revolutionäre Klassenposition nicht darin besteht, von Endzielen abzurücken, die die Utopisten verkündeten. Sie setzt „an die Stelle der phantastischen Utopien die wirkliche Einsicht in die historischen Bedingungen der Bewegung . . .“¹⁷ Aber die Identität des Ideals bleibt und bildet Grundlage, um zusammenzustehen und die Kräfte zu sammeln.

In der repräsentativen Kunstsäusstellung zum 25. Jahrestag der Nationalen Volksarmee der DDR gab es eine relativ umfängliche Traditionssabteilung. Es war erfreulich, darin nicht nur Ferdinand Hodlers (vom preußischen Militarismus verfemtes) Bild „Auszug der Jenenser Studenten“, Bilder badischer Freischärler und Traditionsbilder vom Hamburger Aufstand zu sehen, sondern auch Grafik und Plastik Ernst Barlachs, Otto Dix' Tryptichon „Der Krieg“, Blätter von Georg Grosz, Willi Jaeckel, Oskar Kokoschka, Käthe Kollwitz „Nie wieder Krieg!“ und manches ähnliche.

In der gesamten Geschichte des menschlichen Denkens, der Wissenschaften, Künste, Philosophien, Religionen, sozialen Utopien ist ein kaum überschauba-

rer Reichtum an Friedensgedanken und -ideen akkumuliert. Besonders die Geschichte der sozialistischen Kultur selbst fällt hier ins Gewicht, folgt sie doch in der Quintessenz aller ihrer Äußerungen der Leninschen Devise: „Beendigung der Kriege, Friede unter den Völkern, Aufhören von Raub und Gewalt – das ist führwahr unser Ideal.“¹⁸ Es ist wesentlich, dieses reiche Erbe ins geistig-kulturelle Leben einzubringen. Nicht als Sammlung von Handlungskonzepten (die historisch ja doch immer wieder scheiterten), sondern als menschheitliche, gesamthistorische Dimension des heutigen Friedenskampfes. Von wo geht die Bedrohung aus – was kann man dagegen tun – durch welche Haltungen lässt sich ihr widerstehen? Das fordert auch zu kulturpolitischen und kulturellen Überlegungen heraus.

So sind – beispielsweise – neue Aspekte des Platzes der Sowjetliteratur im geistigen Leben unseres Landes zu bestimmen. „Meinst du, die Russen wollen Krieg?“ Jewtuschenkos Vers steht für eine mächtige Strömung, die seit Lenins Ruf „An alle!“ die ganze sowjetische Literatur und Kunst durchzieht, besonders die über Kampf und Krieg. Der Bürgerkrieg, die Intervention der 14 imperialistischen Staaten, alle Leiden und Kämpfe des Großen Vaterländischen Krieges gegen den Faschismus haben eine ungewöhnlich vielschichtige Kunst geformt, die in ihren Wirkungen – wo immer sie zur Geltung kommen dürfen – eines der stärksten ethisch-geistigen Potentiale gegen die Jahrhundertlüge von der sowjetischen Bedrohung darstellt. Die Leser in der DDR nehmen diese Bücher über die Lebenden und die Toten, über Krieg und Frieden mit großer Anteilnahme auf; für neue Generationen jüngerer Leser bilden sie einen Teil als „eigen“ empfundenen Geschichtsverständens und -erlebens. Von ähnlichen, in Jahrzehnten ausgebildeten, künstlerischen Strömungen der Auseinandersetzung mit Faschismus und Krieg lässt sich auch in der DDR sprechen. Sie gewinnt in der Dialektik von Historizität und Aktualität als Instrumentarium gegenwärtiger „Friedenserziehung“ einen neuen Stellenwert. Und sie wird fortgesetzt.

So in den Novellen von Max Walter Schulz „Der Soldat und die Frau“ und „Die Fliegerin oder Aufhebung einer stummen Legende“. Grigori Baklanow schrieb: „Damals kämpften Max Walter Schulz und ich auf verschiedenen Seiten der Front. Unsere seitdem geschriebenen Bücher legen von verschiedenen Seiten Zeugnis über ein und dieselbe Zeit ab, über diese tragischen Ereignisse, deren Teilnehmer wir waren: früher Feinde, heute Gleichgesinnte.“ Baklanow vergaß nicht hinzuzufügen: „Allerdings können längst nicht alle, die sich an der Front gegenüberstanden, heute sagen, sie seien Gleichgesinnte und nichts trenne sie.“¹⁹

Im dritten Band der Hanusch-Trilogie von Jurij Brežan finden sich, wie beiläufig, ein paar Zeilen, die sich mir tief eingeprägt haben: „Wenn der Krieg nicht stattfindet“, sagte Felix nachdenklich, „wenn's wirklich einmal Frieden gibt: Dann haben den Frieden die Russen in die Welt geschleppt. Wirklich geschleppt, so schwer wie auf dem Gemälde von Repin die Wolgaschlepper.“ Wir waren ausgegangen vom humanistischen Gebot des Sozialismus von den würdigsten, der menschlichen Natur adäquatesten Bedingungen, die gleichsam von unten auf, von den Wurzeln her, der befreiten Arbeit, die weitere Ausbildung von qualitativen Wesenszügen der sozialistischen Kultur mitbe-

stimmen. Die Sicherung des Friedens ist die elementarste all jener Bedingungen. Der reale Sozialismus ist heute die wichtigste Friedensgarantie, die Stärkung des Sozialismus und die Stärkung des Friedens sind identisch. Das gilt ausdrücklich auch für die weitere kulturelle Entfaltung.

Die Entwicklung von Kultur, die Begegnung mit Kunst ist für viele Menschen heute besonders stark zu einem Vorgang der Selbstverständigung über geistige Ansprüche und moralische Wertvorstellungen geworden. Dieser Vorgang bestimmt – gerade auch im Karl-Marx-Jahr – stärker als bislang das geistig-kulturelle Leben mit. Im Aufgreifen und Beantworten von Fragen unserer Zeit, nach dem Wert des Menschen und seiner Stellung in der Gesellschaft, nach seiner Freiheit und seiner Verantwortlichkeit, nach dem Anspruch auf Glück und den Möglichkeiten und Bedingungen seiner Verwirklichung im Sozialismus, nach Lebenssinn und Lebenszielen in dieser unruhigen Zeit liegen Leistungen der sozialistisch-realistischen Kunst in den letzten Jahren und vordringliche soziale Erwartungen für weitere Jahre.

Sie gehen nicht nur die Kunst an. Sie betreffen Bildung und Erziehung, den gesamten Vorgang der Verarbeitung individueller und sozialer Erfahrungen, den ganzen Prozeß der Formung der Einstellungen und Überzeugungen, der Lebenshaltungen, der Subjektivität und Individualität der Menschen. Sie betreffen äußerst vielseitige qualitative „Parameter“ der sozialistischen Lebensweise des einzelnen wie der ganzen Gesellschaft. Sie kennen keine fertig ausgebildeten und ein für allemal gültigen Regeln und Normen.

Wichtige Anstöße können ausgehen nicht nur von der Theorie, sondern ebenso sehr der Haltung und Lebenseinstellung von Karl Marx selbst.

So, wenn er an Sigfrid Meyer in einem Moment, da ihm einmal alle praktischen Schwierigkeiten seiner unglaublichen Lebensumstände bewußt werden, lakonisch schreibt: „Ich lache über die sogenannten ‚praktischen‘ Männer und ihre Weisheit. Wenn man ein Ochse sein wollte, könnte man natürlich den Menschheitsqualen den Rücken kehren und für seine eigene Haut sorgen.“²⁰ Aber wer will schon „ein Ochse sein“?

Anmerkungen

- ¹ Marx an Joseph Weydemeyer in New York, Brief vom 25. März 1852. In: MEW, Bd. 28, S. 510.
- ² Friedrich Engels, Einleitung zu „Die Klassenkämpfe in Frankreich“ (Ausgabe 1895). In: MEW, Bd. 7, S. 516.
- ³ W. I. Lenin, Vorwort zu den Briefen an Sorge. In: Werke, Bd. 12, S. 376.
- ⁴ Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: MEW, Bd. 1, S. 385.
- ⁵ Friedrich Engels, Zwei Reden in Elberfeld. II. In: MEW, Bd. 2, S. 556.
- ⁶ Ebenda, S. 557.
- ⁷ Vgl. Ursula Püschel, Der Heimat in der Dichtung eine Heimat zu schaffen. In: Kürbiskern 4/1982, S. 104.
- ⁸ Vgl. dazu u. a.: Erich Honecker, Aus meinem Leben, Berlin 1980, S. 349.
- ⁹ Kurt Hager, Beiträge zur Kulturpolitik, Berlin 1981, S. 11, S. 175/176.
- ¹⁰ Anton Ackermann, Marxistische Kulturpolitik. In: Protokoll der Verhandlungen des Ersten Kulturtages der SED, S. 183 f.
- ¹¹ Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin 1976, S. 22.
- ¹² Karl Marx, Das Kapital. Erster Band. In: MEW, Bd. 23, S. 508.
- ¹³ Ebenda, S. 674.
- ¹⁴ Karl Marx, Der Produktionsprozeß des Kapitals. Sechstes Kapitel. In: Marx-Engels-Archiv, Bd. 267, Moskau 1933, S. 156.
- ¹⁵ Bericht des Parteivorstandes der SED an den III. Parteitag, Berlin 1950, S. 117 f.
- ¹⁶ J. R. Becher, Befreiung. In: Gesammelte Werke, Bd. 17, S. 296 f.
- ¹⁷ Zit. nach: Die sozialistische Nationalkultur der DDR und die Aufgaben des Kulturbundes in den 80er Jahren. Reden auf dem X. Bundeskongreß des Kulturbundes der DDR. Berlin 1982, S. 26.
- ¹⁸ W. I. Lenin, Die Frage des Friedens. In: LW, Bd. 21, S. 292.
- ¹⁹ Marx an Sigfrid Meyer in New York, Brief vom 30. April 1867. In: MEW, Bd. 31, S. 542.

Wort an die internationale Öffentlichkeit Erklärung von DDR-Schriftstellern und -Verlegern

Auf Initiative des Dichters Stephan Hermlin fand im Dezember 1981 in der Hauptstadt der DDR eine Begegnung zur Friedensförderung statt, der seither weitere internationale Schriftstelltreffen gefolgt sind. In leidenschaftlichen, meist sachlichen Gesprächen – zuletzt im April 1983 in Westberlin – suchten Autoren unterschiedlicher Standorte nach Gemeinsamkeiten im Engagement für den Frieden, um den Gefahren der Hochrüstung und einer drohenden Konfrontation entgegenzuarbeiten.

Als mißtönende Begleitmusik solcher Bemühungen fanden sich bald Versuche, die Gespräche zu stören, teilnehmende Autoren aus Ost und West zu diffamieren, ihre Friedensfähigkeit und ihren Friedenswillen in Zweifel zu ziehen. Die Anfeindungen gipfelten im März dieses Jahres in zwei Artikeln der Hamburger „Welt“, die Stephan Hermlin, Hermann Kant, Heinz Kamnitzer und andere Autoren unseres Landes diskreditieren, auf Rufmord und die Erzeugung einer Pogromstimmung hinauslaufen. Durch ihre Praktiken sowie durch einen Jargon, der uns an die Zeit vor 50 Jahren gemahnt, haben sich die Pamphletisten selber disqualifiziert und wären keiner ernsthaften Entgegnung wert. Aber wir fürchten, daß solche Stimmen als die Vorboten einer umfassenderen „Wende“ betrachtet werden müssen, die darauf abzielt, die Ergebnisse bisheriger und künftiger Entspannungsbemühungen zunichte zu machen. Wir wollen doch nicht vergessen, daß wir auch unterschiedliche Auffassungen nur artikulieren, gegensätzliche Haltungen nur diskutieren können, wenn das offene, konstruktive, vertrauensfördernde Gespräch möglich bleibt.

Brecht schrieb vor mehr als dreißig Jahren in seinem „Offenen Brief an die deutschen Künstler und Schriftsteller“: „Werden Deutsche auf Deutsche schießen? Die Antwort: Wenn sie nicht miteinander sprechen, werden sie aufeinander schießen.“

Wir werden miteinander für Entspannung und Frieden arbeiten – oder alles, wofür wir leben und arbeiten, wird zunichte werden.

Volker Braun
Jurij Brézan
Günter de Bruyn
Heinz Czechowski
Volker Ebersbach
Adolf Endler
Elke Erb
Fritz Rudolf Fries
Franz Fühmann
Manfred Jendryschik
Heinz Kahlau
Wolfgang Kohlhaase
Kito Lorenc
Heiner Müller
Joachim Nowotny
Günther Rücker
Max Walter Schulz

Eva Strittmatter
Erwin Strittmatter
Walter Werner
Christa Wolf
Gerhard Wolf

Elmar Faber,
Aufbau-Verlag

Jürgen Gruner,
Verlag Volk und Welt

Hans Marquardt,
Reclam-Verlag

Hubert Witt,
Reclam-Verlag

Walter Fromm Die Entdeckung des Ichs

Rumäniendeutsche Gegenwortslyrik zwischen Engagement und Subjektivität

Die jeweils früheren Gedichte der drei rumäniendeutschen Autoren wurden hier absichtlich den späteren mit Datierung gegenübergestellt. Innerhalb nur weniger Jahre hat sich in der rumäniendeutschen Gegenwortslyrik ein grundlegender Wandel vollzogen: Literaturkonstituierende Faktoren wurden überdacht und neue Akzente gesetzt, Schreibverfahren und Realismusauffassung erneuert, bestimmte Anschauungen von der Gesellschaft und der Rolle des Schriftstellers und der Literatur in ihr scheinen sich über die Jahre nicht bruchlos herübergetragen zu haben. Bundesdeutsche Leser mögen den Eindruck haben, daß in diesen Gedichten das Spezifische und auf Anhieb als charakteristisch Erkennbare fehlt, daß sie vielmehr Ähnlichkeiten aufweisen mit gewissen Techniken und Inhalten der bundesdeutschen und DDR-Literatur der letzten zehn bis 15 Jahre. Obwohl ein einigermaßen starker Einfluß nicht zu leugnen ist, wäre das natürlich ein Fehlschluß, der die fremden Produktions-Rezeptions-Zusammenhänge nicht mitreflektiert. Deshalb soll hier versucht werden, in einigen wenigen, aber m. E. wichtigen literaturosoziologischen Ansätzen, unter Berücksichtigung gesellschaftlicher Verhältnisse also, die den neueren rumäniendeutschen Literaturprozeß grundlegend bedingen, eine Lektürehilfe einzuleiten. Dabei ist die Perspektive diejenige eines ehemaligen Insiders, dessen Urteil auf authentischer Erfahrung aufbaut, aber, zugegeben, weder letzte, von einer gewissen Befangenheit und Subjektivität freie Wahrheit sein kann, noch es auch will.¹

Auf dem Gebiet des heutigen rumänischen Staates leben größere deutsche Bevölkerungsgruppen in Siebenbürgen (hierzulande leider vorwiegend als Draculas Transsylvanien bekannt) schon seit rund achthundert Jahren bzw. im Banat seit einem Vierteljahrhundert. Beide historischen Provinzen gehörten bis 1918 zum Österreichisch-Ungarischen Vielvölkerstaat. Lebten in der Zwischenkriegszeit in Rumänien ca. 625 000 Deutsche, so machen sie gegenwärtig noch knapp die Hälfte davon aus, das sind ungefähr 1,6 % der Landesbevölkerung, und damit sind sie nach den Ungarn die zweitstärkste Minderheit oder, wie es offiziell heißt, „mitwohnende Nationalität“.

Auch die Bukowina (Buchenland), vorher Kronland der Habsburger, wurde nach dem Ersten Weltkrieg im Vertrag von Saint-Germain Rumänien zugesprochen. Hier lebten deutschsprachige Juden als drittgrößte Bevölkerungsgruppe mit Ukrainern, Rumänen u. a. zusammen. Bei seinem Überfall auf die Sowjetunion vernichtete und vertrieb Hitler die Juden und zerstörte damit diese literarische Landschaft mitsamt ihrem blühenden geistigen Zentrum Csernowitz (Rose Ausländer: „Warum schreibe ich? Vielleicht, weil ich in Csernowitz zur Welt kam. Jene besondere Landschaft. Die besonderen Menschen.“). Bald nach Kriegsende wurde das Gebiet dann zum Großteil der Sowjetunion angegliedert. Obschon also die bukowinadeutsche Literatur de facto nur in der Zwischenkriegszeit zur rumäniendeutschen zu zählen wäre, reicht ihr Einfluß durch Gestalten wie Paul Celan, der sich übrigens auch im

fernen Paris als „karpatisch Fixierten“ bezeichnete und sich vom Csernowitzer-Bukarester „Meridian“ herleitete, und Rose Ausländer bis weit in die deutsche Gegenwartsliteratur hinein und sie hat durch Alfred Margul-Sperber (1898 bis 1967), Immanuel Weissglas (1920 bis 1979), Alfred Kittner (geb. 1906) u. a., die nach Kriegsende in Bukarest lebten und veröffentlichten, in hohem Maße zur qualitativen Profilierung der zeitgenössischen rumäniendeutschen Literatur beigetragen.²

Zur Zeit sorgen mehrere Verlage (wichtigster: *Kriterion*, Bukarest; experimentierfreudigster: *Dacia*, Cluj/Klausenburg, u. a.) mit überproportional hohen Auflagen, bei allerdings rückläufiger Tendenz, für ausreichende Publikationsmöglichkeiten. Die Feuilletons der zwei Tages- und zwei Wochenzeitungen sowie die Monatszeitschriften *Neue Literatur* und *Volk und Kultur* (beide seit 1949) halten eine relativ rege literarische Öffentlichkeit in Gang, betreiben Talentsuche und -förderung und ermöglichen mit kritischen und historischen Beiträgen, die mitunter keinerlei Vergleich zu scheuen brauchen, die Konstituierung eines weltoffenen ästhetisch-literarischen Bewußtseins. Indes: die Crux des literarischen Lebens ist der chronische Auszehrungsprozeß. Die namhaften Verluste der dreißiger und vierziger Jahre: Georg Maurer, Rose Ausländer, Moses Rosenkranz, Paul Celan u. a. werden gegenwärtig von einer kaum noch zu verkraftenden Abwanderung ergänzt: Oskar Pastior, Dieter Schlesak, Bernd Kolf, Gerhard Ortinau, Frieder Schuller, Wolf Aichelburg, Alfred Kittner u. v. a. sind im Zeitraum der letzten fünfzehn Jahre in die Bundesrepublik ausgewandert.

Nach Maßgabe ihres Selbstverständnisses ist diese Literatur mehr eine deutsche als eine rumänische. Zwar ist sie im rumänischen Sprachraum, an der Nahtstelle zwischen Balkan und dem übrigen Europa geographisch leicht lokalisierbar, aber ihre konstitutiven Elemente: deutsche Sprache und literarische Vorbilder in dieser Sprache sowie ästhetische und sozial-politische Wertmuster, deren Aufnahme fast ausschließlich über das Deutsche möglich war und ist, machen aus jedem literarischen Text, und sei er auch noch so unbedarf, ein über die Region hinausweisendes, vorrangig dem deutschsprachigen Kulturrbaum verpflichtetes Kunstprodukt.

Politisch-kulturelle Provinz mag wohl oft, muß aber nicht immer folgerichtig und notwendig Provinzielles hervorbringen. Ob das zutrifft oder nicht, darüber entscheiden auch im Falle der kleinen rumäniendeutschen Minderheit Umstände wie literarisch-kulturelle Tradition, Geschichte, Kulturpolitik und nicht zuletzt mehr zufällig auftretende Begabung. Eine günstige Konstellation dieser Faktoren hat dazu geführt, daß rumäniendeutsche Schriftsteller auch heutigenfalls eine nicht minder ernstzunehmende Literatur produzieren wie in der Zwischenkriegszeit, als die Entwicklung deutschsprachiger Literatur in Rumänien zweifellos einen Höhepunkt erreichte. Die Auswirkungen einer bewegten Geschichte, als deren Grundtenor die Abwehr jeglicher Magyarisierungs- und Romanisierungsbestrebungen und die Erhaltung zum mindesten der sprachlich-kulturellen Selbstidentität anzusehen ist, reichen bis in die Gegenwart hinein und konkretisieren sich beispielsweise in dem Drang, sich im Kulturellen den Rumänen und Ungarn gegenüber als autonom und ebenbürtig zu erweisen. Was die literarische Tradition anbelangt, so stellt Peter Motzan,

der beste Kenner rumäniendeutscher Gegenwartsliteratur, in seinem jüngst erschienenen Buch *Die rumäniendeutsche Lyrik nach 1944, Problemaufriss und historischer Überblick* „ein eigentümliches, aber erklärliches Verhältnis von Traditionslastigkeit und Traditionsbuch“ fest, was u. a. darauf zurückzuführen sei, „das die Traditionsbildung durch die Stärke exogener Einflüsse erschwert wurde.“³ So ist es, allein ich erachte den Traditionsbuch als noch weiter fortgeschritten. Ein Adolf Meschendorfer oder Erwin Wittstock, ein Alfred Margul-Sperber oder Paul Celan wirken heute kaum noch nach, geschweige denn, daß in nennenswertem Maße Themen, Motive oder Verfahrensweisen aus jener Tradition übernommen worden wären. Das ist offensichtlich für die jüngere Generation auch nicht so sehr ausschlaggebend, auch wenn es mehr als nachdenklich stimmen sollte, daß beispielsweise der in Siebenbürgen geborene Georg Maurer (1907 bis 1971), den die DDR zu ihren bedeutendsten Lyrikern und Essayisten zählt, in Rumänien so gut wie unbekannt ist. Eine viel größere Bedeutung ist indes dem Umstand beizumessen, daß die Tradition auch der jungen Schriftstellergeneration ein hellwaches Gespür für literarisch-ästhetische Qualität und Offenheit sozusagen anerzogen hat. So ist, um nur ein Beispiel aus dem Literaturbetrieb zu nennen, das Konzept und die katalytische Wirkung der anspruchsvollen Literaturzeitschrift *Neue Literatur* kaum denkbar ohne die Leistungen ihrer Vorgängerinnen *Die Karpathen* (1907 bis 1914), *Ostland* (1919 bis 1921), und auch *Klingsör* in den 20er Jahren. Für sich allein, mit niemandem sonst zu teilen – und das ist der Eckpfeiler und die große Chance dieser Minderheitenliteratur – hat der rumäniendeutsche Schriftsteller gleich zwei Wirklichkeiten ins künstlerische Wort zu transponieren. Die eine, die rumänische, ruht in sich selbst, sie ist Hauptpol und zentraler Ort von allem, was auf der Welt mit „rumänisch“ bezeichnet oder damit in Zusammenhang gebracht wird. Dieser Wirklichkeitsbereich ist der des Selbstverständlichen. Die andere, die Realität der Deutschen in Rumänien, ist jene eines kulturgeschichtlich verselbständigt Appendix. Ein Appendix wessen? Wirtschaftlich und politisch der seiner jeweiligen Nachbar- bzw. Staatsvölker Österreich-Ungarns (bis 1918) und Rumäniens; geistig-literarisch einer des deutschsprachigen Kulturrumes. Aus der Verschmelzung beider entsteht eine Wirklichkeit des Nicht-Selbstverständlichen, des angestrengt-anstrengenden Agierens zwischen den Sprach- und Kulturstühlen, des nachdrücklichen und aufreibenden Fragens nach der Legitimität und Rolle des Minderheitenseins, des mal hysterisch übertriebenen Selbstbewußtseins (extreme, teils genüßliche, teils selbstironische Meinung: Die beste rumänische Lyrik werde gegenwärtig in deutscher Sprache geschrieben), oder der ein andermal bedrückend tief gehängten Selbsteinschätzung, ja doch nur im Schlepptau der Vorleistungen deutscher Literatur epigonal dahinzudämpeln. Bernd Kolf spricht in seinem aufschlußreichen Essay *Eine Gegend, in der Menschen und Bücher lebten. Die Bukowina als lyrische Landschaft* von einer „chronische(n) Identitätskrise, in der sich die Literatur einer nationalen Minderheit zwangsläufig befindet: wegen ihrer Sprache gehört sie nicht zu dem Land, in dem sie entsteht, wegen ihrer Thematik und Lebensanschauung nicht zu der Literatur, mit der sie die Sprache gemeinsam hat“.⁴

Überlagerte Wirklichkeiten also und mehrfache, von der – das Wort –

ungetüm sei ausnahmsweise mal erlaubt – geokulturellen Situation geprägte Bezugs- und Vergleichszwänge führen in der Regel zu einem Selbstverständnis, das zunächst sprachlich-formal und dadurch dann auch inhaltlich die enge Region, die Sprach- und damit Existenzinsel zu transzendieren versucht. So verhält es sich besonders im Fall der paar jüngeren Autoren, den „progressiven“, wie sie sich selbst genannt haben, über die hier die Rede sein soll: Franz Hodjak (geb. 1944), Werner Söllner und William Totok (beide 1951), Rolf Bossert und Richard Wagner (beide 1952), Klaus Hensel und Horst Samson (beide 1954) u. a.

In ihrer sozial-politischen Dimension ist die Literatur, die sie machen, gleichermaßen Refugium und Ventil: In Gedichten und meist kurzen Prosatexten versuchen sie, ihnen fehlende kritisch-demokratische Öffentlichkeit zu substituieren. Kunst muß ihnen auf ihre Weise Politik ersetzen. Noch mehr: sie muß dauernd die Diskrepanz zwischen tatsächlichen Zuständen und ihrer Darstellung in als „Organ“ gedachten Medien sinnfällig machen. Allemal zum korrigierenden und in Frage stellenden Gestus sich durchzuringen, Ideologie dort zu überführen, wo sie zur Mystifizierung (etwa der Geschichte) und zur oft absurd Verdrehung von Sachverhalten (besonders solcher des Alltagslebens) verkommt – das scheint vorrangiges Anliegen dieser Schriftsteller zu sein. Daher röhrt die beachtliche gesellschaftliche Bedeutung (was nicht gleichzusetzen ist mit großem Rezeptionsreservoir), die dieser Literatur von Verlegern und Journalisten, von anderen Leserkreisen und auch den Behörden beigegeben wird. Sie reicht so weit, daß einzelne literarische Texte unversehens zum ausgesprochenen Politikum geraten, was für den Autor dann willkommene Bestätigung ist, aber u. U. auch schlimme Folgen haben kann; wo also Literatur derart zu decouvririeren vermag, erfährt die literarische Kommunikation eine außergewöhnliche, westliche Maßstäbe weit überschreitende Aufwertung. Dazu bemerkt Dieter Schlesak, ein guter Kenner der Literaturen Rumäniens, in seinem Buch *Visa. Ost West Lektionen*: „Daher das fast tödliche Engagement der Literaten im Osten, das sich von jeder nur unverbindlichen Provokation im Westen unterscheidet. Worte, Sätze sind Sprengstoff. Ungewöhnliches, nicht zum Wortschatz offizieller Stellen gehörendes Vokabular macht sich verdächtig.“⁵

Was hat eine Reihe von jüngeren Schriftstellern dazu bewogen, in und gegenüber der Gesellschaft eine ganz bestimmte Position zu beziehen und dies – bei aller Individualität – in einer ihnen im großen ganzen gemeinsamen Schreibpraxis zum Ausdruck zu bringen?

Zunächst, Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre, war die Utopie eines „demokratischen Sozialismus“ ausschlaggebend dafür, daß zumindest die jüngere rumänideutsche Lyrik sich ästhetisch-politisch emanzipierte. Da verstand sie sich aber in der Nachfolge Brechts und war einem Braun und Kunert oder Enzensberger und Fried verwandt, aber kaum der rumänischen Gegenwartsliteratur verpflichtet, die, von einigen wenigen Ausnahmen mal abgesehen, sich nicht in Richtung politischer Relevanz entwickelte. Der „Prager Frühling“ oder das Berlin und Paris der Studentenbewegung, ja sogar das ferne New York der Demos gegen den Vietnam-Krieg waren damals anscheinend geistig näher als das ferne Bukarest der Parteiprogramme. Dabei

war nicht so sehr wichtig, was an jenen und anderen Brennpunkten der internationalen politischen Bühne tatsächlich geschah und welchen Stellenwert die Ereignisse für die betreffenden Gesellschaften in Wirklichkeit hatten, entscheidend war allein der subjektive Reflex auf die Tatsache, daß weltweit eine Bewegung entstand, deren Ziel es offensichtlich war, die Welt zum Besseren zu verändern. Das wirkte ungeheuer motivierend und steckte zu einer kritisch-enthusiastischen Haltung an: rumänideutsche Literaten machten sich stark, um vom großen Kuchen auch für Rumänen eine Scheibe abzuschneiden. Die emphatische Internationalisierung von Denk- und Wertmustern hörte sich dann beispielsweise so an: „Man müßte einmal in weiterem Rahmen untersuchen, wie auf Kahlschlag und Nihilismus einerseits, auf aufgepflanzten, bloß nachgebeteten Glauben anderseits eine neue Zuversicht in der europäischen Literatur sich eingesessen hat: bei uns, in der DDR, in Österreich, der BRD, in Frankreich etc. Dabei wären vor allem drei große Problemkreise zu untersuchen: Marxismus, Brecht (also engagierte Poesie) und der wiedergefundene Glaube an die Kommunikationsfähigkeit der Sprache. Es ist der Glaube daran, daß die Vernunft siegen wird (...). Glaube an die Vernunft und ihr entsprechende Vernunftdichtung, Intellektualisierung und Rationalisierung (ein Prozeß, den die Literatur widerspiegeln muß) ist eigentlich säkularisierte Aufklärung.“⁶ So Bernd Kolf, in jenen Jahren sozial-kritisch engagierter Lyriker und Literaturkritiker, Anfang 1974 in seiner Rezension zu Richard Wagners Debütband *Klartext*.

Der Wert von Literatur wurde damals an ihrer emanzipatorischen Wirkung gemessen. Das Gedicht sollte möglichst unmittelbaren „Gebrauchswert“ aufweisen; nicht einzigartiges Erlebnis und subjektive Erkenntnis, sondern allein die aufklärerische Wirkung der „Texte“ zählte. Wagner formulierte damals ein beinahe-politisches Programm des engagierten Schriftstellers, das Gedicht heißt bezeichnenderweise *klartext 1973*: „in dieser wortreichen landschaft / daueraufenthalt nehmen / das unübersichtliche mit / doppelsinnigen gebärden ins / blickfeld zwingen / den wirrwarr der erscheinungen / der allmacht geltender ordnung entziehen / in ausführlicher rede den vorgefundenen / zustand augenfällig machen / unser Beitrag in dieser runde / ist vorsätzlich und zugehörig / einem neuen gesichtspunkt.“

Auch aus heutiger Perspektive scheint es mir völlig berechtigt und verständlich, wie damals ausnahmslos jüngere und deshalb weniger traditionsbelastete Schriftsteller sich mit nie dagewesener kritischer Direktheit für gesellschaftlichen Fortschritt und eine humane Welt engagierten. Denn in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre war in Rumänien eine vorsichtige und stufenweise Abkehr von der Theorie und der Praxis der rumänischen Stalinisten eingetreten, der Dogmatismus im gesellschaftlichen Leben wie in der Kulturpolitik wurde zügig aufgebrochen, allenfalls wurden neue Bewußtseins-Spielräume und Aktionsmöglichkeiten sichtbar, die politisches Denken und auf gesellschaftlichen Wandel gerichtete Hoffnungen nur fördern und nähren konnten. Insbesondere drei Ereignisse scheinen damals ungeahnte kreative Potenzen freigesetzt zu haben: 1965 wurde ein Großteil der europäischen und US-amerikanischen Literatur des 20. Jahrhunderts (Proust, Joyce, Kafka, Camus, Ionesco, Beckett, Faulkner u. v.a.) als literarisches Erbe sanktioniert,

das, freilich kritisch assimiliert, auch und erst recht im Sozialismus zur Wirkung gelangen sollte. Zwei Jahre darauf entmachtete die oberste Parteiführung zumindest teilweise den bis dahin allmächtigen Staat im Staate, den Sicherheitsdienst. Und 1968 schließlich erschien für viele die lautstarke Parteinahme Rumäniens für den „Prager Frühling“ und die Verurteilung der militärischen Intervention durch Ceaușescu als Höhepunkt der Erneuerungswelle.

Kein Zweifel: diese Ereignisse haben in jenen Jahren entscheidend beigetragen zur Politisierung junger rumäniendeutscher Schriftsteller. *Sozialismus* wurde damals für Teile der deutschen Bevölkerung, insbesondere der jüngeren Generation als vorgegebenes und gedachtes, und zugleich entwicklungsfähiges gesellschaftliches Alternativmodell aufgefaßt. Die Deformationen und Repressionen, die, mit dem Namen Stalins verbunden, den Sozialismus entstellten und diskreditierten, schienen in weite Ferne gerückt. Ein Hochgefühl der Hoffnung und des solidarischen Handelns trat seinen unwiderstehlich besitzergreifenden Siegeszug durch die Köpfe der Menschen an. Die Gedichte *unhymnische feststellungen, spielräume* und *dalektik* legen ein beredtes Zeugnis ab von jenem fruchtbaren geistigen Klima der kritisch-schöpferischen Partnerschaft mit der Gesellschaft, die im *Engagement* ihren ästhetisch prägnantesten Ausdruck gefunden hat.

Gegenwärtig scheint diese Dimension der Hoffnung aus dem ehemaligen „polemisch-präskriptiven Engagement“ (Peter Motzan) weitgehend verschwunden zu sein. Auch wenn Rolf Bossert unlängst mal wieder in Erinnerung gerufen hat: „Unser Verhältnis zum Engagement, so wollen's die Zeitalüfe, müssen wir alle immer aufs neue überdenken“,⁷ hat er wohl mehr Gesellschaftskritik im Blickfeld gehabt als Hoffnung und Utopie, wie sie vor rund zehn Jahren noch mit soviel abstrakter Liebe gepflegt worden waren. Nach 1971 (Jahr der sog. Kleinen Kulturrevolution) wird jener Neubeginn gestoppt, die Öffnungstendenz allmählich rückgängig gemacht. Eine restaurative Atmosphäre breitet sich aus und der Reformeifer einzelner, aber machtloser, trifft ins Leere. Als schließlich im Oktober 1975 einige besonders engagierte junge Schriftsteller, darunter auch Richard Wagner, aus politischen Gründen für kurze Zeit in U-Haft kommen, geht das Schreckgespenst der dunklen fünfziger Jahre wieder um.

Die schon immer nicht unproblematische Partnerschaft mit der Gesellschaft wird aufgekündigt und geht über in eine illusionslos-beschreibende Haltung gegenüber den Zuständen und den Mißständen, die menschliches Leid und seelische Deformation bedingen.

Dieser Prozeß der fast schlagartig eingetretenen Ernüchterung und Enttäuschung (*Schneeballgedicht*) bzw. der Ausbreitung eines immer akuter empfundenen Gefühls der Leere, Sinnlosigkeit und Bedrohung (*blues, Hotel California*) läßt sich aus der rumäniendeutschen Lyrik der letzten Jahre immer wieder herauslesen. Abgeklärt-weise, doch nicht resignative Illusionslosigkeit ist eine Antwort auf solche Verhältnisse: „im flugzeug sitzen und den himmel bewundern / als nabel des nichts / die schwäche für katzen mit nichts begründen / die aufschrift an den türen / von innen lesen / auf die hierarchie der dinge zurückkommen / tag für tag / die welt bereisen in zahllosen briefumschlägen / den kopf dies bedenkliche privateigentum / nicht an den nagel hängen“ (Franz

Hodjak, 22.00 Uhr 42 gedicht). Apropos: „die welt bereisen in zahllosen briefumschlägen?“ Läßt sich von Nichtbetroffenen nachvollziehen, zu welcher Verbitterung, zu welchem Isolations- und Verfolgungsgefühl bei einigen Schriftstellern schon allein die scheinbar banale Tatsache führen muß, daß sie mit dreißig oder gar vierzig noch niemals die Grenzen des Landes – weder nach Osten noch nach Westen – überschreiten durften?

Ein elegischer Ton in den hartnäckigen Fragen nach den Überresten ehemaliger kämpferischer Haltung klingt immer wieder an: „die dichter sind ins land der dichtung gegangen / nur hie und da hängt noch einer / rum / mit verfaulten zähnen und kaputter leber / lehnt am räderwerk / schweigend / gereizt / gibt kaum noch antworten / sitzt hier / kann hier sitzen / weil keiner in ihm / einen vermutet / was für einen gang / hat er aber / der hier / sitzt / und / welches / ist der / gang der verhältnisse / in denen / er sitzt / wie sieht's aus damit / und überhaupt / was ist denn hier / sichtbar / von der / wirklichen bewegung“ (Richard Wagner, *gedicht im lokal um die mittagszeit*). Und nicht nur die Dichter gehen ins „Land der Dichtung“, sondern auch rund 11 000 Deutsche verlassen Rumänien jährlich in Richtung Bundesrepublik. Zum Niedergang der sozial-politischen Utopie gestellt sich also auch noch ein speziell die Minderheit betreffendes akutes Endzeitbewußtsein und -verhalten.

Im großen ganzen herrscht z. Z. eine die gesellschaftlichen Verhältnisse dauernd mitreflektierende und deshalb engagierte Subjektivität vor. Zu ähnlichen Schlußfolgerungen gelangt auch Peter Motzan in seinen jüngsten Untersuchungen zur rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur: „So sehr das Ich nun in den Vordergrund rückt, bleibt es doch immer gesellschaftlich situiert. Die engagierte Subjektivität ist keine Fluchtpoesie, die sich ein autonomes Reich aufbaut; sie verarbeitet Geschautes und Erinnertes, Gefühltes und Gedachtes; die Sprache gewinnt an Expressivität, ohne sich jemals zu verselbständigen. Sie ist weiterhin ‚verständlich‘, alltäglich, nachvollziehbar, auch dann, wenn sie Träume, Fantasien und Augenblicksempfindungen reproduziert.“⁸

Das Persönlich-Private, das aus seinen eigenen Erfahrungen rekonstruierte Subjekt verweist über sich hinaus auf Geschichte und Politik: eine direktere und authentischere Anklage und Anteilnahme ist wohl schwerlich erreichbar. So zu lesen etwa in Werner Söllners Gedicht *Winter der Gefühle*: „Wie eine dunkle Vogelkralle hakt sich das lärmende / Nichts in mir fest, das lärmende Nichts aus den Läden / der bleichgesichtige Schweiß aus den Bussen, die Wut / der Maschinen, die die Kindheit der Kinder schnell hinter / sich bringen. (Und die Erinnerung an das, was ich einst war // ist ein Eisfeld.)“

Der hier zwangsläufig nur kurz skizzierte Weg vom rational-abstrakten Engagement zur engagierten Subjektivität läßt sich natürlich auch am Wandel der jeweils bevorzugten Gedichtstruktur, ja sogar an den Titeln der einzelnen Lyrikbände aufzeigen. In einer Anfangsphase hießen die Gedichtbände noch operativ-nüchtern *Klartext* (R. Wagner, 1973), *wetterberichte* (W. Söllner, 1974), *Spielräume* und *offene briefe* (F. Hodjak, 1974 bzw. 1976); später dann rückt der subjektive Faktor unübersehbar ins Blickfeld: *die invasion der uhren* (Wagner, 1977), *Mitteilungen eines Privatmannes* (Söllner, 1978), mit *Polly Knall spricht man über selbstverständliche dinge als wären sie selbstverständlich* (Hodjak, 1979), *die vergesellschaftung der gefühle* (W. Totok, 1980) etc.

Ursprünglich neigten die Autoren zum epigrammatisch-aphoristisch pointierten Kurztext. Stellvertretend soll hier – nicht zuletzt wegen seiner Aktualität – aus Franz Hodjaks *Spielräume* das Gedicht *geteilte welt* zitiert werden: „die friedenzaube / ist in aller mund: / die einen hungerts nach frieden / die anderen nach der taube.“ Entsprechend waren die literarischen Vorbilder geartet: 1972 erklärte der damals zwanzigjährige Wagner Marin Sorescu (rumänischer Poet), Anemone Latzina (rumäniendeutsche Lyrikerin), Bert Brecht, Hans Magnus Enzensberger und Volker Braun zu seinen Vorzugsautoren. Fünf Jahre danach hat sich das literarische Spektrum seiner „Leserfahrungen“ merklich verschoben, aber auch ausgeweitet: es reicht von Walther von der Vogelweide und Klopstock über Walt Whitman bis hin zu Allan Ginsberg, Frank O’Hara, Brecht, R. D. Brinkmann und Majakowski. Bevorzugt wird nun das lange Gedicht, das eine sensible und nuancierte Erfahrung der Wirklichkeit möglich macht. Da es als Form kaum kanonisiert ist, sperrt es sich einem normativen Bezug zur Welt, favorisiert aber um so mehr ein orientatives Verhältnis zur Realität. Diese Gedichtform bietet sich den Orientierungssuchenden regelrecht an, weil sie „beharrlich den Ausdruck in neuen Anläufen für neue Verhältnisse zu finden“ (W. Höllerer) vermag. In diesem Sinne äußert sich auch Richard Wagner zur Notwendigkeit des Formenwandels: „Das nachbrechtsche Kurzgedicht fing an, die Wirklichkeit seinem Erfahrungsmuster anzugeleichen. Es illustrierte immer öfter Ideen. Ich brauchte ein Verfahren, das mir wieder ein direktes Verhältnis zur Wirklichkeit ermöglichte. Beim Schreiben wurde daraus das lange Gedicht, das, wie ich meine, weniger von Erkenntnismodellen abhängig ist, weil seine Erfahrungsweise gewissermaßen auch deren Diskussion ermöglicht. Und eine Diskussion der Modelle schließt immer auch eine Diskussion der durch sie gewonnenen Erkenntnisse ein.“⁹ Eine gewisse manierete Art der subjektiven Vermittlung von Gesellschaftlichkeit wird freilich schon kritisch reflektiert und in Frage gestellt. Rolf Bossert nimmt in einem seiner neueren Gedichte treffend und nicht ohne Sarkasmus und Ironie die zur Pose erstarrte Subjektivität mit gesellschaftskritischem Zuckerguß unter Beschuß: „die prosaische hilflosigkeit, steckt sie / in unseren texten, ist ein magnet / für eisernes mitgefühl. und gleitet / das wort angst ins gedicht, wir / hörn es mit wollust. in rezensionen / beschreiben wir die verzweiflung / der schreibenden. // wir sind informiert / über die klüfte im innern, / über die lähmung der glieder. // lächelnd bescheinigen wir / diesem kaputten kerl, / daß er die falschen probleme hat, / unfähig ist, zu erkennen die wahren.“ (*rundschreiben an meine freunde.*) Und ein ähnliches Unbehagen dokumentiert neuerdings auch Werner Söllner; dabei geht es nicht darum, ob Literatur gesellschaftliche Mißstände inkriminieren soll – so verstanden ist nämlich das *Engagement* noch immer etwas Selbstverständliches –, sondern um die Frage nach dem auch ästhetisch gültigen und authentischen Wie: „Wir müssen bestimmt Mittel und Wege finden, um Gefühle wie Euphorie der Verzweiflung weniger zynisch oder larmoyant auszudrücken, d. h. zu objektivieren, und um unsere Überlegungen ein bißchen individueller zu gestalten.“¹⁰ Zusammengefaßt ergeben sich aus meiner Sicht für die heutige rumäniendeutsche Literatur einige wenige gravierende Situationsmerkmale. Die tiefreichende und anscheinend auf einen endgültigen Verlust zutreibende Identitäts-

krise wird mit der Ausdauer und Vehemenz (mag sein: auch Larmoyanz) des schmerzlich Betroffenen problematisiert und oft mit einer bisher ungewohnten Virtuosität gestaltet. Die rumänische Gesellschaft, besser: der Staat mit seinen jetzigen Machtstrukturen, das Schwinden der Erwartungen in die „sozialistische Utopie“ und schließlich der akute Auflösungsprozeß innerhalb der deutschen Minderheit – nach jahrhundertelanger mehr oder weniger selbstverständlicher Persistenz in jenem Raum – führen dazu, daß diesen paar Schriftstellern allmählich der Boden unter den Füßen abhanden kommt. Was um so verzweifelter notiert wird, als in der Tradition der rumäniendeutschen Literatur schon immer ein sinnstiftendes Identitätsgefüge vorhanden gewesen ist: sei es nun der Gedanke der „Heimat“, sei es auch schlicht die autonome Eigenwelt der Dichtung, oder sei es, in neuerer Zeit, das Engagement für eine gesellschaftliche Utopie.

Was übrig geblieben ist? Abwarten, ausharren? Mag sein. Mit Sicherheit aber: auf die letzte authentische und gültige Instanz rekurrieren, nämlich das Ich, die ästhetische Äußerung von Endzeitbefindlichkeit, die unnachgiebig unter der Schädeldecke rumort. Weitermachen also? Vielleicht in dem Bewußtsein, daß Literatur so gut wie gar nichts bewirken kann, aber sehr viel ins Wort zwingt, was sonst ungesagt bliebe oder verfälscht oder verdrängt würde? Es ist denkbar: „Sieh mal. / Wir leben. / Wir leben halt. / Wir müssen halt leben. / So leben wir halt. / Siehst du. / Wir leben ja. / Wir leben ja. / Das wollte ich sagen.“ (Richard Wagner, *Brief*)

Anmerkungen

¹ Für den Interessierten sind folgende Darstellungen bundesdeutscher Literaturwissenschaftler zu empfehlen: Heinrich Steehler (Hrsg.): Rumäniendeutsche Literatur. Hildesheim/New York 1976; Alexander Ritter: Deutschsprachige Literatur der Gegenwart im Ausland. – In: M. Durzak (Hrsg.): Deutsche Gegenwartsliteratur. Stuttgart 1981, S. 632 bis 661; Thomas Krefeld: Schreiber zwischen den Vaterländern. Begegnungen mit einigen Autoren der rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur, und Michael Mack: Artisten, die sie sind. – Beide in: das nachtcafé, 7. Jahrgang, Nr. 18/1981, S. 43 bis 80.

² Vgl. zur Problematik der bukowinadeutschen Literatur, die aufschlußreiche Darstellung von Bernd Kolf: Eine Gegend, in der Menschen und Bücher lebten. Die Bukowina als lyrische Landschaft. – In: Akzente, 29. Jahrgang, Heft 4/1982, S. 336 bis 346.

³ Peter Motzan: Die rumäniendeutsche Lyrik nach 1944. Problemaufriß und historischer Überblick. Cluj/Klausenburg (Rumänien) 1980, S. 32 ff.

⁴ Vgl. Anm. 2, S. 338.

⁵ Dieter Schlesak: Visa. Ost West Lektionen. Frankfurt a. M. 1970, S. 50

⁶ Bernd Kolf: Unser Beitrag in dieser Runde. – In: E. Reichrath (Hrsg.): Reflexe. Kritische Beiträge zur rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur. Bukarest 1977, S. 266.

⁷ Rolf Bossert: Fällt nicht aus dem Rahmen. – In: Neuer Weg, Bukarest, 29. November 1981.

⁸ Vgl. Anm. 3, S. 152

⁹ Walter Fromm: Interview mit Richard Wagner. – In: Neue Literatur, Bukarest, 30. Jahrgang, Heft 2/1979, S. 53 f.

¹⁰ Emmerich Reichrath: Versuch und Programm. Ein Gespräch mit dem Schriftsteller und Verlagslektor Werner Söllner. – In: Neuer Weg, Bukarest, 6. Februar 1982.

Werner Söllner

unhymnische feststellungen

so entstand die neue gesellschaft:
indem man beschloß
die schwächen und stärken
der einzelnen
als schwächen und stärken
aller
zu betrachten

so entwickelte sie sich:
indem man beschloß
ihre schwächen zu schwächen
und ihre stärken zu stärken

so bekam sie ihre probleme:
indem ihre schwächen stärker wurden
weil man darüber schwieg
und ihre stärken schwächer wurden
weil man sie zerredete

so wird die neue gesellschaft ihre probleme lösen:
indem sie sich
zu ihnen bekennt
(1975)

Scheeballgedicht

Für Rolf Bossert

Ein Blick aus dem Fenster: Es schneit.
In der Nähe trägt ein Berg geduldig
sein Kreuz, nicht umsonst heißt er
Caraiman, der schwarze Gelehrte.
In dieser Jahreszeit können ihm alle
den Buckel runterrutschen,
wenn sie es können. Zehn Tage Urlaub
bei dir in Busteni.

Ich habe den Bademantel
zu Hause gelassen, und die Luftmatratze,
und alle guten Vorsätze und Illusionen.
Daran änderst du nichts, und wenn du
zehnmal sagst, ich habe nicht recht.
Mein schwerstes Gepäckstück
bin ich, das wirst du noch merken,
das läßt sich nicht so leicht
röhren und vor die Tür setzen.

Reisen und irgendwo bleiben
ist schwer, aber wenn mans schon kann, bleibt man
am besten gleich lange, damit auch Zeit
bleibt für das bißchen unverbaute Natur,
für Begreifen der Menschen und Gelegenheiten,
für Wodka und lange, unvermeidlich
lange Gespräche. Es ist auch schön
auf den Schnee zu warten, dem man die Kälte
nicht ansieht.

Aber angesichts von so viel weißem
Belag auf den gefrorenen Wegen
erlaube ich mir heute einen schwarzen Blick
auf die beladenen Tannen
vorm Fenster.

Ein langer Satz,
und ich wollte bloß sagen, daß wir
die Beladenen sind; und auch jene fünf Zeilen
sind nichts als ein Maß für das Gewicht
unserer Last.

Lies weiter, es soll nicht elegisch
klingen, lies, was du wahrscheinlich
schon weißt und was sicher präziser gesagt werden
müßte, nimm meine gute Absicht
für die Tat: Wir alle mit unseren kleinen, vertanen
oder verratenen Chancen, mit unsren verdrängten
oder bewußten Beklemmungen, mit unsrem abgrundig schweren
oder fliegenden Schlaf, wir alle könnten
anders sein.

*Und es hilft
auch nichts mehr, daß ich's sag.*

Diesen Satz las ich
vor drei langen, schneereichen Jahren
in einem Gedicht, das mir gefiel,
und ich frage mich, weshalb
ich, halb schon erstarrt, noch dies Schneeballgedicht
schreibe gegen den unbeirrbar fallenden
Schnee. Ist es vielleicht nur ein Zeichen,
daß wir gar nicht versuchen sollen
andre zu sein, sondern nur unser Leben
zu ändern?

Auch dies wäre
eine der brennenden Fragen unsrer Bewegung,
die jeden auf besondere Art
ergreift, es wäre vielleicht
ein möglicher Anfang.

Aber ich merke es
auch schon, dies Gedicht wird wie
andere, lang. Es ist, wie das Schweigen, nichts
als eine Form der Sprachlosigkeit,
schlimmer noch, als mit Blindheit
geschlagen zu sein.

Was aber läßt uns
verstummen? Nicht der Schnee
ist es doch, der mir den Mund
verschließt und nur ein entschärftes Parlando
hervorquellen läßt; es ist, sagen wirs
einfach, was überall auf der Erde
den Menschen den Gedanken umdreht im Kopf,
bevor sie ihn denken, das Wort im Mund
und das Gefühl, das keinen genauen Sitz
hat.

Es ist, es verschlägt mir
die Sprache, es ist die Herrschaft
der Redner über die Sprachlosen, die Herrschaft
jener, die sagen:

*Die Traurigen werden geschlachtet,
die Welt wird lustig.*

Nein, ich habe nichts
dagegen, wenn du mehr Klarheit
fordertest, aber warte, wir haben ja

Zeit, noch einige Tage, und überhaupt, wer bin ich
denn, daß du *mich* fragst:
Ich stehe ja auch nur fröstelnd im Nieseln
der Behauptungen, im Matsch
der Erlässe, wie wir alle,
ein kleines Häufchen, uns an den Händen haltend,
um nicht zu versinken im mäßigen
Schnee, der uns den Mund
(1978)

**Richard Wagner
dialektik**

wir haben die verhältnisse erkannt
wir haben beschlossen sie zu verändern

wir haben sie verändert

dann kamen andere
die haben die veränderten verhältnisse
erkannt und haben beschlossen
sie zu verändern

sie haben die veränderten verhältnisse
verändert

dann kamen andere
die haben die veränderten veränderten
verhältnisse erkannt und haben
beschlossen sie zu verändern

sie haben die veränderten veränderten
verhältnisse verändert

dann kamen andere
(1971)

**Franz Hodjak
Spielräume**

die freiheit
die täglich
uns spielraum
gewährt
ist immer so groß wie
der spielraum
den täglich
wir der freiheit
gewähren
(1974)

Franz Hodjak
blues

nach zehn ist der abend
ein elektrische verstärkeranlage,
das geräusch des alters
wird deutlich hörbar,
du gehst durch die stadt
gehst
und horchst in die straßen,
durch die mauern, verriegelten fenster und türen
dringt,
als sänge Nat King Cole aus dem jenseits,
mit unverfälschtem klang
das abgegriffene metall der seelen,
leicht erkennbar,
leicht unterscheidbar
am unterdrückten gähnen der sesselfedern
oder am husten eines erschöpften hasses
oder am schweren atem von frauenschenkeln
oder an den augenlidern,
die wie eiswürfel in gläser klinnen,
du gehst durch die stadt
gehst
und unverhofft stößt du mit dem kopf an den mond,
betroffen bleibst du stehen,
plötzlich
glaubst du zu wissen,
wie deine schritte in den ohren anderer klingen,
du zögerst,
zögerst weiterzugehen
für die kurze dauer eines irrtums
spürst du das brennende bedürfnis
eine frau anzurufen,
als wolltest du dir etwas beweisen,
doch du weißt, es ist sinnlos wie ein selbstmord,
und wie jemand, der ein schlechtes gewissen hat,
stiehlt sich jemand die treppen hoch
in sein mietszimmer
und stellt stühle im halbkreis auf,
um das sprechen nicht zu vergessen.
(1979)

Hotel California

Am Morgen warn die Schneeflocken ungewöhnlich groß
Man sah zu den Bäumen auf
Der Blick die Fassaden hoch war schwindelerregend
In den Läden wurden die Regale blitzschnell leergeräumt
Aus den Kassen drängten sich unendliche Streifen Papier
Auf den Straßen machten die Leute Riesenschritte
Die Lebensläufe waren merkwürdig zerdehnt
Die Busse folgten immer dichter aufeinander
In den Haltestellen versuchte man vergeblich einander
über den Kopf zu schaun
Auf den Schreibtischen stapelten sich die unerledigten Akten
Die Dinge nahmen wieder und wieder einen unerwarteten Lauf
Man war von Minute zu Minute überraschter und ließ es sich auch anmerken
Dauernd wurden Ehen geschlossen und wieder aufgelöst
Die Fotos mit den herrlichen Blumensträußen waren alle gegenwärtig
Die Zahl der Nachspiele nahm zusehends zu
Man ließ sich immer leichter auf die Dinge ein
Die Vorurteile schrumpften sekundenschnell
Überall standen die Resultate übersehbar an den Wänden
Es war soviel weggeräumt worden daß man wirklich
nur noch von Aussichten sprechen konnte
Die Zeitungen trugen dem auch immer deutlicher Rechnung
Man stand um sie an aber was hatte das schon zu bedeuten
Die Zeit verging in den Lücken zwischen den Substantiven
Die Schlagwörter folgten Schlag auf Schlag
Das Schicksal verteilte weiterhin seine Schläge
an die die darauf eingingen
Immer häufiger stellten sich die Leute hinter ihre Wörter
Man ging sich völlig unauffällig aus dem Wege
Die oberen Ziele verdeckten die näherliegenden
Die besseren Mittel verdeckten die schlechteren
Alles beruhte auf Gegenseitigkeit
Ein heiteres Feilschen war in der Welt
Man gab sich unzufrieden und kriegt was dafür
Man gab sich zufrieden und kriegt auch dafür was
Die Möglichkeiten des Einzelnen multiplizierten sich unwahrscheinlich
Die Vielfalt begann einen langsam zu demontieren
Der Morgen lag düster wie ein Schweigen auf den Köpfen
Die Unregelmäßigkeiten wurden zur Regel
Aus den öffentlichen Telefonen schrien die Stimmen
Man redete völlig aussichtslos aufeinander ein
Alle hängten dann ein und gingen die Hände
in den Taschen pfeifend davon
Es war ein allgemeines Schlendern
Wer hätte das je vorausgeahnt

Sich auf etwas einlassen war überhaupt kein Gesprächsthema mehr
Die Autos fuhren mit immer deutlicher zurückgebogenen Antennen vorbei
Aber man merkte auch davon nichts
Die Straßen waren einfach flach
Dran standen die Häuser
Man ging da rein und dort wieder raus
Das Kommen und Gehen erweckte kaum noch Eindruck
Man sah wo hin und es war ein verwischtes Bild
Ein Hund schlug an und das war bestimmt eine Erinnerung
Man kam nicht ins Zögern
Dazu gabs offensichtlich keine Gründe mehr
Man sah sich was an redete dann aber doch von was anderem
Manchmal setzte sich auch etwas fort
Aber das geschah ganz unauffällig
Die Zeit richtete sich nach der Uhr
Nichts setzte aus es gab nichts zu befürchten
Man konnte ruhig seinen Angelegenheiten nachgehn
Die Gerüchte waren sowieso da
Manche der Nachrichten verbreiteten sich mit Windeseile
Aber auch daran hatte man sich mittlerweile gewöhnt
Es gab nichts was einen noch aus der Fassung hätte bringen können
Still verteilten sich die Jahreszeiten gleichmäßig über das Jahr
Was war da der Morgen
Was warn da die Leute hinter den Wörtern
Man ging auf und ab es läutete an den Türen
Na und hieß es sind wir nicht Schlimmeres gewohnt
Die Lebensläufe lagen verbogen hinter den Dingen
Ungewöhnlich groß hingen die Schneeflocken in der Luft
Die Eagles spielten Hotel California
Das Radio steckte unauffällig in sich selbst
Ruhig betrachtete ich mich aus meinem Zeigefinger
(1980)

Monika Höhn

Die Luft, die wir atmen

Aufzeichnungen einer Pfarrfrau
aus dem Ruhrgebiet

(224 Seiten mit mehreren Abb., brosch., 12,- DM)



Monika Höhn erzählt vom „Pfarrhausalltag“ in der Arbeitergemeinde Bruckhausen im Ruhrgebiet. Einer Gemeinde, in der fast jeder für Thyssen arbeitet oder – keine Arbeit hat. Etwa die Hälfte der Wohnungen in Bruckhausen gehören Thyssen, und als Freizeiteinrichtung gibt es 26 „Kneipen“.

Das Pfarrhaus von Monika und Michael Höhn war ein Zentrum, zu dem die Menschen mit ihren Sorgen und Nöten kamen, und von dem dann Initiativen zur Selbsthilfe ausgingen. So ist Monika Höhns Bericht über das Pfarrhaus hinaus eine Schilderung des Alltags in Bruckhausen. Sie erzählt von Schichtarbeitern und Arbeiterfrauen, von ausländischen Kollegen und Arbeitslosen, von Alkoholüchtigen und „kriminellen“ Jugendlichen, von zerstörter Umwelt, von Zweiflung und von Mut und Solidarität. Hier zu helfen, betrachteten die Höhns als ihre Aufgabe – aus der Sicht von Christen, die das Wort ernst nehmen: „Was ihr einem unter meinen geringsten Brüdern tut, das tut ihr mir.“

Geschrieben hatte Monika Höhn diese Aufzeichnungen für ihre beiden Kinder Jana und Sarah. Ihnen wollte sie ein Stück Wirklichkeit mitteilen. Sie hat dieses „Tagebuch“ überarbeitet und legt es nun den Lesern vor, sie meint: „... daß viele Dinge der Gerechtigkeit wegen gesagt werden müssen. Das habe ich aus meiner Sicht getan in der Hoffnung auf Veränderung.“

Dammitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH

Auslieferung:

Brücken-Verlag GmbH, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl, Anschrift wie Redaktion.

Verlag: Dammitz Verlag im Verlag Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss 13.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

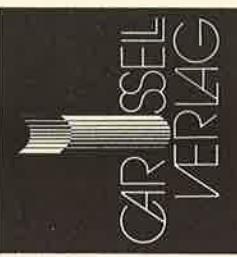
ISSN 0023-5016.

UMWELTSCHUTZ

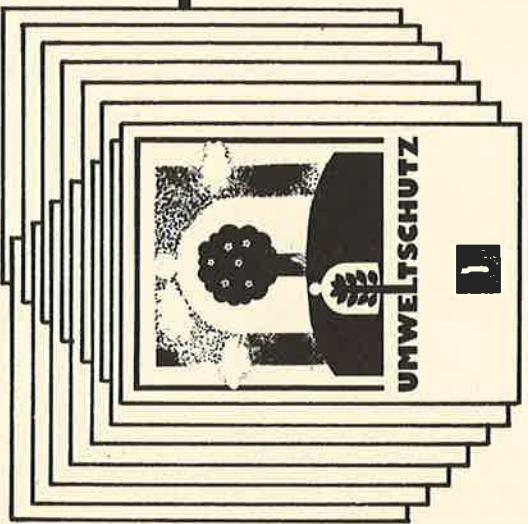
Das Thema Umweltschutz als Kunstmappe? Ohne Zweifel ein aufregender, hochaktueller Aspekt künstlerisch-grafischer Betätigung. 22 namhafte tschechische Grafiker und Maler sind das drückendste Problem unserer Zeit vom realistischen und oft visionären Blickwinkel der Kunst angegangen und haben kritische, aussagekräftige Lithografien von bleibendem Wert geschaffen, die aufrütteln und den Betrachter mehr als nachdenklich stimmen.

Sichern Sie sich Ihr Exemplar dieser herrlichen, sorgfältig hergestellten Mappe noch heute; sie ist in einer einmaligen, limitierten Auflage von 399 handsignierten, nummerierten Exemplaren nur ab Verlag erhältlich.

Wenn Sie per Eurocheque oder Vorauskasse auf Postscheckkonto 165191-800 in München zahlen, ersparen Sie sich Nachnahmegebühr und Portokosten!



22 Original Farblithografien
DIN A4 in Kunstdruckmappe,
handsigniert und nummeriert,
DM 248,-



Carussell Verlag,
Straubinger Str. 20,
8411 Michelsneukirchen
Tel.: (09467) 274

Irene Hübner

Kulturelle Opposition

(272 S. mit vielen Abb., brosch., DM 19,80)

Die kulturelle Opposition wehrt sich, wächst und treibt voran in den sozialen Bewegungen für Frieden und Arbeit, gegen Sozialabbau und Umweltzerstörung. Irene Hübner schrieb keine blasse theoretische Abhandlung zum Thema. Aus Gesprächen vor Ort mit aktiven Bürgern, kommunalen Kulturarbeitern und Gewerkschaftern, Alternativlern und Ausländern, jugendlichen „Spurensicherern“, und Veteranen, die ihre Geschichte aufarbeiten, entstand dieses Buch. Ausgehend von den Erfahrungen der Arbeiterbewegung arbeitet die Autorin – ohne unterschiedliche Auffassungen zu verkleistern – die gemeinsamen Interessen der Arbeiterbewegung und der neuen sozialen Bewegungen in der Kulturarbeit heraus und entwickelt Strategien der kulturellen Opposition angesichts der Krise. Irene Hübner will „Anspruchsenken“ erzeugen, begehrlich machen auf den ganzen kulturellen Reichtum – von der Selbstbetätigung bis zum aktiven Kunstgenuss!

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH

Auslieferung:

Brücken-Verlag GmbH, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1

Beilagenhinweis

Einer Teilauflage dieser Ausgabe liegt eine Werbekarte der Demokratischen Fraueninitiative, Köln, und eine Eigenwerbung (Karte) des Verlages bei.

DIE SEXUALISIERUNG



DER KÖRPER FRAUENFORMEN 2

- Der braune Strickrock, Schlüpfer u. Sicherheit u.a. Alltagsgeschichten zu Bauch, Haaren, Beinen...
- Erinnerungsarbeit als Methode weiblicher Forschung: Wie wir uns zu Frauen formen
- Der Staat in der Sexualität: Versuch einer kritischen Aneignung Foucaults
- Ovids Narziß und die Bildzeitung: Umschreiben erotischer Geschichten
- Mit Fleiß ohne Schweiß: Kunstriitten von Frauen
- Liebe und Produktion: Marxismus und Sexualität

Frauenformen 2 — Die Sexualisierung der Körper. Hg. Projekt Frauenformen. Argument-Sonderband AS 90, Berlin 1983. DM 16,80/f. Stud. 13,80 (im Abo 13,80/11,80)

Argument-Frauenredaktion,
Altensteinstr. 48a, 1000 Berlin 33

Ausschneiden und senden an:
Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6,
1000 Berlin 65, Tel.: 030/4619061

Ich bestelle Ex. AS 90
(erscheint im Mai 1983)

Ich wünsche Informationen über die Arbeit der Argument-Frauenredaktion

Datum

Unterschrift

UMWELTSCHUTZ



22 Original Farblithografien

DIN A4 in Kunstmappe,
handsigniert und numeriert,
DM 248,-

Das Thema Umweltschutz als Kunstmappe? Ohne Zweifel ein aufregender, hochaktueller Aspekt künstlerisch-grafischer Betätigung. 22 namhafte tschechische Grafiker und Maler sind das drückendste Problem unserer Zeit vom realistischen und oft visionären Blickwinkel der Kunst angegangen und haben kritische, aussagekräftige Lithografien von bleibendem Wert geschaffen, die aufrütteln und den Betrachter mehr als nachdenklich stimmen.

Sichern Sie sich Ihr Exemplar dieser herrlichen, sorgfältig hergestellten Mappe noch heute; sie ist in einer einmaligen, limitierten Auflage von 399 handsignierten, nummerierten Exemplaren nur ab Verlag erhältlich.

Wenn Sie per Eurocheque oder Vorauskasse auf Postscheckkonto 1651 91-800 in München zahlen, ersparen Sie sich Nachnahmegebühr und Portokosten!



Carussell Verlag,
Straubinger Str. 20,
8411 Michelsneukirchen
Tel.: (094 67) 274

BITTNER, WOLFGANG, sh. *Kleine Arbeitsbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließt der Rhein – 30 Jahre BRD“.

BUTKUS, GÜNTHER, geb. 1958, lebt in Bielefeld. 1981 gründete er den Pendragon-Verlag. Veröffentlichungen: „Gedichte“ (Zs. mit J. Winkelmann), Bielefeld. Beiträge in Anthologien und Literaturzeitungen.

CHOBOT, MANFRED, geb. 1947 in Wien. Studium der Kulturtechnik, freier Schriftsteller. Hörspiele, TV-Sendungen, Bücher (u. a. „Der Gruftspion“, 1978; „Waunst in Wean“, Dialektgedichte, 1978; „Die Briefe der Leopoldine Kolecek“, 1978; „reform-projecte“, 1980; „Mit'm Schmäh“, Liederbuch, Hrsg., 1980; „Dialekt Anthologie 1970–1980“, Mithsg. gem. mit Bernhard C. Bünker, 1982; „Friedensmarsch der 70 000“, Dokumentation, Mitherausgeber, 1982; „wüü net alaane sei“, Kassette mit Liedern und Textbuch, 1982).

DIETRICH, WOLFGANG, geb. 1956. Magister und Steinmetzgehilfe. Rundfunksendungen („Wie sie erröten, die Pflastersteine“, „Gedichte aus Sardinien. Nach Antonio Mura“).

DÜRRSON, WERNER, sh. Reihe *Zeit-Gedichte* 1-1981.

FROMM, WALTER, geb. 1950 in Heltau (Cisnadio), Rumänien. Studium der Germanistik in Hermannstadt (Sibiu). Deutschlehrer und Literaturkritiker. Lebt seit 1980 in München. Student.

HAVERS, CHRISTOPH, geb. 1955, lebt in Neuss. Sozialpädagoge. Veröffentlichungen: Gedichte, Geschichten, Glossen, Artikel.

HENNEMANN, SUSANNE, sh. KK 1/82.

HOFFMANN, KURT ROBERT, sh. KK 3/80 und 4/81.

HODJAK, FRANZ, geb. 1944 in Hermannstadt (Sibiu), Rumänien. Studium der Germanistik in Klausenburg (Cluj). Lektor der deutschsprachigen Abteilung des Dacia Verlages, Klausenburg. Gedichtbände: „Brachland“, 1970; „Spielräume“, 1974; „offene briefe“, 1976; „Die humoristischen Katzen“, 1979; „mit Polly Knall spricht man ... 1979; „tigari umede si de calatorie“ feuchte zigaretten und reiselust, 1980; „Das Maß der Köpfe“, Prosa, 1978; alle in Rumänien erschienen; „Lyrik aus Rumänien“, Leipzig, 1980; Peter Motzan (Hrsg.): „Ein halbes Semester Sommer. Moderne rumänische Prosa“, Berlin/DDR, 1981.

HORSTMANN-BÖKAMP, UTE, sh. KK 2/82.

JUNG, WERNER, geb. 1955. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Institut der RWTH Aachen. Veröffentlichungen: „Wandlungen einer ästhetischen Theorie – Georg Lukács' Werke 1907-1923“, Köln, 1981; Aufsätze und Rezensionen.

KIRCHHOFF, EBERHARD, sh. KK 3/82.

KLEIN, HANS, geb. 1949. Studium der Soziologie, Philosophie und Pädagogik. Veröffentlichungen in Zeitschriften, Zeitungen, Anthologien, Jahrbüchern, Funk.

KOCH, HANS, Professor, Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Berlin.

MAI, MANFRED, geb. 1949. Malerlehre, Fabrikarbeit als Werkzeugschleifer, PH-Studium (Zweiter Bildungsweg), Lehrer (mit halbem Deputat). Lebt in Winterlingen auf der Schwäbischen Alb. Bücher: „... und brennt wie Feuer“, Erzählung; „Hinter der Wolke keine Sonne“, Roman; „Suchmeldung – Gedichte zum Anfassen“; „Do kaasch nemme“, Gedichte in schwäbischer Mundart; „S ischt älls a Weile schee“, schwäbische Gedichte und Geschichten; „Keine Angst vor der Angst“, Kinder- und Familienbuch; „S weit kommts noh – Gereimtes und ungereimtes von der Schwäbischen Alb“. In Kürze: „Ohne Garantie – Geschichte für später“ (Spectrum Verlag); „Geschenk-Geschichten“ (rororo-rotfuchs).

MAIWALD, PETER, sh. *Kleine Arbeitsbibliothek*, Band 58 „Geschichten vom Arbeiter B.“.

MAURER, ALBERT, sh. KK 3/82.

SÖLLNER, WERNER, geb. 1951 in Neupanat (Horia), Rumänien. Studium der Germanistik in Klausenburg (Cluj), Deutschlehrer, dann Lektor der deutschsprachigen Abteilung des Kinderbuchverlages Ion Creanga, Bukarest. Lebt seit 1982 in Frankfurt a. M. Gedichtbände: „wetterberichte“, 1975; „Mitteilungen eines Privatmannes“, 1978; „Sprachigkeit“, 1979; „Eine Entwöhnung“, 1980. Verschiedene Übersetzungen aus dem Rumänischen. Beiträge in Anthologien.

STORZ, BERND, geb. 1951 in Ravensburg. Seit 1976 Dipl.-Pädagoge an einer Familienberatungsstelle. Veröffentlichungen von Lyrik u. a. in: „Literarischer März 2“, hrsg. von F. Deppert und K. Krolow, 1981 (List-Verlag).

TONDERN, ALF, sh. KK 1/82, 3/82 und 2/83.

WAGNER, RICHARD, geb. 1952 in Lowrin, Rumänien. Studium der Germanistik in Temeswar. Zunächst Deutschlehrer, dann Kulturredakteur der rumäniendeutschen Wochenzitung „Karpatenrundschau“. Leiter des Adam-Müller-Guttenbrunn-Literaturkreises in Temeswar. Gedichtbände: „KlarTEXT“, 1973; „die invasion der uhren“, 1977; „Hotel California 1“, 1980; „Hotel California 2“, 1981; „Der Anfang einer Geschichte“, Prosa, 1980; „Anna und die Uhren“, Kinderbuch, 1981; alle in Rumänien erschienen. Beiträge in Anthologien.

Berichtigung

Die Angaben zu dem im Heft 2/83 veröffentlichten Artikel von Klaus Hermsdorf lauten: Franz Kafka – Amtliche Schriften. Mit einem Essay von Klaus Hermsdorf und Jaromír Loužil.

„Ihre Gedichte haben mich gepackt. Und das sogar, als ich müde von einigen hundert Kilometern (am Steuer) nachhause kam. ... Ich finde Sie (die Texte), Sie bemerkenswert.“
(Luise Rinser)

SUSANNE HENNEMANN

Davidsgesänge

Gedichte

80 Seiten, DM 10,45

Bläschke Verlag, 1980



VIELLEICHT

Wenn du die Forelle singen hörst
und mit ihren Augen
in die Tiefe blickst
Vielleicht
lässt sie dann
ihren Schatten
in deiner Hand zurück

SUSANNE HENNEMANN

Auge in Auge

Gedichte

72 Seiten, DM 15,00

Gegenrealismus Verlag, 1982



MEIN BLAUER REIHER

Unterwegs ist der Wind
Die Wege röhren sich nicht von der Stelle
Die Wolken hocken beisammen
und brüten finstere Tage aus
Mein blauer Reiher sieht mich an
Den Steinen wachsen Flügel

In Vorbereitung:

SUSANNE HENNEMANN

Das Räderwerk

ca. 72 Seiten, ca. DM 15,00

(voraussichtl. Oktober 1983)

Auf Anforderung sende ich Ihnen gerne Prospekte. Bitte bestellen Sie bei:

SUSANNE HENNEMANN, Bugenhagenstraße 29,
2400 Lübeck, Tel. 0451/3 27 27

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7
4040 Neuss 13
Postvertriebsstück / Gebühr bezahlt

F 2484 F

2006875 D1 83.003 4269 219
SCHUH JUERGEN

HARDTSTR. 119

5600 WUPPERTAL 1

*W. Bittner, G. Butkus, M. Chobot, W. Dietrich, Ch. Havers,
S. Hennemann, K. R. Hoffmann, F. Hodjak, U. Horstmann-
Bökamp, E. Kirchhoff, H. Klein, M. Mai, P. Maiwald,
A. Maurer, W. Söllner, B. Storz, A. Tondern, R. Wagner*

Friedrich Hitler: Schriftsteller und Wende

Werner Dürrson: Es ist nicht mehr Zeit zu betrachten

Werner Jung: Der rasende Torpedokäfer

Hans Koch: Karl Marx und die Kulturpolitik der DDR

Walter Fromm: Die Entdeckung des Ichs

Rumäniendeutsche Gegenwartsliteratur

Wort an die internationale Öffentlichkeit –

Erklärung von DDR-Schriftstellern und -Verlegern

DM
8,50



Wir Frauen



Ich wünsche kostenlos
und unverbindlich Probeexemplare

Ich bin die neue „Wir-Frauen“-Abonnentin und bestelle hiermit
„Wir Frauen“ ab _____ zum Jahresbezugspreis

- Lieferung als Postvertriebsstück 12,- DM
 Lieferung als Streifband 15,- DM

Kündigungen jeweils 6 Wochen vor Jahresende

Absender
Vor- und Zuname _____

Straße _____

PLZ, Ort _____

Datum _____ Unterschrift _____

den Abo-Preis zahle ich nach Erhalt der Rechnung
 bitte ich von meinem Konto abzubuchen

Konto

--	--	--	--	--	--	--	--

BLZ

--	--	--	--	--

bei _____

Bank, Sparkasse bzw. Postscheckamt

Bitte mit
60 Pf
freimachen

**Demokratische
Fraueninitiative
Venloer Straße 383**

5000 Köln 30